XIII. Band 1927 Heft 1



# IMAGO

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften

Herausgegeben von

**Sigm. Freud**

Redigiert von Sándor Radó, Hanns Sachs und A. J. Storfer



*Internationaler Psychoanalytischer Verlag*

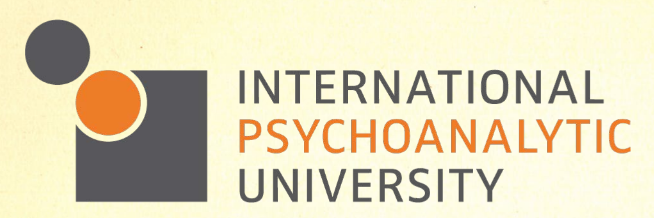
*Wien VII, Andreasgasse 3*



# IMAGO

XIII. BAND

1927


INTERNATIONAL
PSYCHOANALYTIC
UNIVERSITY
DIE PSYCHOANALYTISCHE HOCHSCHULE IN BERLIN

# IMAGO

## ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE NATUR- UND GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON

SIGM. FREUD

REDIGIERT VON

SÁNDOR RADÓ, HANNS SACHS
A. J. STORFER

XIII. BAND
(1927)

INTERNATIONALER
PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
LEIPZIG / WIEN / ZÜRICH

*



Druck: Christoph Reisser's Söhne, Wien V

# INHALTSÜBERSICHT DES XIII. BANDES

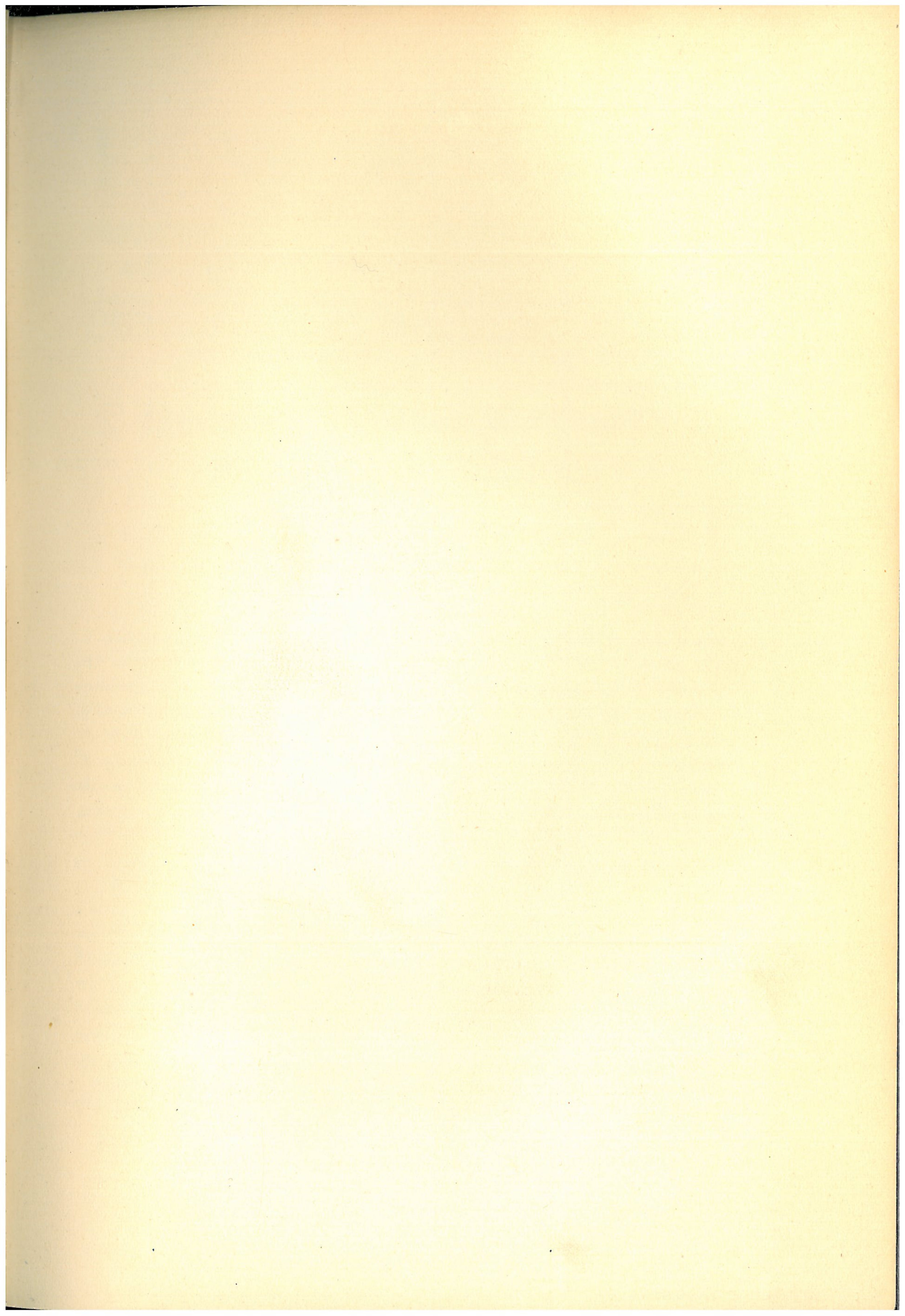


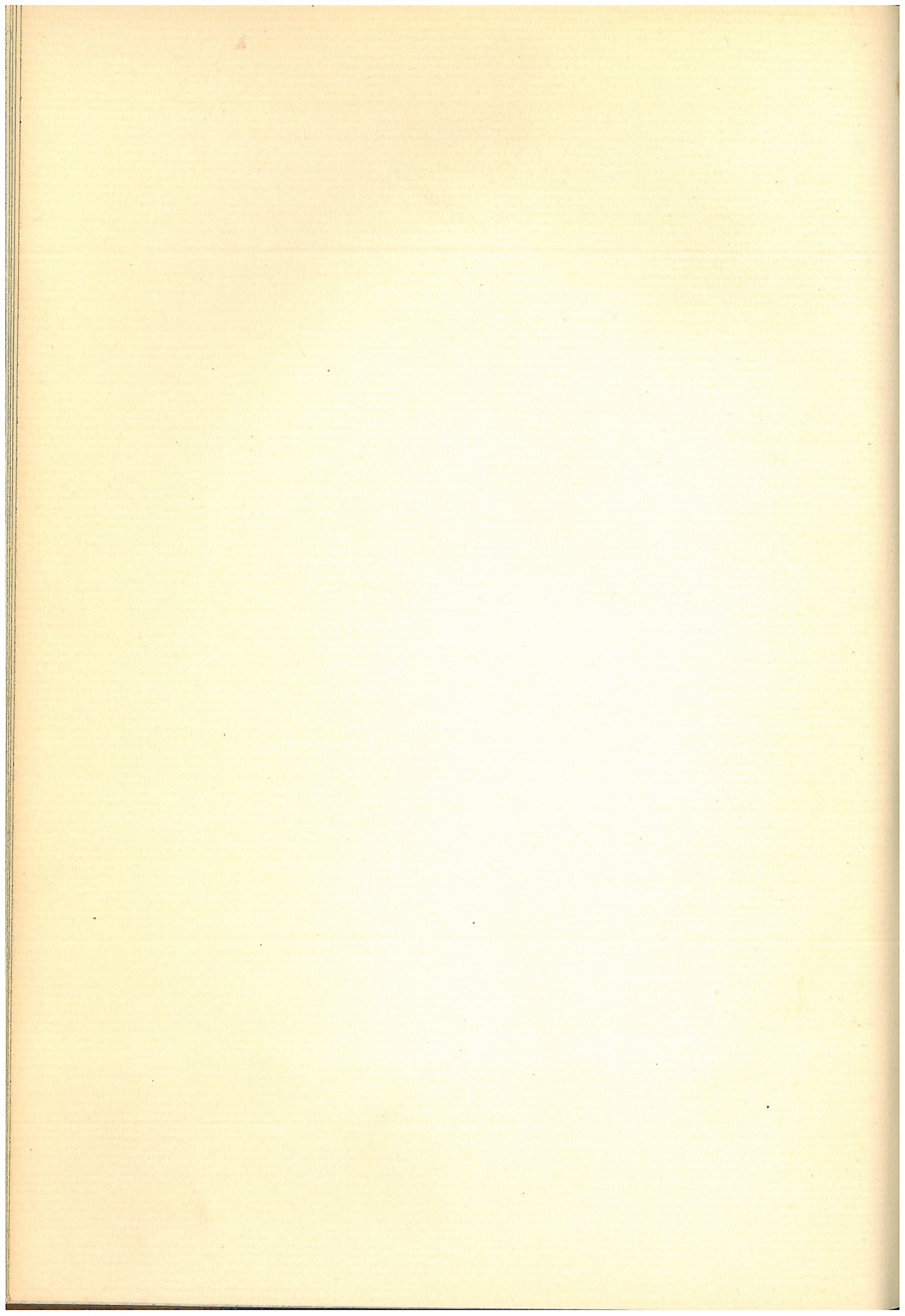
## REFERATE

### KUNSTBEILAGEN



Heft 2/3/4 (S. 145 bis 553) trägt als Sonderheft die Bezeichnung „Glaube und Brauch“





# IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE
AUF DIE NATUR- UND GEISTESWISSENSCHAFTEN

XIII. Band 1927 Heft 1


# Die heutige Psychologie der Pubertät

## Zur Kritik ihrer Wissenschaftlichkeit

Ein Sammelreferat von


Siegfried Bernfeld
Berlin


Auf den folgenden Seiten wird über eine Anzahl von Büchern gesprochen, die eine zusammenfassende Darstellung der Psychologie der Pubertät versuchen. Dennoch handelt es sich nicht um ein berichtendes Sammelreferat. Es kam mir nicht darauf an, den Leser objektiv darüber zu unterrichten, zu welchen Ergebnissen über die Psychologie des Jugendalters die Autoren gelangt sind. Sondern ich habe mich darauf beschränkt, sorgfältig einem einzigen Thema durch die besprochenen Bücher hindurch nachzugehen: der Stellungnahme Tumlirz', Sprangers, Ch. Bühlers, W. Hoffmanns und Ziehens zur Psychoanalyse, und habe versucht nachzuweisen, daß diese Stellungnahme eine durchaus unwissenschaftliche ist. Ein Nachweis, der um so interessanter sein dürfte, als die meisten der genannten Psychologen ausdrücklich, alle implizite, ihre Ablehnung mit der zu geringen Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse motivieren. Aber die Aufdeckung solcher Unkorrektheit würde die verhältnismäßig umfangreiche Kritik um so weniger rechtfertigen, als die Abwehrschriften gegen die Psychoanalyse seit Jahrzehnten sich dieser und mancher anderen Sonderbarkeiten schuldig gemacht haben. Mir erscheint sie aber aus prinzipielleren Erwägungen nicht überflüssig.

Die Psychologie hat sich in Gegenstand, Methoden, Erkenntnisziel und Darstellung innerhalb der letzten Jahrzehnte von Grund auf gewandelt.

Wir stehen mitten im Aufbau einer neuen Psychologie, zum erstenmal einer autonomen Wissenschaft Psychologie. Es läßt sich heute noch nicht absehen, welche der Schulen, die mit dem Anspruch auftreten, die Psychologie zu sein, zu dem neuen Gebäude bloß ein Detail, welche das Fundament abgeben wird. Nur soviel scheint gewiß, daß eine weitgehende Konvergenz einige ursprünglich recht scharf voneinander getrennte Forschungsrichtungen immer näher aneinander bringt. Bei diesem Bemühen der Psychologie um ihre eigenen Ziele, Methoden und Grenzen erwächst ihr eine beträchtliche Gefahr daraus, daß, indes sie um ihre Wissenschaftlichkeit ringt, sich außerwissenschaftliche Wertungen und Gesichtspunkte einmengen, die geeignet sind, die Psychologie als Wissenschaft zu verderben, und sie nach Bedürfnissen zu verbiegen, die mit Psychologie so wenig etwas zu tun haben als mit Wissenschaft. Die Gefahr ist so lange akut, als nicht die Psychologie zu gesicherten Kriterien ihrer Wissenschaftlichkeit gelangt ist. Die Stellungnahme zur Psychoanalyse erweist sich als feiner Gradmesser für das Maß solcher eingeschlichenen weltanschaulichen Wertungen. Darum empfahl es sich, gerade dies Kapitel der referierten Bücher scharf zu prüfen.

Gewiß darf auch die Psychoanalyse nicht von sich behaupten, das Ganze der künftigen Psychologie heute schon dargestellt zu haben. Aber man dürfte den Versuch wagen, in ihr eine Anzahl zentraler Stücke einer künftigen wissenschaftlichen Psychologie aufzuweisen. Die Psychoanalyse hat sich bis zu einem gewissen Grade durchgesetzt. Als Behandlungsmethode, als Neurosenlehre ist sie zwar umstritten, aber ihre Bedeutung wird von jüngeren Forschern nicht mehr geleugnet. Eine Reihe von Begriffen und Gesichtspunkten der Psychoanalyse ist in das Denken der Gebildeten und in den Sprachschatz übergegangen. Auch die verschiedenen psychologischen Schulen und Richtungen haben, mehr oder weniger umfangreich, Gedankengänge Freuds aufgenommen; einige sind ohne Psychoanalyse überhaupt nicht denkbar, alle — vielleicht — haben irgendwie, und wäre es unbewußt, auf die Tatsache des Bestehens einer Freudschen Lehre reagiert. Mit all dem aber hat die Psychoanalyse der Psychologie noch lange nicht all das geleistet, was sie ihr — nach meiner Meinung — leisten kann. Viel zu wenig ist der wissenschaftliche Gehalt der Psychoanalyse als einer autonomen Psychologie erfaßt. Sie wird noch immer als eine psychopathologische Schule gewertet, die zwar dies oder jenes der Psychologie geben kann, nicht aber selbst Psychologie ist. Die Aufgabe steht der Psychoanalyse noch bevor, sich als Psychologie — wenn auch gewiß nicht als die Ganze und Endgültige — durchzusetzen. Die folgenden Kapitel möchten hiezu etwas Vor-

bereitendes beitragen. Nämlich das etwa: der Vorwurf, den die Psychologie gegen uns erhebt, wir seien nicht wissenschaftlich, braucht uns nicht zu kümmern, nicht zu hindern. Er entspringt weder einer Prüfung der Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse, noch irgendwelchen legitimen Kriterien psychologischer Wissenschaftlichkeit, sondern der Unkenntnis, dem Mißverständnis und außerwissenschaftlicher Wertung. So lehren die besprochenen Bücher.

Sie sind nun freilich nicht die wahren Repräsentanten der Psychologie, sondern sind ein kleiner Ausschnitt aus der gesamten heutigen Psychologie.[1] Sie umfassen die gegenwärtige — deutsche — Psychologie der Pubertät, also einen sehr wichtigen Teil der Entwicklungspsychologie. Die Pubertät, Domäne der erwachenden Erotik, konnte der Prüfstein dafür sein, ob eine nicht psychoanalytische Psychologie derzeit ihren Aufgaben gewachsen ist. Man bekämpft die Auffassungen der Psychoanalyse über die Triebe und den Aufbau der Persönlichkeit. Gerade an der Pubertät muß sich eine der psychoanalytischen entgegengesetzte Anschauung bewähren, soll sie Glaubwürdigkeit für den Anspruch verdienen, zulänglich zur Verständlichung des Seelenlebens — ohne die Freudschen Annahmen — zu sein. Darum war für unsere Zwecke gerade die Psychologie der Pubertät zu wählen, obzwar sie keineswegs von den Vertretern der bedeutsamsten Forschungsrichtungen bearbeitet wurde. Aber wir werden zu beachten haben, daß nicht alle Ablehnung der Psychoanalyse so einfach zu durchschauen, so leicht und nachdrücklich als wissenschaftliche Kritik zu entwerten ist, als etwa Sprangers. Nur eine vorbereitende Arbeit durfte sich so in gewissem Sinne die leichtesten Aufgaben setzen, an der Peripherie der Psychologie als Wissenschaft einige typische Verfälschungen der Wissenschaftlichkeit am Beispiel der Psychoanalyse und ihrer Kritik aufzuweisen: die des „Menschenverstandes“, der Philosophie, der ahnungslosen „Kühnheit“, der Pädagogik und der überwundenen Belastungen.

## 1) *Der Menschenverstand*

Das Buch von Tumlirz[2] zeichnet sich durch eine Reihe erfreulicher Eigenschaften aus. Vor allem: es hat keine großen Prätentionen. Es weiß, „daß die Reifezeit noch zu wenig durchforscht ist, so daß keine zusammen-

1) Aber kein zufälliger, sondern ein sehr bedeutsamer.

2) Dr. Otto Tumlirz, Die Reifejahre. Untersuchungen zu ihrer Psychologie und Pädagogik. Erster Teil: Die seelischen Erscheinungen der Reifejahre. Leipzig 1924.

fassende Darstellung jetzt schon alle Fragen restlos und erschöpfend behandeln kann“ (I). Und bescheidet sich, so scheint es, „ein weiterer Beitrag zur Kenntnis der Reifejahre“ zu sein. Es ist jedenfalls einer. Der Verfasser hat viele treffende Beobachtungen zusammengetragen, manche sehr glücklich formuliert und einige Erscheinungen klar und eindeutig geordnet. Er vermeidet „erzwungene Theorienbildung“ und lehnt es ab, „von einem einzigen Grundgedanken aus die Fülle der seelischen Erscheinungen der Reifezeit zu erklären“. So ist das Buch in der Formulierung des Empirischen beträchtlich zulänglicher als in dessen Erklären. Die Erklärungen geschehen fallweise. Es ist meistens gegen sie nichts zu sagen, als daß sie theoretisch nicht ganz voll genommen werden können. Sie sind unverbindlich.

Tumlirz ist nicht prüde. Im Gegenteil zeichnet ihn eine muntere Frische aus, mit der er die sexuellen Tatbestände, „ohne die falsche Scham vieler Pädagogen und Psychologen“ (VI) beim richtigen Namen nennt. Aus dem Bemühen heraus, fremdwörterrein zu schreiben, spricht er frei von Beischlaf, Selbstbefleckung usw., ja sogar von Schmerzgeilheit, was glücklicherweise in Klammer als Masochismus erklärt wird. Aber man muß nicht fürchten, daß dieser Baum in den Himmel des Radikalismus wachsen wird. „Begreiflicherweise konnte ich mich mit meinen Schülerinnen nicht über geschlechtliche Dinge unterhalten“ (V) — diese wohlanständige Bürgerlichkeit des Vorworts und der hymnische Schlußsatz des Buches: „Aber auch die Enttäuschung hat ihren erziehenden Wert. Denn der Kampf lehrt, über den Idealen und unerreichbaren Zielen nicht das Erreichbare, das für Familie und Volk Wertvolle zu versäumen, er stählt und härtet die Charaktere, bis aus dem Ringen um höchste Güter Menschen hervorgehen, die ihrer Kraft und ihres Könnens voll bewußt sind, die nicht mehr in glühendem Überschwang dahinstürmen und bei ihrem Höhenflug abstürzen, sondern Schritt für Schritt, dafür sicher, an dem Fortschritt der Kultur arbeiten, ohne im Streben nach den reinen Geisteshöhen der Menschheit zu erlahmen, die aufrecht, ruhig und sicher durchs Leben schreiten als rechte und treue deutsche Männer und Frauen“ (119) lassen den Autor als jemand erkennen, von dem nichts Böses zu erwarten ist. Er vervollständigt das Bild seiner geistigen Persönlichkeit, indem er als den Eckpfeiler, an denen die Grenzen seines wissenschaftlichen Verstandes angeknüpft sind, auf Seite 105, 106 verrät: „Aus den Wirren und Leidenschaften, aus dem trüben Gären der Reifung gehen in edler Reinheit der Jüngling und die Jungfrau hervor, schwärmerische Idealgestalten, welche auf den geistigen Höhen der Menschheit wandeln wollen, die nur klarste Höhenluft atmen können . . .“ Auf Seite 110, 111:

„In ihrer freudigen Lebensbejahung grübeln der Jüngling und die Jungfrau nicht mehr, sie bejahen Gott . . .“ Auf Seite 97 schließlich: „. . . verstehen wir, daß die Arbeiterjugend trotz ihres Strebens nach Selbständigkeit, trotz ihres Mißtrauens gegen die Erwachsenen unbesehen und unkritisch die Schlagwörter des Marxismus und der roten Internationale übernimmt, daß sie sich von den Erwachsenen auf den einseitigen Klassenstandpunkt einengen läßt . . . Die Richtigkeit dieser Anschauung wird wohl erhärtet durch die Tatsache, daß die Arbeiterschaft seit sechzig Jahren an den philosophisch, soziologisch und psychologisch unhaltbaren Lehren Marx’ festhält, ohne deren innere Widersprüche zu erkennen.“ Nehme ich hinzu, was der Mittelschullehrer an Selbstgenügsamkeit bekennt, wenn er schreibt: „Meine Untersuchungen stützen sich vor allem auf die vielseitigen und zahlreichen Beobachtungen, die ich in dreijährigem Zusammensein mit einer Klasse des hiesigen Realgymnasiums gemacht habe. Zwischen mir und den Mädchen und Jünglingen dieser Klasse besteht ein Vertrauensverhältnis, das schon äußerlich dadurch zum Ausdruck kommt, daß mich die damals Sechzehnjährigen während einer Wanderung ins Gesäuse baten, sie zu duzen. Ich habe mit meinen Jungen und Mädchen oft über viele Fragen gesprochen, die mir während der Durchsicht des mir erreichbaren Schrifttums über die Reifejahre auftauchten, ich habe ihnen einen Fragebogen mit etwa sechzig Fragen vorgelegt . . . “ (IV), so würde ich tiefstes Mißtrauen gegen eine Wissenschaft haben, die durch keinerlei methodische Gesetze gestrafft — und das gilt für die heutige Jugendpsychologie — in dieser Luft gedieh, und würde meinen, die ernsthafte Besprechung des Buches erübrige sich. Aber dieser Persönlichkeits- und Weltanschauungshintergrund wird erst von Seite 97 an, wo der Autor von den „Jungfrauen- und Jünglingsjahren“ spricht, so sichtbar, so gehäuft bemerklich, daß wir ihm zugute halten dürfen, hier liege seine Liebe und seine Führerabsicht, und annehmen dürfen, in die Trotzjahre und in die der Reifung, denen Liebe und Führerschaft nicht gehören, werden diese sich nicht in die affektfreie wissenschaftliche Gesinnung störend eingemengt haben.

Tumlirz vertritt demnach keine der Richtungen der Psychologie, die sich heute um eine Anzahl von verschiedenen Grundauffassungen oder Persönlichkeiten gruppieren, und versucht, sein Material mit dem Menschenverstand, der sich freilich von Seite 97 an als getrübt erweist, zu bewältigen, soweit dieser sich nun eben zur Erledigung wissenschaftlicher Probleme als ausreichend erweisen will. Diese Sonderstellung des Tumlirzschen Buches, das es von andern zu besprechenden unterscheidet, gewinnt für

uns insofern ein besonderes Interesse, als sie uns deutlich zeigt, wieweit die Psychoanalyse dem bloßen Menschenverstand akzeptabel erscheint; daß dies nämlich sehr weitgehend der Fall ist und noch ein Stück weitergehend wäre, wenn nicht die „Ideale“ dem Menschenverstand eine engere Grenze zögen, als dieser von selbst einsehen würde.

Das Namensverzeichnis weist Freud als den am meisten zitierten Autor aus, der Quellennachweis bringt Freuds Vorlesungen im Sperrdruck und zitiert überdies sein Schriftchen über Psychoanalyse. (Beiläufig: es ist bezeichnend, daß man so gern gerade diese drei Bogen zitiert; sollte das Heftchen in der Literaturkenntnis unserer Psychologen die elf Bände gesammelter Schriften wirklich repräsentieren?) Nirgends ist auch nur die geringste abfällige Bemerkung gegen Freud enthalten, ja nicht einmal immer beeilt sich Tumlirz, wo er akzeptiert, hinzuzufügen, „aber sonst protestiere“ er; er folgt seinen Gewährsmännern nicht in ihrem Ton, sondern „wir begnügen uns mit dem Hinweis auf die Widerlegungen, welche die psychoanalytische Lehre durch Allers, Moll, Müller, Scheler, W. Stern u. a. gefunden hat“.

Dies ungewöhnliche Verhalten könnte dem sympathisch unproblematischen Charakter des Autors und nicht seiner Einsicht entspringen. Erfreulicherweise ist das nicht der Fall, wie sich zeigen läßt. Die infantile Sexualität wird von Tumlirz als sicheres Ergebnis der Forschung im Prinzip anerkannt: „Die Forschungen der Psychoanalyse haben ergeben, daß sich das Geschlechtsleben schon lange vor dem Erwachen in der Reifezeit im Unterbewußtsein der Kinder vorbereitet und hie und da auch hervortritt.“ (3). „Es besteht zu Recht, daß auch bei durchaus regelrechter Entwicklung geschlechtliche Erlebnisse in der frühen Kindheit vorkommen.“ Die Einwendungen Tumlirz’ gegen die Lehre von den infantilen Sexualtheorien erstrecken sich auf die seiner Meinung nach unzulässige „Erweiterung und Verallgemeinerung“. Der Sinn jeder Theorie, das Faktum, daß eine Theorie „Verallgemeinerungen“ aufstellen muß, und der Zweck dieser theoretischen Annahme bei Freud ist Tumlirz nicht deutlich geworden. Seine Beobachtungen erzwingen aber sein Zugeständnis zum Tatsachenmaterial dieser Theorie. Selbst den Tatbestand des Ödipus-Komplexes, der doch sonst das beliebte Ziel der Empörung jugendkundlicher Autoren ist, finden wir von Tumlirz nicht allein richtig und ohne allen Affektaufwand dargestellt (31), sondern durch eine vorsichtige Fragestellung und durch ausdrückliche Widerlegung des „denkbaren Einwands, daß blutschänderischen Neigungen schwere sittliche Hemmungen entgegenstehen“, gesichert. Er zieht ihn zur Darlegung

eines seiner Hauptgedanken wie selbstverständlich heran (73). Die Einschränkung, die Tumlirz hiebei bloß macht, trifft nicht das Wesentliche und klingt unsicher genug: „Wenn wir das alles zugeben, so ist damit noch nicht bewiesen, daß alle Gefühlsbeziehungen zwischen Eltern und Kindern geschlechtlicher Beschaffenheit seien. Es ist vielmehr anzunehmen, daß es sich neben gelegentlichen Beziehungen mit geschlechtlicher Färbung zumeist um Gefühle handelt, die den geschlechtlichen nahe verwandt, aber mit ihnen nicht wesensgleich sind. Zumindest dürften die Äußerungen des Entladungs- (Detumeszenz-) Triebes gewöhnlich fehlen" (32). Eine Einschränkung, die bei dem engen Begriff „geschlechtlich", der ihr zugrunde liegt, völlig korrekt ist; denn es ist gewiß nie von Freud oder einem seiner Schüler behauptet worden, daß alle Beziehungen der Kinder zu den Eltern genitaler Natur seien. Die Lehre von den Partialtrieben wird mehrfach ausdrücklich verwendet. Schließlich findet ein so wichtiges Stück der psychoanalytischen Lehre, wie das der Regression und Fixierung ist, prinzipielle Anerkennung und gelegentliche Verwendung: „Es hat die Lehre Freuds sehr viel für sich, der die Triebverkehrungen als Entwicklungshemmungen, als ein Stehenbleiben der Geschlechtsentwicklung auf einer Stufe unvollkommener Reifung auffaßt."

Wenn ich Tumlirz' Zustimmungen zur Psychoanalyse so sorgfältig feststelle, so geschieht das, weil hier deutlich wird, wie nunmehr unvoreingenommene Beobachter die von Freud behaupteten Tatsachen auch zu sehen beginnen, wie sie sie festhalten und ins Gebäude ihrer zusammenfassenden Darstellungen aufnehmen. Anfangs wurde Freud wegen dieser Tatbestandsbehauptungen aufs bitterste bekämpft. Die Zeit ist nicht mehr fern, so scheint es, wo solche Freudsche Tatsachen, möchte man sagen, z. B. der Ödipus-Komplex, als selbstverständliche, immer gekannte, nie bestrittene Fakta gelten werden. Und bis zu einem gewissen Grade wird diese falsche Behauptung doch auch richtig sein, denn außerhalb der Jugendkunde, außerhalb jeder Wissenschaft waren Tatsachen, wie die des Ödipus-Komplexes, immer bekannt, d. h. sie waren als Realitäten, und wären es auch verdrängte, erlebt worden. Die Psychologie beginnt in jenes Stadium der Resorption der Psychoanalyse einzutreten, — so scheint es am Beispiel Tumlirz', — das dem ausübenden Analytiker von seinen Patienten her wohlbekannt ist: wenn dem Patienten, oft nach harter Abwehr, eine bisher verdrängte Regung bewußt geworden ist, so pflegt er zu behaupten, das habe er eigentlich immer schon gewußt. Er hat auch recht mit diesem Gefühl, irgendwie hat er es freilich gewußt, nur war ihm jenes Frühere nichts nütze, während die neue, eben durch

die Analyse gewonnene Art des Wissens ihm die Herrschaft über die verdrängte Regung wiedergibt. Aber er hat mit jenem Gefühl nicht nur recht, es erspart ihm auch — die Dankbarkeit. Und in diesem Punkt — so scheint es weiters — setzt sich die Parallele zwischen Patient und Jugendkunde fort. (Freud.) Daß man jene „stets gekannten" Tatsachen nun auch aussprechen muß, daß die Systeme und Theorien sich auch an ihnen bewähren müssen und daß dies Freuds Verdienst ist, ist offenbar der Wissenschaft nicht angenehm. Muß sie schon die Fakta anerkennen, so will sie doch die Dankbarkeit ersparen. Der Entdecker solch wichtiger Tatsachen, — und für die Wissenschaft sind sie durch Freud entdeckt worden, — sollte man meinen, würde Anerkennung finden. Man sucht vergeblich bei Tumlirz ein Adjektiv, eine Bemerkung, die über das hinausgeht, was er an Lob oder Respekt dem Verfasser einer interessanten Dissertation auch zollen würde. Und Tumlirz ist, mit den andern hier zu besprechenden Verfassern verglichen, geradezu ein tiefer Bewunderer und Verehrer Freuds.

Von einem Autor, der bewußt das Theoretisieren ablehnt, ist natürlich weder Verständnis noch Annahme der Freudschen theoretischen Erweiterungen jener Tatbestände zu erwarten. Die Zustimmung zu den Fakten und ihrer psychoanalytischen Erklärung ist bei Tumlirz aber darüber hinaus noch durch weltanschauliche, also affektive, außerwissenschaftliche Faktoren eingeengt. Denn der einzige wesentliche Einwand, den er gegen Freud ausdrücklich formuliert, ist der Vorwurf der Einseitigkeit, daß „alles" auf den Geschlechtstrieb zurückgeführt wird, „sich das ganze Seelenleben auf den Geschlechtstrieb" aufbaut. Tumlirz geht hier sogar noch ein gutes Stück mit: „Es ist, als ob der im Jünglings- und Jungfrauenalter zeitweilig unterdrückte Geschlechtstrieb sozusagen vergeistigt in hohen geistigen Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst, der Religion zur Geltung komme . . . Mit dieser Vermutung gelangen wir wieder zum Sublimierungsgedanken Freuds zurück" (44). Auf den folgenden Seiten bringt Tumlirz dann eine Reihe von Belegen, die für die Sublimierung sprechen, akzeptiert im wesentlichen die Sublimierungslehre, findet schließlich sogar das Wort Sublimierung akzeptabel als „Sache des Übereinkommens. Nicht zugegeben aber werden kann, daß zwischen Geschlechtstrieb und den geistigen Leistungen regelmäßig ein ursächlicher Zusammenhang besteht, nachdem es sich oft nur um eine Miterregung des übrigen Gemütslebens handelt; nicht zugegeben werden kann ferner, daß *alle* geistigen Betätigungen auf Verwandlungen des Geschlechtstriebes zurückführbar seien" (48). Dabei wäre Tumlirz bereit, diese Verbote für das frühere Jugendalter aufzuheben,

aber bei den Jugendlichen (Jünglings- und Jungfrauenalter) „kann es sich bei der geistigen Betätigung auf dem Gebiete der Religion, Wissenschaft, Kunst usw. nicht um Sublimierungen des Geschlechtstriebes handeln, sondern nur um die Auswirkung der an sich geistigen Liebesfähigkeit, um die Hingabe an geistige Werte“ (52). Er will daran festgehalten wissen, „daß die verschiedenen Arten der Liebe, wie Liebe zu Gott, zur Heimat, zum Volk, zur Wissenschaft usw. von der Geschlechtsliebe wesenhaft verschieden und auf die Beziehung und Bindung zum Geschlechtlichen offenbar nicht notwendig angewiesen sind“ (28). Und warum? Das wird nicht verraten, ist Dogma. Offenbar doch, weil diese hehren geistigen Betätigungen und Gefühle nun eben doch nicht von der anrüchigen (eben doch) Geschlechtsliebe direkt abstammen dürfen, wenn schon nicht mehr geleugnet werden kann, daß sie irgendwie weitläufig mit ihr verwandt sind. Nun ist aber die Frage der „Sublimierung“ für die Psychologie der Pubertät von höchster Wichtigkeit. In ihr treten ontogenetisch eine Reihe von geistigen Betätigungen zum erstenmal auf. Der Entwicklungspsychologe wird gezwungen sein, sie zu erklären als Verwandlungen, Entwicklungen irgendwelcher Betätigungen und Verhaltungsweisen, die schon vorher da waren. „Wesenhaft“ eigenartige Gefühle, die zwischen zehn und vierzehn das erstemal auftauchen, kann die Entwicklungspsychologie nicht anerkennen. Sind daher die Fakta der infantilen Sexualität, der vor der Pubertät vorhandenen, zugegeben, ist ferner die mögliche Verwandtschaft zwischen der Sexualität und der sublimierten Libido zugestanden, so scheint eine vernünftigere, selbstverständlichere Annahme gar nicht möglich als die Freudsche: jene der Pubertät neuen „Gefühle“ seien nicht rätselhaft durch Urzeugung plötzlich entstandene *sui generis*, sondern in irgendeiner Weise die Entwicklungsprodukte des Vorpubertätszustandes. Zeigen sich Fakta, die dieser Annahme zu widersprechen scheinen, so wird man gewiß geneigt sein, durch gründlichere Untersuchung — wie sie etwa die psychoanalytische Methode erlaubt — zunächst den Versuch zu unternehmen, diesen Widerspruch als einen bloß anscheinenden aufzuheben. Wenn nicht ein außerwissenschaftliches „Es kann nicht zugegeben werden“ — weil es nicht sein darf, ist zu ergänzen, — dieses methodisch einwandfreie Verfahren verbietet. Solch eindringende Untersuchung könnte zeigen, daß tatsächlich manche jener neuen Verhaltungsweisen sich nicht von der infantilen Sexualität ableiten lassen, nämlich nur, indem sich erweist, woher sonst sie entstanden sind. Dieser positive Erweis muß aber erbracht sein, ehe man sich entschließt, eine Annahme von so großem heuristischen Wert, wie Freuds Sublimierungs-

theorie, als unzureichend hinzustellen. (Daß solche Untersuchungen notwendig sind und mit gewissem Erfolg unternommen werden können, glaube ich gezeigt zu haben in „Einige Bemerkungen über Sublimierung“, Imago; „Vom Gemeinschaftsleben der Jugend“, Internationaler Psychoanalytischer Verlag 1922, und insbesondere in „Vom dichterischen Schaffen der Jugend“, Internationaler Psychoanalytischer Verlag 1924.)

Daß hier eine Aufgabe vorliegt, der gegenüber die Ablehnung Freuds nicht genügt, sieht Tumlirz sehr wohl (48) und findet als Lösung: „Je nach der gesamten geistigen Einstellung, nach der Möglichkeit, ein entsprechendes Du oder einen die ganze Seele erfüllenden Wert zu finden, wirkt sich die Liebesfähigkeit des Einzelwesens in der Geschlechtsliebe, im Kunstschaffen, in religiöser Schwärmerei, in Naturbegeisterung, in der wissenschaftlichen Arbeit, in der Hingabe an die menschliche Gesellschaft aus . . . Die Anwendung der eben dargelegten Auffassung auf die jugendliche Entwicklung ergibt sich von selbst. Mit dem Zurücktreten des zielsicher gewordenen Geschlechtstriebes erwacht im Jünglings- und Jungfrauenalter die Fähigkeit zur geistigen Liebe. Es ist möglich, aber nicht unbedingt notwendig, daß sie ihre Kraft von dem im Verborgenen weiterwirkenden Geschlechtstrieb empfängt, doch soll damit nicht gesagt sein, daß die Liebe nichts anderes als verdrängter und ‚sublimierter‘ Geschlechtstrieb sei.“ Was sie sonst sei, wird nicht gesagt, woher sie ihre Kraft empfängt, wenn nicht, wie freilich möglich, aber nicht unbedingt notwendig ist, vom Geschlechtstrieb, ebensowenig, und schon gar nicht wird gesagt, warum es unbedingt notwendig ist, daß es nur möglich sei. Diese Ausführung ist so verlegen und unsicher, weil sie genau das besagen müßte, was nicht besagt werden soll (darf). Tumlirz’ Zusammenfassung postuliert eine Liebesfähigkeit des einzelnen, die offenbar schon vor der Pubertät da ist; ihr untergeordnet sind Geschlechtsliebe, Kunstschaffen usw., die einander beigeordnet sind, wenigstens in der Hinsicht, daß sie je nach Umständen von jener Liebesfähigkeit erfüllt werden, d. h. im Kunstschaffen oder in der Geschlechtsliebe ist dieselbe Liebesfähigkeit wirksam, nur daß sie jeweils auf andern Gebieten sich betätigt. Ich finde, das ist eine vorzügliche, treffende und fruchtbare Konzeption, allein gerade dies ist Freuds Meinung. Freud postuliert ja eine „Liebesfähigkeit“, die allemal im Wesen dieselbe, schon vor der Pubertät vorhanden, je nach Umständen sich als Geschlechtsliebe oder auch etwa im Kunstschaffen äußern kann. Er nennt diese Liebesfähigkeit Libido. Setzen wir diesen Ausdruck in Tumlirz’ Formulierung ein, so ist das Neue, das er gegen Freud aufstellen will, völlig zu dem alten Freud-

schen geworden, das er ablehnt, beziehungsweise nicht voll wenigstens annehmen möchte. Die Differenz reduziert sich daher auf ein terminologisches Faktum, also auf Null. Was um so deutlicher ist, als Liebesfähigkeit die Übersetzung des Wortes Libido ist, nicht besser, aber auch nicht schlechter als Tumlirz' Verwendung des Wortes Schmerzgeilheit für Masochismus. Nichts aber spricht dafür, daß Liebesfähigkeit ein neuer — und gar ein von Libido unterschiedener — Begriff sein soll. Sollte er aber das sein wollen, so wäre gegen ihn einzuwenden, daß der Ausdruck „Fähigkeit" eine gefährliche Regression in eine überwundene Stufe der Entwicklung der Psychologie andeuten würde, während Libido diese Liebesfähigkeit als das bezeichnet, was sie ist, als eine drängende, imperative Tendenz, und in die Gruppe der Triebe einreiht, dadurch allein schon ein Anlaß ist, die Aufmerksamkeit auf das Gebiet der Triebe, die nächste Stufe in der Entwicklung der Psychologie, zu lenken.

Tumlirz wirft Freud Einseitigkeit vor. Objektiv mit vollem Unrecht, denn in seinen Vorlesungen hat Freud mit genügendem Nachdruck betont, daß er der Libido die Ichtriebe gegenüberstelle und aus dem Zusammenwirken dieser beiden Triebe erst zum Verständnis der gefragten Erscheinungen gelangt werden kann. Er verfällt aber selbst der Einseitigkeit. Denn offenbar ist es nicht die Liebesfähigkeit allein, die für die Sublimierungsprozesse verantwortlich gemacht werden kann. Hier sind Ichkräfte sehr wesentlich im Spiel, und um diese komplizierten Verhältnisse klarzulegen, bedarf es einer prägnanten und wohlüberlegten Nomenklatur. Es genügt nicht, das neue Wort Liebesfähigkeit. Als Begriff ist es nicht konstituiert, während Libido ein wohldefinierter wissenschaftlicher Terminus ist. Ist es eine bloße Übersetzung, so beinhaltet es Bejahung der Freudschen Lehre. Wie konnte der Autor das übersehen? Gerade dieser Autor, der so viel der Psychoanalyse recht zu geben sich gedrängt fühlt. Ich meine, es kann kein anderer Grund vorliegen als die bereits erwähnte Einmischung des Wertgebietes in die Wissenschaft und die bewußte Ablehnung theoretischen Durchdenkens. Erleichtert wurde diese Einmengung durch Sprangers Philosophie.

## 2) *Die Philosophie*

Wir betrachten daher zunächst die Stellungnahme eines Jugendpsychologen zur Psychoanalyse, der im Gegensatz zu Tumlirz das Hauptgewicht auf die theoretische Zusammenfassung der Fakta legt, Sprangers. Daß seine theoretischen Grundlegungen der Psychologie wertgerichtet sind,

wird unsere Aufgabe nicht vereinfachen, aber vielleicht zu um so fruchtbareren Resultaten führen. Sprangers Buch[1] hat unter den hier besprochenen den größten buchhändlerischen Erfolg gewonnen. Das Vorwort der ersten Auflage ist am 19. Februar 1924 gefertigt, am 21. Februar 1925 das zum siebzehnten Tausend. Diesen Erfolg kann es nicht seinem Thema allein verdanken, auch der Name des Verfassers verbürgt ihn kaum, und ganz gewiß sind es nicht die Ergebnisse, zu denen es gelangt; denn zu ihnen zu gelangen, bedarf es eines gründlichen Studiums des umfänglichen Werkes und auch nach solchem Studium mag es manchem Leser gehen wie dem Referenten: er vermag sich keine formulierte Rechenschaft darüber zu geben, was er nun von der Psychologie des Jugendalters gelernt habe. Eine Fülle von Worten, gelegentlich schönen Worten, eine Anzahl einprägsamer Bilder, treffende Bemerkungen, feine Unterscheidungen — das ist geblieben, aber keine Erkenntnis, keine Antwort auf die im I. Abschnitt, „Aufgabe und Methode", gestellten Probleme. Freilich, weder den Erziehern noch der Jugend in und aus der deutschen Jugendbewegung, die, so darf man annehmen, das Sprangersche Buch gekauft und begeistert in ihm gelesen haben, ist an Erkenntnis gelegen; sie wollen Führung. Und diese haben sie hier gefunden, An dieser Stelle steht mir kein Entscheid darüber zu, ob Spranger der rechte Führer, ob die Jugend, welche so empfindet, eine rechte Jugend ist. Wir haben nur festzustellen, daß Spranger die Führerrolle dem Forschertum in diesem Buch vorzieht, daß sie seinen Stil, seinen Aufbau, seinen Inhalt bestimmt oder durchdringt. „Als Forscher spreche ich in Begriffen und Kategorien. Aber ich spreche nur für die, die das alles wieder in Leben, Tat und Liebe umwandeln können. Denn nicht auf dieses oder jenes Einzelfaktum kommt es zuletzt an, sondern daß man dies Gebilde von eigener Form und Schönheit und Würde als ein Ganzes sehen lerne: den Menschen in seiner Jugendzeit" (XV). Gewiß, zuletzt kommt es auch dem Forscher nicht auf das Einzelfaktum an, aber Spranger kommt es zuerst (auf S. I bereits) auf die Führergeste an. Wyneken und dem A. C. S.[2] stand es wohl an, von der Würde und Schönheit der Jugend als ihrem Wesentlichen zu sprechen,

---

1) Eduard Spranger: Psychologie des Jugendalters. Leipzig 1924.

2) In dessen Leitsätzen ich 1913 formulierte: „Kindheit und Jugend sind nicht die zwecklosen Durchgangsstadien zum erwachsenen Menschen, sondern notwendige, in sich geschlossene Entwicklungsstufen. Jugend und Mannheit sind nicht graduelle, sondern qualitative Unterschiede. Die Jugend ist also nicht unvollkommene, unreife Mannheit, sondern ein vollkommener Zustand für sich." (Der Anfang I.)

und es soll auch dem Psychologen nicht verwehrt sein, „dem Wunsch, zu sehen, wie es ist, einen starken Zug von Liebe“ (XIII) beizumengen, aber etwas Sorge muß den Leser befallen, ein erster Verdacht, der sich bei fortschreitender Lektüre immer hartnäckiger gestaltet, hier sei vom Wesen des Forschers nichts mehr übrig, als daß er — gelegentlich — in Begriffen und Kategorien spreche, etwa so: „Dem Lebendigen gegenüber nur Anatom zu sein, scheint mir fast ehrfurchtslos; und was wichtiger ist: es scheint mir, als ob man durch diese Brille das Wesentliche nie zu sehen bekäme. Also habe ich es mit Fichte gehalten, der ja gefordert hat, daß mit der Erkenntnis des Gegenstandes auch immer etwas von der Liebe zum erkannten Gegenstand wachgerufen werden müsse. Ich möchte nicht, daß man das, was hier (*scil.* in diesem Buch!) erkannt wird, für etwas anderes als für Heiligtümer hielte.“ Führer sind nötig, und wir haben mit niemand zu rechten, der es sein will und das Nötige hiezu tut. Aber wir werden die Einwände gegen unsere bescheidene Psychoanalyse, die nichts als Wissenschaft sein will, nicht sehr ernst zu nehmen geneigt sein, welche von einem Denker kommen, der es „gewagt hat, das ganze große Objekt mit einem Griff zu packen, aus der Überzeugung heraus, daß in der Psychologie eben auf den Sinn fürs Ganze alles ankommt“ (XII), und indem er seine „Aufgabe als ein Stück echter W i s s e n s c h a f t genommen hat“ (XIII) bekennt, „wie sehr es mir auch bei der Entstehung dieses Buches an der zurückgezogenen Stille gefehlt hat, in der allein das Ganze eines künstlerisch geformten Bildes reifen kann. Die Zeit, in der wir leben, fordert uns von allen Seiten . . . Ich schäme mich nicht zu sagen, daß vieles in der gleichen Zeit nach außenhin getan werden mußte, während ich mich in dieses Thema versenkte“ (XV). Wir sind dieser fehlenden Scham froh, denn so erfahren wir, was wir sonst bloß geahnt hätten, wo die Akzente im Werk von Spranger liegen, und werden wissen, daß wir hier einem wehleidigen, romantischen und ressentimentalen Begriff von Wissenschaft gegenüberstehen, der, so gemäß er einer breiten Schichte des heutigen geistigen Deutschland sein, ihm zu Liebe, zur Führung geprägt sein mag, von dem unsern so weit absteht wie die dunkle Tiefe des Sprangerschen Stils von der hellen Klarheit jedes großen Forschers.

Vielleicht wird man dieser Kritik vorwerfen wollen, sie sei unsachliche Polemik, die ins Persönliche übergreife. Es ist nicht meine Absicht, unsachlich zu sein, aber freilich ist es unvermeidlich einem Autor gegenüber, der seine Person hinter, ja vor seinem Werk sichtbar werden läßt, dies Stück des Persönlichen zur Sache zu rechnen. Die Psychologie ist in

einem rapiden Umwandlungsprozeß begriffen, sie sprengt die Bande, die ihr durch Wundt geschmiedet wurden. Es genügt ihr nicht mehr die enge Provinz peripherer Erscheinungen, die die Domäne der experimentellen Psychologie waren, und sie nimmt als ihr Forschungsgebiet die eigentlichen seelischen Phänomene in Besitz. Diesen gegenüber erweisen sich die Methoden und das Erkenntnisziel der alten Psychologie als völlig unzulänglich. Sie sucht daher mit vollem Recht nach Neuem. Dieser Fortschritt war gewiß durch ein Gefühl der Unbefriedigtheit mit den Ergebnissen der alten Methode eingeleitet worden, durch einen Intellektualaffekt. Wie das aber mit Mißvergnügten so zu sein pflegt, sie gesellen sich nicht nach den Motiven und Zielen ihrer Mißvergnügtheit, sondern vermittels dieser selbst. So sind zu Gegnern der alten Psychologie alle jene geworden, denen sie zu wenig interessant, zu wenig bedeutsam im Wirbel der zeitgenössischen Weltanschauungskämpfe war; jene, die das sorgfältige, entsagungsvolle Studium am psychologischen Apparat nicht wegen seiner unbefriedigenden Erkenntnisresultate, sondern wegen seiner sozialen Belanglosigkeit aufgaben oder gar nicht erst in Angriff nahmen; ästhetische, philosophische, religiöse, weltanschauliche Bedürfnisse fordern Befriedigung von der Psychologie. Und diese, durch keine strenge Methode mehr zur Wissenschaft beengt, ist gelegentlich allzusehr bereit, das Gefallen und die Befriedigung jener Mißvergnügten anzustreben. Die Befreiung von den alten Methoden und Grenzen hat alle Fragen der Psychologie, die Forschungstätigkeit und das Publikumsinteresse, erfreulich belebt, und uns scheint, die ersten Umrisse einer neuen Psychologie werden bereits sichtbar, mit ihr neue Methoden und Grenzen. Aber man darf sich nicht verheimlichen, daß der gegenwärtige Zustand seine beträchtlichen Gefahren hat. Darum ist es Aufgabe der wissenschaftlichen Kritik, die außerwissenschaftlichen Einstellungen in jedem Einzelfall scharf zu bezeichnen, nötigenfalls sie zu erschließen, sie zu erraten. Sie entstammen der Persönlichkeit der Forscher, je bedeutender und ungewöhnlicher sie ist, um so bedrohlicher können die Gefahren sein. Die Kritik darf sich nicht scheuen, in den Bezirk des Persönlichen einzudringen, wo die Persönlichkeit in den Bereich der Wissenschaft störend eingebrochen ist. Da Spranger die Grenze zwischen den Ergebnissen seiner Forschung und dem Bemühen, außerwissenschaftliche Bedürfnisse, eigene und fremde, zu befriedigen, nicht selbst zieht, da er Führer ist; da er eine Synthese sucht zwischen Wissenschaft und Kunst, „Seelengemälde in Begriffen und Kategorien“ anstrebt und im Begriff ist, aus seiner Zwiespältigkeit einen neuen Begriff vom Wesen der

Wissenschaft zu verkünden, — ist es dreifach dringlich, diese aktuelle Forderung an die Kritik zu erfüllen.

Die Überwindung Wundts in der deutschen Psychologie hat diese in den letzten Jahren, auch dort, wo sie es sich und dem Publikum nicht eingesteht, der Psychoanalyse Freuds genähert. Es ist nicht zweifelhaft, daß Freud einen großen Anteil am Gelingen der Entfesselung der Psychologie und an der Richtung hat, in der sich die neuen Strömungen in der Psychologie bewegen. Freud hat als erster die Befreiung vollzogen und hat von Anfang an einen sehr bedeutenden, wenn auch lange von den wenigsten bewußt anerkannten Einfluß auf die gesamte psychologische Forschung gehabt. Mögen die neuen Richtungen an Dilthey oder an Brentano anknüpfen, sich als Fortsetzer des Wundtschen Werkes empfinden, von der Philosophie oder von der Biologie herkommen, ihr heutiges So-sein ist ohne die Psychoanalyse gänzlich undenkbar. Sie gedeihen nur durch die Auflockerung des Bodens aller Geisteswissenschaften, die gewiß nicht Freud allein, aber seinem Mut als Erstem und seiner Konsequenz als Einzigem zu danken ist; sie differenzieren sich voneinander nicht am wenigsten durch die Stellungnahme zu den von der Psychoanalyse aufgeworfenen Problemen, ohne selbst zu wissen, daß diese es ist, die sie zu sonderbar verschlungenen Störungsbahnen zwingt. Und schließlich entnehmen sie eklektisch der Psychoanalyse diese oder jene Grundauffassung, die eine oder andere Tatsache oder Prägung. Man will das Gute und Richtige der Psychoanalyse für den zu errichtenden Bau der neuen Psychologie retten. Dabei übersieht man eine merkwürdige Tatsache, die für die Zukunft der Psychoanalyse eine günstige Prognose erlaubt. Im Gegensatz zu allen neueren Strömungen in der Psychologie ist die Psychoanalyse, ähnlich der alten Psychologie, durch eine strenge Methode relativ sicher vor autistischen Einschlägen, ist die Bevorzugung weltanschaulicher Bedürfnisse vor dem Erkenntnisziel entschieden ausgeschlossen. Solange, heißt das, die Methode Freuds eingehalten wird. Wer sich von ihr entfernt hat, Jung, Stekel, Adler, ist um ebensoviel in die Berücksichtigung religiöser, utilitaristischer, ästhetischer oder sozialer Bedürfnisse verfallen. Man kann gewiß der Psychoanalyse Irrtümer nachweisen, kann ihr Verallgemeinerungen vorwerfen, die vermehrter Empirie vielleicht nicht standhalten werden, man kann feststellen, daß ihre Methodologie noch nicht formuliert ist; das alles sind typische Mängel jeder jungen Wissenschaft. Aber man kann ihr nicht vorwerfen, daß sie an irgendeiner Stelle das Interesse der Forschung, der wissenschaftlichen Wahrheit irgendeinem andern Wert zuliebe geopfert oder auch nur zurückgestellt habe. Sie

hat bewußt darauf verzichtet, außerwissenschaftliche Bedürfnisse zu befriedigen, keinem heteronomen Werterlebnis nachgegeben. Sie will weder tief noch schön, weder allumfassend noch vollkommen, sie will in keinem Sinn befriedigend sein, als nur in dem der wissenschaftlichen Wahrheit; Tatsachen und Zusammenhänge feststellen und mittels bestimmter Annahmen, Hypothesen, sie zu einem verstehbaren Ganzen anordnen. Man kann solches Bemühen als irrelevant, unheilig, unbefriedigend ablehnen; gewiß, aber damit ist die Wissenschaft zugleich abgelehnt. Warum sollte nicht ein Schriftsteller oder auch eine Zeit den Mut zu solcher Wertung aufbringen? Aber man kann nicht an beliebigem Punkt diese wissenschaftliche Einstellung verlassen und gegen eine neue, befriedigendere vertauschen und diese Chimäre Wissenschaft oder gar Wissenschaft der Zukunft nennen. Und gerade dies ist beinahe völlig Sprangers Verfahren.

Spranger charakterisiert seine Psychologie als eine vierfältige: 1) Verstehende Psychologie, 2) Strukturpsychologie, 3) Entwicklungspsychologie und 4) Typenpsychologie. Der Begriff jedes dieser vier Gesichtspunkte wird von Spranger näher erläutert. „Verstehen heißt: geistige Zusammenhänge in der Form objektiv gültiger Erkenntnis als sinnvoll auffassen. Wir verstehen nur sinnvolle Gebilde“ (3). „Verstehen ist nicht gleichbedeutend mit einem getreu abbildenden Nacherleben des subjektiven Seins, Erlebens und Verhaltens einer Einzelseele“ (6). „Es gibt übergreifende Sinnzusammenhänge, die das subjektive Leben bedingen, ohne in die subjektive Sinnerfahrung selbst hineinzufallen“ (8). Auf den Begriff der verstehenden Psychologie kann in dieser kleinen Arbeit nicht eingegangen werden. Spranger ist bekanntlich nicht der einzige, der ihn vertritt. Und die Psychoanalyse hat schon vor langer Zeit den Begriff des Verstehens psychischer Phänomene angewendet. Aus den bisher zitierten Sprangerschen Sätzen ist eine große Annäherung an die Psychoanalyse zu erschließen, die Spranger später zu einer großen Kluft aufreißt. Die Psychoanalyse fand ihre ersten methodischen Einwände von seiten der Psychologie gerade an diesem Punkt. Ihr Grundgedanke ist: die psychischen Erscheinungen und Verhaltungsweisen sind aus den Bewußtseinsphänomenen allein nicht verständlich zu machen, es bedarf „übergreifender Zusammenhänge“, um sie verständlich zu machen. Und durch die Einordnung in solche Zusammenhänge werden scheinbar sinnlose Phänomene wie der Traum z. B. verständlich. Wollten wir die Sprangersche verstehende Psychologie verstehen, also aus ihrer Einordnung in einen größeren Sinnzusammenhang, der künftigen Geschichte der Psychologie, begreiflich machen, so könnten wir sagen: ihre Funktion

ist, die Psychologie von der Bewußtseinspsychologie zu befreien und so Platz, Atmosphäre, Möglichkeit für die Psychoanalyse als Psychologie zu schaffen.

Zum Gesichtspunkt 2, Strukturpsychologie, erläutert Spranger: „Gegliederten Bau oder Struktur hat ein Gebilde der Wirklichkeit, wenn es ein Ganzes ist, in dem jeder Teil und jede Teilfunktion eine für das Ganze bedeutsame Leistung vollzieht, und zwar so, daß Bau und Leistung jedes Teiles wieder vom Ganzen her bedingt und folglich nur vom Ganzen her verständlich sind. Die verstehende Psychologie muß von der Voraussetzung ausgehen, daß ihre Gegenstände in diesem Sinne strukturiert sind... Wir könnten für unsere Psychologie nach der sie beherrschenden methodischen Grundvoraussetzung auch den Namen Strukturpsychologie einführen ... Strukturpsychologie ist also jede Psychologie, die die seelischen Einzelerscheinungen aus ihrer wertbestimmten Stellung im einheitlichen Ganzen und aus ihrer Bedeutung für solche totalen Leistungszusammenhänge versteht“ (9, 10). Die Psychoanalyse ist nach dieser Definition gewiß Strukturpsychologie. Nicht allein, daß Freud Begriff und Wort der psychischen Struktur vor Spranger verwendete, das haben auch andere getan, und Spranger ist sich dessen bewußt, wenn er sagt: „Der Name (Strukturpsychologie) wird vielfach für solche psychologische Richtungen gebraucht, die sich mit der Erforschung von Teilstrukturen (im Gegensatz zur Psychologie atomisierter Elemente) beschäftigen. Es versteht sich aber von selbst, daß das einzelne Seelengebilde nur strukturiert sein kann, wenn auch das Ganze eine Struktur hat“ (10). Und nur für diese — selbstverständliche — Erweiterung beansprucht er, so scheint es, Originalität. Nicht mit Recht, denn eben diese Erweiterung ganz konsequent und bewußt durchgeführt zu haben (und schließlich sogar mit dem Wort „struktureller Gesichtspunkt“ bezeichnet zu haben) ist eines der Verdienste und der Wesenszüge der Psychoanalyse.

Auch für den 3. Gesichtspunkt, die Entwicklungspsychologie, gilt, was sich bei den ersten zwei zeigte. Es ist ein gutes Stück weit kein Widerspruch zwischen der Sprangerschen und der Freudschen Psychologie. Die Sprangersche bereitet der Freudschen in gewissem Sinn den Boden, indem sie Einwände zerstreut, Gesichtspunkte der offiziellen Psychologie nahelegt, die zur Psychoanalyse hinführen, indem sie Richtungen der Psychologie zu offiziellen zu machen hilft, die in wesentlichen Belangen mit der Psychoanalyse übereinstimmen, von ihr weitgehend beeinflußt sind. „Bei jeder Entwicklung handelt es sich um eine Veränderungsreihe, die ein Subjekt durch das Zusammenwirken von inneren und äußeren Faktoren

erfährt, jedoch so, daß die Richtungsbestimmung vorwiegend auf innere Anlagen oder Tendenzen des betreffenden Subjektes zurückgeführt wird." „Seelische Entwicklung ist also Entfaltung des individuellen Seelenlebens von innen heraus zu größerer innerer Gliederung und Wertsteigerung der psychischen Leistungseinheit" (17, 18). „Eine Entwicklungspsychologie hat über die allgemeine Aufgabe des Verstehens hinaus noch die besondere Aufgabe, gewisse Erscheinungen als Entwicklungserscheinungen zu verstehen und sie damit einer Teleologie einzuordnen, die mindestens nicht im subjektiven Erleben des jungen Menschen bewußt wird . . . Gewisse Erscheinungen des Seelenlebens werden erst durch die Beziehung auf einen „Entwicklungssinn" verständlich . . . Wir gehen hinter die erlebten Vorgänge zurück und verstehen sie „sinndeutend". Ohne solche Hilfskonstruktionen ist eine Entwicklungspsychologie nicht möglich; ohne sie bliebe es bei bloßem positivistischem Konstatieren von unverbundenen Einzelheiten . . . Seelische Entwicklung ist also Hineinwachsen der Einzelseele in den objektiven und den normativen Geist der jeweiligen Zeit . . ." Was über den so überaus wichtigen, ja für eine Jugendpsychologie wichtigsten Gesichtspunkt gesagt wird, ist sehr ärmlich, man kann es viel einfacher ausdrücken, als Spranger tut, und dann zeigt es sich, daß man es schon oft gelesen hat, aber immerhin, es erscheint uns von unserem Standpunkt richtig; es ist im wesentlichen die Anschauung der Psychoanalyse, und daher sehr erfreulich, wenn es beginnt, in die Psychologie, die auf deutschen Universitäten gelehrt wird, einzugehen.

Noch weniger ist zum 4. Punkt, der Typenpsychologie, gesagt: „Jedes Einzelwesen ist . . . ganz eigenartig, eine Welt für sich, eine Monade, die das Universum so spiegelt, wie keine andere es spiegelt. Aber diese letzte Tatsächlichkeit ist der Wissenschaft nicht erreichbar: *individuum est ineffabile* . . . Wir nennen eine solche Konkretisierung des Allgemeinbegriffes einen Typus (wie wir die Konkretisierung der Idee beim Übergang zum Anschaulichen ein Ideal nennen). Die Konkretisierung der allgemeinmenschlichen Seelenstruktur nach besonderen Gesetzen führt zu Menschentypen und Entwicklungstypen . . . Unsere Psychologie des Jugendalters wird Typenpsychologie, sobald wir auf individuelle Unterschiede der Entwicklung und der Struktur dieses Lebensalters achten" (20). Was sollte dagegen eingewendet werden? Es ist, in anderen Worten, Gemeingut des modernen psychologischen Denkens.

Dies also sind die Methoden und Gesichtspunkte der Sprangerschen Psychologie. Es sind im wesentlichen von der Psychoanalyse eingeführte

Gesichtspunkte in verändertem Zusammenhang und Ausdruck. Es ist erstaunlich, wie solch vernünftige und fruchtbare Prinzipien zu so geringen und banalen wissenschaftlichen Ergebnissen führen können, als welche uns die weiteren 326 Seiten des Buches erscheinen, unbeschadet der außerwissenschaftlichen Werte des Werkes und der zahlreichen Aphorismen, die jedem Entwicklungsroman zur Zierde gereichten und in manchem auch zu finden sind. Der geschickteste Zugang zur Beantwortung dieser Frage ist vielleicht die Darstellung der Sprangerschen Einstellung zur Psychoanalyse. Diese scheint eine solch scharfe Säure zu sein, daß sie als Scheidewasser jede wissensenschaftliche Lehre, die sich mit ihr in Zusammenhang bringt, sogleich zersetzt und deren wissenschaftliches Gold von der ethischen Legierung trennt.

Man wird von Spranger nicht erwarten, daß seine Einwendungen gegen die Psychoanalyse naiv sind, seine Polemik klar und neutral ist. Zu weit ist die Psychoanalyse in das Denken der an Psychologie interessierten Kreise eingedrungen, zu stark ist die gegen kleinbürgerliche Moral gewendete revolutionäre Haltung in der Jugend — in ihren Worten und ihren Führererwartungen wenigstens — verbreitet, als daß ein Philosoph, der führend wirken will, nicht fürchten müßte, altväterlich zu erscheinen, wenn er sich einfach mit den Protestkundgebungen von anno 1913 identifizierte. Anderseits vergäbe er sich zu viel mit ausführlicher Erörterung. Freud und die Psychoanalyse sind ihm nicht kongenial. Die psychoanalytische Theorie hat „richtige Meinungen", die erst die allgemeinen Gesichtspunkte Sprangers „ganz herausbringen" (138). Spranger ist in seiner Kritik der Psychoanalyse maßvoll und kultiviert. Er weiß, daß die Psychoanalyse „eine ganz allgemeine Entwicklungstheorie sein will und schon aus diesem Grunde können wir nicht an ihr vorbeigehen" (129). „Ihr größter Vorzug gegenüber älteren Theorien besteht schon darin, daß sie stillschweigend jenen auch von uns aufgestellten Grundsatz befolgt: *Psychologica psychologice:* auf dem Gebiete der Psychologie muß, soweit wie möglich rein psychologisch verfahren werden . . . Diese Tendenz auf sinnvolle Zusammenhänge wird von Freud über das bewußt in der Seele Ablaufende hinaus fortgesetzt und die seelische Struktur wird so bis in Sinnzusammenhänge hinab verfolgt, die dem Selbsterleben nicht unmittelbar zugänglich sind, sondern nur durch Analyse zugänglich gemacht werden können . . . Die beiden Tendenzen der Freudschen Psychologie halte ich für wesentliche Bereicherungen unserer Methode, und ich gehe bis zu diesem Punkte durchaus mit. Nicht so mit der weiteren Durchführung. Sie ist im Verhältnis zu unserem sonstigen Wissen von der Seele als primitiv zu be-

zeichnen“ (130). Und wir können mit Spranger in dem Punkt durchaus mitgehen, wenn er von den Ichtrieben sagt, sie „bleiben nach Art und Herkunft völlig unbestimmt. Schon die Bezeichnung ist wenig glücklich . . . In der Tat spielen diese Triebe in der Durchführung nicht die Rolle, die man erwarten sollte“ (130), wenn sie auch eine größere Rolle spielen als man finden muß, falls man in der Tat sehr wichtige Arbeiten von Freud nicht kennt. Auch der Einwand, — der von Scheler übernommen wurde, — daß die verdrängenden und verdrängten Kräfte nicht beide Libido sein können, wäre wohl diskutabel, und vor allem befriedigend ist die Feststellung: „die Psychologie hat in der Tat nicht die Aufgabe, das Höhersein oder Niedrigersein zu begründen . . . Wir haben als Psychologen kein Recht, den naturalistischen Pansexualismus von Freud auf seine Höhenlage in der Stufenordnung denkbarer Weltanschauungen hin zu beurteilen. Die Frage in unserem Zusammenhange kann nur sein, ob seine Theorie die wirklichen seelischen Erscheinungen von Strukturprinzipien aus verständlich macht“ (133). Da Spranger aber offenbar kein Psychologe ist, eröffnet er die Erörterung dieser Frage mit den an Freuds Sublimierungslehre anknüpfenden Sätzen: „Freud wird sich für seine Auffassung vielleicht auf die Sprache der Tatsachen selbst berufen“ (dieses für einen Psychologen eigentlich kaum unehrenhaften Verfahrens wird sich Freud in jedem Falle nicht nur vielleicht, sondern gewiß, und nicht nur berufend, sondern forschend bedienen, wenngleich er fast gewiß nicht so vage Fakta zur Stützung eines wichtigen Stückes seiner Lehre heranziehen wird, wie Spranger ihm in den Mund legt, fortfahrend): „große geistige Schöpfungen gingen in der Regel aus Perioden erotischer Erregung hervor. Jedes Schaffen sei eine stille Werbung, jedes Werk sei eine stille Widmung. W i r aber werden doch gleich die Beschreibung“ (die allerdings wir selbst gegeben haben, zwar in Freuds Namen, aber doch ganz anders als er) „dahin ergänzen müssen, daß hiebei nicht immer eine bestimmte Person das eigentliche Liebesobjekt sei, sondern daß diese deutlich oft nur das zufällige oder gar nachträgliche Erfahrungsgebilde abgebe, an das das Ideale selbst anhaftet: das Ewig-Weibliche wird geliebt, in seiner immer unzulänglichen Erscheinung“. Merkt Spranger wirklich nicht, wie er Freud unrecht tut, der ja nie behauptet hat, daß alle großen geistigen Schöpfungen „Sublimierung“ einer aktuellen Verliebtheit des Schöpfers sind, sondern vielmehr behauptet, daß das riesige Plus an psychischer Leistung, das der produktive Mensch an seine Schöpfungen wendet, zum Teil mit jener seelischen Energie betrieben wird, die in der Kindheit den sexuellen Trieben entzogen und

nicht-sexuellen Tätigkeiten oder Gedanken zugewendet wurde? Diese Polemik gegen eine ganz empirisch gedachte Freudsche Aufstellung wird von Spranger fortgesetzt: „Der Sinn des schaffenden Lebens in seiner Ganzheit ist intendiert durch das Symbol der einzelnen geliebten Person hindurch. Dies alles soll als versetzter Trieb nach Libido ‚verstanden' werden?" Das ist rhetorisch nicht schlecht gemacht. Der Satz mit Sinn, schaffendes Leben, Ganzheit, intendiert, Symbol, hindurch, häuft Tiefe und Klang so heftig, daß es genügt, „dies alles" hinzuzufügen, und der Leser gewinnt wirklich den Eindruck von Freudscher Blasphemie, die dies alles, das so schwer und vage verständlich ist, einfach mit versetztem Trieb und Libido erklärt. Und so wird doch die Höhenlage der Freudschen Theorie beurteilt, nicht aber, wie Spranger versprach, die Beziehung der Theorie zu den wirklichen seelischen Erscheinungen nach Strukturprinzipien. Denn jener tiefe Satz „Sinn — hindurch" ist nicht eine wirkliche seelische Erscheinung und nicht einmal eine Verständlichmachung nach Strukturprinzipien, sondern, nun sagen wir, Philosophie. Man lasse diesen philosophischen Satz weg. Dann heißt es: „das Ewig-Weibliche wird geliebt." Das ist eine wirkliche seelische Erscheinung. „Sie soll als versetzter Trieb nach Libido verstanden werden." Nichts von Blasphemie. Nichts einleuchtender als dies. Spranger selbst lehrt es. Das „Alles" meint nichts anderes als den tiefen Satz. Ihn als versetzten Trieb zu verstehen, hat niemand gewagt. Ich bitte hier nicht verärgert einzuwenden, es gehe nicht an, in so spitzfindiger Weise stilistische Schwächen — ich sage ja Stärken — eines umfangreichen Werkes zu ironisieren. Es handelt sich um keine vereinzelte Schwäche, es handelt sich nicht um den Stil, sondern um die Sprangersche Methode der Auseinandersetzung. Denn der wörtlich zitierte Absatz, — freilich von meinen Glossen unterbrochen, die aber typographisch als solche deutlich sind, — dessen letzter Satz uns eben beschäftigte, ist unmittelbar gefolgt von einem Absatz, dessen erster Satz lautet: „Eine solche Psychologie ist nicht Tiefenpsychologie, sondern in Wahrheit Oberflächenpsychologie. Sie hält sich an das sinnlich Greifbare und behauptet, es stehe hinter allem als die eigentlich erzeugende Kraft." Eine solche Psychologie? Was für eine? Nun, eine die „das alles" so schändlich einfach versteht. Ohne jenen tiefen Satz wäre Spranger nicht erspart geblieben, bevor er die Freudsche Psychologie schlechthin eine „solche" nennt, zu argumentieren; er ermöglicht es ihm statt der Argumente hier Invektiven vorzubringen, die zwar nicht mehr (wie anno 1913) moralischer Natur sind, aber auch nicht wissenschaftlicher, denn eine Oberflächenpsychologie kann sehr ernste, bedeutende Wissenschaft, und eine Tiefen-

psychologie barer Unsinn sein; aber indem Tiefenpsychologie an tiefsinnig und Oberfläche an oberflächlich anklingt, eignen sich diese Termini sehr wohl zu Invektiven aus der ästhetisch-ethisch-metaphysischen Sphäre. Soviel über den formalen wissenschaftlichen Charakter der Sprangerschen Kritik.

Das Inhaltliche seiner Kritik, seiner Einstellung zur Psychoanalyse bezieht sich im wesentlichen auf zwei Punkte: auf die übergeordneten, aus dem objektiven Geist deutbaren Zusammenhänge und auf den Zusammenhang von Erotik und Sexualität. Aus dem Zusammenhang dieser Erörterungen haben wir eben eine zentrale Stelle besprochen, wir behandeln daher diesen Differenzpunkt zuerst.

Spranger unterscheidet „für die Zwecke meiner Psychologie" Sexualität und Erotik. „Daß sexuelle und erotische Erlebnisse in sehr naher Verbindung miteinander stehen, wird von mir nicht im mindesten geleugnet. Wohl aber behaupte ich, daß sie in ihrer gesamten Erlebnisfärbung höchst verschieden sind, ja daß sie verschiedenen Schichten der Seele angehören" (81). Bei dieser Unterscheidung befindet sich Spranger in voller Übereinstimmung mit der Psychoanalyse, denn diese leugnet keineswegs, daß bewußt (*bw*), — und der Begriff des Erlebnisses gehört ganz und gar in die Vorgänge, die wir dem System *W-Bw*, Wahrnehmung-Bewußtsein, einordnen — zwischen sexuellen und erotischen Erlebnissen unterschieden werden kann. Für die Zwecke der Pubertätspsychologie ist die scharfe Hervorhebung dieser Unterschiede sehr nützlich, ja notwendig. Zum Begriff der Sexualität bemerkt Spranger: „Hier zögere ich nicht, die weiteste Bestimmung zugrunde zu legen, die überhaupt versucht worden ist. Danach wären sexuelle Erregungen und Erlebnisse nicht nur solche, die realiter oder in der Phantasie auf körperliche Berührung und Vereinigung mit Gegenständen geschlechtlichen Begehrens gehen, sondern auch alle, die mit einer sinnlichen Lusterregung von dem Grundcharakter geschlechtlicher Lust (libido) in bewußter Verbindung stehen. Es würde gewiß zu weit gehen, wenn man sagte, alles sei sexuell, worin Körperliches als Lustquelle erscheint . . . Aber soviel soll zugegeben werden, daß die seelische Gefühls- und Triebstruktur, die durch die qualitativ eigentümliche, sinnliche Lustform der libido gekennzeichnet ist, über den ihr unmittelbar dienenden physiologischen Apparat weit hinaus- und in andere psychologische Teilstrukturen des Individuums hinübergreifen kann" (81). Die „weiteste Bestimmung des Begriffes Sexualität" ist dies nun gewiß nicht. Denn Freud hat eine weitere versucht, indem er die Sprangerschen Begriffe Sexualität und Erotik unter seinem Begriff des Sexualtriebes eint. Aber die Sprangersche Be-

stimmung ist unter dem Einfluß der Psychoanalyse entstanden. Sie unterscheidet sich von der Freudschen nicht allein in der Enge des Begriffes, sondern vor allem in der Begriffsbildung. Für Spanger ist das Erlebnis, der Vorgang im System *Bw*, das Kriterium, für Freud die Ontogenese dieser Erlebnisse, also die Einbeziehung der *Ubw*-Prozesse. Bei Spranger handelt es sich um Erlebnisse, Gefühle, bei Freud um die Triebe, von denen diese Erlebnisse und Gefühle in irgendeiner Weise bestimmt sind. Daher ist Sprangers „libido" etwas anderes als Freuds Libido: Libido ist die dem Sexualtrieb zugeordnete psychische Energie (oder weniger präzis der Sexualtrieb), „libido" ist die geschlechtliche Lust. Sexuelle Phänomene wären nach Spranger in der Freudschen Terminologie eine Anzahl jener libidinösen Prozesse und Erlebnisse, die sich auf erogene Zonen beziehen und den Charakter der geschlechtlichen Lust haben. Diese halbe Anpassung an die Freudsche Auffassung hätte sich zu bewähren — in der Deutung konkreter Tatsachen. Von vornherein erscheint diese Abgrenzung sehr willkürlich. Denn, um eine Schwierigkeit für viele zu nennen: was ist mit Erregungen und Erlebnissen an einer erogenen Zone, z. B. an der genitalen die nicht geschlechtliche Lust, sondern Unlust nach sich führen, oder Angst, oder die durch keinen bewußten Prozeß repräsentiert sind? Die Freudsche Erweiterung des Begriffes der Sexualität war gewagt, aber ihr Umfang wurde durch die Notwendigkeit bestimmt, das empirische Material, das die Erforschung des Unbewußten bot, einheitlich zu verstehen. Die ängstliche Erweiterung, die Spranger vornimmt, erhält ihren Umfang aus der Nötigung, den Freudschen Begriff zu akzeptieren, und dennoch die Scheidung zwischen Sexualität und Erotik aufrecht zu erhalten, vielleicht nur, weil in gewissen Persönlichkeiten der Unterschied im Erleben von Sexualität und Erotik sehr vordringlich ist, vielleicht sprechen noch andere Motive mit. Jedenfalls ist der Begriff unsicher und es ist wenig einleuchtend, was er zum Verständnis dienen soll, da er die Formulierung einer häufigen Erlebnisweise ist, nichts mehr aber. Dies wird deutlich, wenn wir Sprangers Gegensatzbegriff zur Sexualität betrachten:

„Von durchaus abweichender Erlebnisfärbung ist Erotik. Sagen wir zunächst kurz und vorläufig: sie ist eine ganz überwiegend seelische Form der Liebe, und zwar von ästhetischem Grundcharakter ... Ästhetische Liebe oder Erotik ist also ursprünglich Einfühlung in und Einswerden mit einer anderen Seele, vermittelt durch ihre anschauliche Darstellung in der äußeren leiblichen Erscheinung ... Mag dies metaphysisch oder mystisch erscheinen: Tatsächlich ‚sehen' wir alle den Leib als beseelt auch noch in späteren

Jahren. Es ist das eine nicht weiter ableitbare Grundform des Erlebnisses ... Wir greifen in das tiefste Weltgeheimnis hinein, indem wir dieses Werden eines konkreten und plastischen Idealbildes aus der Befruchtung der Phantasie in der (zunächst durch das Leibsymbol) vermittelten, rein schauenden Verschmelzung zweier Seelen aufdecken. Ohne diese geistige Seite scheint auch das leibliche Zeugen, diese *vis plastica* der Natur nicht verständlich" (81—83). Wo hier die Psychologie versteckt sein mag, ist schwer zu sagen. Spranger will Erotik von Sexualität scheiden. Diese wurde, angreifbar zwar, aber doch deutlich als Begriff bestimmt. Für jene bleibt aber bisher nichts anderes als jener Satz oben „kurz und vorläufig". Dann verliert sich die Psychologie in das weite Feld der Metaphysik, von dem aus sich sehr apodiktische psychologische Lehrsätze ergeben: „Es ist eine nicht weiter ableitbare Grundform des Erlebens." Noch kann man hoffen, die apodiktischen Lehrsätze werden in späterem Zusammenhang gewiß ihre psychologische Begründung erfahren, wir studieren ja einen Autor, der *Psychologica psychologice* als seinen methodischen Wahlspruch bekennt. Und Spranger fährt auch fort:

„Schon dieser metaphysische Ausblick deutet darauf hin" (Spranger weiß also, daß dies Obige nicht Psychologie ist; noch dürfen wir auf sie hoffen), „daß sich der zentralste Sinn der Natur erst erfüllen wird, wenn beides, die Seelenverschmelzung und die körperliche Vereinigung, sich zum Geheimnis der Erzeugung eines neuen Lebens verbindet. Aber damit ist nicht gesagt, daß jene seelische Erzeugung des Ideals sinnlos sei, wenn keine leibliche Zeugung damit verbunden ist. Für unsere Jugendpsychologie aber ist es die wichtigste Feststellung, daß die Natur in den Entwicklungsjahren beide Seiten für das Erlebnis noch getrennt hält" (daß sie getrennt sind, bei einem häufigen Pubertätstypus, ist allerdings eine wichtige und richtige Feststellung, daß es aber die Natur ist, die sich dabei bemühen muß, ist eine Erschleichung, die im psychologischen Zusammenhang uninteressant wäre, wenn nicht aus solchen eingeschobenen metaphysischen Behauptungen psychologische Schlußfolgerungen gezogen würden) „und daß es Reifsein bedeutet, wenn beide in voller Reinheit" (psychologisch ist Reifsein von Reinheit völlig unabhängig) „zu einem großen Erlebnis und Zeugungsakt zusammenzuklingen vermag. In der Seele des Jugendlichen ist Erotik und Sexualität für das Bewußtsein zunächst schroff getrennt. Das ist der wesentlichste Satz, der in diesem Zusammenhang zu sagen ist". Ein Satz, mit dem man sich völlig identifizieren kann, wenn er auch in dieser Schärfe nur für einen Pubertätstypus gilt. Aber ein Satz der deskriptiven Pubertäts-

psychologie. Mit einem Aufwand von Metaphysik umgeben, wie ihn, vielleicht nicht einmal immer unbegabter und primitiver, ein Jugendlicher des geschilderten Typus anwenden würde, um zu erweisen, daß seine Gefühle zu seiner „Geliebten" rein erotischer, völlig unsexueller Natur seien. Ein Verhalten, das diesem Jugendlichen wohl ansteht, das aber vom Psychologen durch ein Suchen nach Verständnis der Erlebnisweise des Jugendlichen abgelöst werden müßte. Dieser Aufgabe erinnert sich auch Spranger an dieser Stelle und fährt fort: „In dem Abschnitt über die Methode unserer Psychologie ist ausgeführt, daß sich Beschreibung des Bewußtseinsverlaufs und Ableitung aus Sinnzusammenhängen nicht immer decken. Seelische Erlebniszonen können unterbewußt in tiefer Sinnverbindung stehen, während sie im Bewußtsein nichts voneinander wissen oder wissen wollen." (Wir atmen auf. Das von der unableitbaren Grundform des Erlebens war also bloß die Beschreibung des bewußten Erlebens. Dem Jugendlichen — und auch manchem Erwachsenen — erscheint die Erotik als unableitbare Grundform, der Psychologe ist daran nicht gebunden, er darf versuchen, aus anderen Annahmen diese Erlebnisweise zu verstehen? Die Antwort wird uns freilich enttäuschen. Sie wird lauten: Nein. Doch vorläufig darf man noch hoffen.) „Das gilt von dem Verhältnis zwischen Erotik und Sexualität in der jungen Seele. Beide Erlebniskreise können erweckt sein. Aber der Gegenstand des Eros ist ein ganz anderer als der der sexuellen Erregung. Und auch zeitlich treffen sie noch nicht zusammen. Ohne Zweifel hat dies Auseinanderfallen selbst wieder seinen tiefen Entwicklungssinn. Wir können diesen Befund" (welchen?) „auch so zugespitzt ausdrücken: In diesem Alter würde die Sexualisierung des Erotischen die ideale Liebe zerstören; umgekehrt würde die volle Erotisierung des Sexuellen auch nicht gelingen". (Was offenbar der „tiefe Entwicklungssinn" ist. Was eine Zeile vorher noch Problem war, avancierte still zum „Befund" und wird sogleich:) „Ein Beweis, daß gerade die sexuelle Seite hier noch nicht zur vollen Reife gekommen ist" (84). Dies ist die strenge Methode, der gegenüber die Psychoanalyse freilich ein recht primitives Verfahren, aber immerhin, scheint mir, ein wissenschaftliches ist. „Daß in der individuellen Seelentotalität nichts völlig beziehungslos nebeneinander stehe, ist schon methodisches Postulat (ein Satz *a priori*). Aber wie es im Zusammenhang stehe, bedarf näherer Untersuchung. Und mit ihr geht die Deskription des Seelischen unvermeidlich in eine Seelentheorie über" (128). Und da ja die Psychoanalyse die einzige kompetente Seelentheorie ist, über die die Psychologie derzeit verfügt, geht Sprangers Erörterung unmittelbar in jene Polemik gegen die Freudsche Lehre über, von deren formalen Quali-

täten wir oben sprachen. Die Psychoanalyse kennt nun den Erlebniskreis der Erotik, wie ihn Spranger meint, wenn auch nicht definiert (denn: „Es ist eine unangenehme Aufgabe, den Eros zu ‚definieren'") (85). Sie versteht die Erotik als zielabgelenkte Strebungen des Sexualtriebes; sie kommt zu dieser Anschauung aus der tausendfach bestätigten Erfahrung, daß ontogenetisch die im engeren Sinn, dem Sprangerschen, sexuellen Regungen und Erlebnisse den erotischen zeitlich vorausgehen, und die erotischen, im Sprangerschen Sinne, sich aus den sexuellen unter den verdrängenden und zielablenkenden Einflüssen erst der erziehenden Erwachsenen, dann des eigenen Ichs, das sich mit den Geboten und Verboten der Umwelt identifizierte, allmählich sondern. Diese Sonderung wird am schärfsten in gewissen Formen der Pubertät und wird mit dem Ende der Pubertät je nach dem Typus mehr oder weniger wieder aufgehoben. Die Einzelheiten dieser Auffassung gehören in die Theorie von der Pubertät, die in dieser Arbeit nicht positiv behandelt werden soll. Diese Deutung des „im Erleben selbst Unverbundenen" (124) geschieht durch „Aufdeckung unterbewußter Sinnzusammenhänge", was eines der beiden von Spranger gestatteten Verfahren ist, das andere bestünde im „Eingehen auf die übergreifenden Zusammenhänge, die der objektiven Geistigkeit des Kultur- oder Naturlebens angehören" (128). Nun soll keineswegs bestritten werden, daß auch eine inhaltlich andere Deutung durch Eingehen auf unterbewußte Zusammenhänge möglich wäre, als die Psychoanalyse vorschlägt. Aber Spranger gibt sie jedenfalls nicht.

Ihm gefällt diese Oberflächenpsychologie und ihr Versuch, den Zusammenhang zwischen dem sexuellen und erotischen Erlebniskreis verständlich zu machen, nicht. Die „unterbewußte" Deutung Freuds lehnt er ab. Doch muß er sich immer wieder ihr peinlich nahe halten. „. . . (Erotik und Sexualität) sind ihrem Wesen nach *una eademque res* erlebt von zwei verschiedenen Seiten oder unter zwei verschiedenen Attributen. Im erotischen Erleben erfüllt sich erst der Sinn der Sexualität. Aber das ist ein Bild. Und ein unzulängliches Bild." Aus dem Metaphysischen ins Psychologische übersetzt heißt es wohl: Sexualität und Erotik sind zwei verschiedene Erlebnisweisen für dasselbe Ding, (*res*). Diese Sonderung in zwei streng auseinandergehaltene Erlebnisweisen ist Ergebnis der Entwicklung, das im allgemeinen erst in der Pubertät sich vollendet, die primitiven Äußerungen der *eadem res* in der frühen Kindheit zeigen prävalierend die sexuelle Komponente, so daß man in gewissem Sinn jene *res* auch Sexualität nennen könnte. In dieser Erwartung stärkt uns der

nächste Satz: „Denn entwicklungspsychologisch betrachtet, ja überhaupt psychologisch betrachtet, vermag beides doch auseinanderzutreten." Es ist dieselbe Sache, die nach dem Auseinandertreten als zwei ganz verschiedene Sachen erscheint. „Dann haben wir auf der einen Seite die reine Erotik, die nicht nur nichts weiß vom Sexuellen, sondern es sich ängstlich fernhält", und wir ahnen, daß eines der besten Mittel, diese ängstlich erwünschte Fernhaltung zu erreichen, wäre, die Erotik zu einer weiter nicht ableitbaren Grundform des Erlebens zu erheben oder wenigstens zu erklären. Aber an Stelle dieser psychologischen Deutung in der Sphäre der Auffindung unbewußter Sinnzusammenhänge folgt ein schöner Ausdruck: „In unendlicher Scheu und Schamhaftigkeit, weil diese Form und Stufe der Vereinigung den höchsten Sinn nicht erfüllen würde." Ist dies nun Verständlichmachung auf der Ebene übergeordneter Sinnzusammenhänge oder ein Bild aus der metaphysischen Sphäre? Wir bleiben im unklaren, denn der weitere Verlauf des Absatzes schillert zwischen psychologischer und dieser schönen und tiefen Ausdrucksweise. Ich setze ihn ganz hieher wegen der Konklusion, die mit „also" an ihn angeschlossen wird: „Auf dieser Stufe finden wir den Jugendlichen. Er fließt über von erotisch zeugenden Geisteskräften, aber der Leib ist noch nicht in vollem Sinne mitzeugungsfähig. — Auf der andern Seite gibt es eine bloße Sexualität, ohne Erotik, ohne die Schwungkraft des beseelenden Ideals. Das ist auch ein Naturphänomen, aber eine leerlaufende, ihres ausfüllenden Sinnes beraubte Sexualität. Der Jugendliche kennt auch auf dieser Seite den unersättlichen Trieb, der beiden Erlebniszonen eigen ist; aber solange er noch in einem Winkel der Seelentotalität geistig ist, wird ihn diese Sexualität nie befriedigen. Sie zieht ihn in den Kreislauf rein körperlichen Bedürfnisses. Sie verurteilt ihn zu einem geteilten Dasein, in dem er nie ganz er selbst sein, noch weniger ganz er selbst werden kann. Ahnungen von jenem geistigen Gehalt liegen wohl auch noch im sinnlichsten Genuß, aber verhüllt, irreführend und deshalb in Schuld und Reue verstrickend, die immer dann auftreten, wenn der Mensch fühlt, daß er nicht ganz ist, was er sein könnte und sollte" (135).

Mit diesen Sätzen ist ein geistiger Zustand geschildert, in dem sich mancher Jugendliche befindet, und sie können einem Jugendlichen, der gegen seine sexuellen Erlebnisse und Erregungen vom Erotischen her heftig und immer wieder vergeblich ankämpft, sehr viel bedeuten. Er wird sie schön, tief, richtig finden, denn er gewinnt an ihnen und ihrem Autor eine Stütze im Kampf gegen seine Sinnlichkeit. Wo aber liegt hier ein

deutender psychologischer Gedanke? Spranger schildert — nach seiner Weise, der Weise des Jugendführers — das Phänomen, die Spaltung der Sexualität in Zärtlichkeit und Sinnlichkeit, das Freud in einem kurzen Aufsatz als Forscher zu deuten versucht. Spranger legt den Akzent auf die Ideologie, die aus diesem Zustand folgt. Dies könnte ein dankenswertes Unternehmen sein. Wir haben noch nicht genug an phänomenologisch treuer Deskription komplizierter psychischer Zustände. Aber er selbst weiß, daß die Deskription nicht genügt, er stellt seinem Buch die Aufgabe, ihr die Deutung, wenigstens andeutungsweise anzufügen. Diese Deutungen müßten sich von der phänomenalen Gegebenheit loslösen, von ihr unabhängig machen, auch wenn in ihr eine sehr starke Überzeugung davon mitgegeben ist, daß die erlebte Sonderung eine naturhafte, objektive, metaphysische ist. Er selbst stellt das Postulat sehr deutlich auf. Er weiß auch: „Metaphysische Ausdeutungen dienen nur zu einer symbolischen Erläuterung“ (83), können also gewiß nicht an Stelle psychologischer Deutungen stehen, sondern werden diesen — anmerkungsweise, wenn man auf sie aus irgendwelchen Gründen schon nicht ganz verzichten kann — an Umfang und Gewicht untergeordnet, bloß beizugeben sein; er weiß ferner: „Übrigens treibt diese Erlebnisform selbst in solche Weltgedichte hinüber. Eines der größten, die Platonische Philosophie, beruht zu einem erheblichen Teil auf erotischem Erleben“ (85). Trotzdem gibt er seinem Weltgedicht unter dem Titel einer Psychologie des Jugendalters, hinter einem ersten Abschnitt über Aufgabe und Methode einen geradezu verschwenderischen Raum. Man könnte dies noch hinnehmen, wenn wenigstens ein Wort über den „Zusammenhang von Erotik und Sexualität“ sich aus den Folgen des eigenen erotischen Erlebens befreien würde, also nicht Weltgedicht, Seelengemälde, Philosophie, sondern Wissenschaft wäre. Es fehlt. Denn alle auf den abschließenden Absatz aufgesparten Hoffnungen werden zerstört. Er knüpft an das oben Zitierte an und lautet:

„Das Erotische ist also“ — Also! aus dem Voranstehenden gefolgert! — „keine Funktion des Sexuellen, das Sexuelle keine Funktion des Erotischen, sondern beide gehören dem Entwicklungssinn nach wesenhaft in einer Erlebnistotalität zusammen. Sie differenzieren sich beide aus einem Einheitsgrunde heraus. Sie gehen eine Zeitlang getrennt, um sich im Höhepunkt des aufgeblühten Lebens wieder zu vereinen. Anders kann man ihre Bezogenheit aufeinander nicht verstehen.“ Ich verstehe überhaupt nicht mehr, Einheitsgrund? Das heißt: sie waren vor der Trennung vereint. Als was? Wie nennt man den vor der Pubertät bestehenden Zustand

wo Erotik und Sexualität gemeinsam ihre Befriedigung suchen, am ursprünglichen Objekt? Wie nennt man den nach der Pubertät bestehenden Zustand, wo sie wieder vereint sind? Was bedeuten diese Formulierungen, die psychologisch so wenig besagen, anderes, als einen Schimmer von Einsicht, der schnell verdunkelt wird, im Sinne der Pubertätserlebnisse, die in unendlicher Scheu und Schamhaftigkeit erklären, mit der Sexualität weder verwandt noch identisch zu sein und doch als Differenzprodukte eines Einheitsgrundes wie Geschwister verwandt sind? Das ist Psychologie der Pubertät, die dem Pubertätserleben gerecht werden will, gerecht in der Deskription, was ihre Pflicht ist, gerecht aber auch in Wertung, Deutung und Formulierung, also Pubertätspsychologie. Sie mag der Jugend gefallen, soweit sie nicht Erkenntnisse über sich selbst sucht, sondern Bestätigung, Rausch, Urteil, Schönheit, Religion. Dem Psychologen ist sie langweilig oder Objekt der Deutung.

Eingangs seiner Erörterung hat Spranger von Sexualität und Erotik erklärt: „Wohl behaupte ich, daß sie in ihrer gesamten Erlebnisfärbung höchst verschieden sind, ja daß sie verschiedenen Schichten der Seele angehören“ (81). Das erstere ist unbestritten, das zweite hätte interessiert zu hören. Spranger kam nicht weiter darauf zu sprechen. Wir sind aus der Psychoanalyse gewohnt, Worte wie „Schichten der Seele“ ernst zu nehmen. Bei Spranger ist das eben eine *façon de parler*. Es ist eine Frage des Stils, ob er Schichte, Sphäre oder sonst was sagt, er wollte damit nur sagen, was er schon im ersten Satz sagte, daß Sexualität und Erotik nicht dasselbe sind. Nun sind sie ja, wie wir gesehen haben, doch dasselbe, *eadem res*, und sind es doch nicht. Aber wer wird sich hier in Tifteleien über Worte verlieren. Es kommt ja darauf an, „mit einem kühnen Griff die Totalität des Seelenlebens zu packen“, und die Methode ist eine schöne Sache, die ausführlich in einem eigenen Abschnitt erledigt wird, um dann nicht mehr verwendet zu werden. Im Text wird in beliebiger Abwechslung Deskription und Deutung, mit Bildern und metaphysischen Ausblicken verknüpft, geboten. Termini verschwimmen, rauschendes Blut ist so gut wie Sexualität oder besser noch. Und mit „also“ werden schiefe Bilder, die nur Symbolwert und Erläuterungsfunktion haben, zu abschließenden Forschungsresultaten erhoben. Versucht aber ein Forscher, freilich ohne der Methode ein Einleitungskapitel zu widmen, dafür aber in jeder Zeile von elf starken Bänden sorgfältig und streng um sie bemüht, an Stelle solchen anmutigen Chaos umschriebene Begriffe zu verwenden, einen Sexualtrieb anzunehmen, und zu versuchen, den Wegen

sorgfältig nachzugehen, auf denen die mannigfaltigen Äußerungen der *eadem res*, rauschendes Blut und das Ewig-Weibliche, sich als Wandlungen und Äußerungen eines, zweier Grundtriebe nach einer kleinen Zahl, einzeln untersuchter, beschriebener, scharf formulierter und eindeutig benannter Gesetze zu verstehen, so ist er (Freud) „ein Verwandlungskünstler ersten Ranges. Denn die Umsetzungen und Ersatzauswege, die eine Analyse findet“ (die also da sind, es wird nicht bestritten, daß sie gefunden sind), „lassen schließlich das Harmloseste“ (z. B. das Ideal des Ewig-Weiblichen) „als irgendwie verkappte sexuelle Wünsche erscheinen“. Was ja dem Harmlosen nichts schadet, weil die sexuellen Wünsche selbst dem Psychologen recht harmlose „Naturphänomene“ sein dürfen. Die Chemiker sind ebensolche Verwandlungskünstler; aus einer Anzahl von Elementen bauen sie die Welt auf, und das berauschendste Parfüm erweist sich als verkappte Substanz sehr verdächtiger Niedrigkeit. Da ist Spranger ein anderer Verwandlungskünstler, unter seiner tiefen Feder wird das Niedrigste hoch und total. „Die Motive für diese eigenartige theoretische Verwirrung“, nämlich die Freudsche, „sind leicht zu erkennen. Ist auch der physiologische Materialismus bei Freud überwunden: es bleibt ein psychologischer Materialismus bestehen“ (131). In Sprangers Mund ist diese Feststellung ein Vorwurf. Aber es fehlt der Erweis, daß nicht gerade diese Betrachtungsweise die richtige ist. Dieser Erweis reduziert sich auf die nicht sehr tiefe Bemerkung: „Die stillschweigende metaphysische Voraussetzung ist diese: das Vorhandensein des sexuellen Triebes ist selbstverständlich; alle anderen müssen erst verständlich gemacht werden.“ Allerdings ist dies die metaphysische Voraussetzung der Psychoanalyse. Nur ist der Psychoanalyse das Wort Trieb ernsthafter als Spranger. Das Vorhandensein der Triebe ist ihr in gewissem Sinne selbstverständlich. Sie kennt deren zwei, die Sexualtriebe und die — wie Spranger so richtig findet nicht glücklich als solche bezeichneten — Ichtriebe; (später Eros und Todestriebe). Was sie an ihnen „selbstverständlich“ findet, hat sie umschrieben. Nicht: „alle anderen Triebe müssen aus ihnen verständlich gemacht werden“, sondern gewisse, nicht ursprüngliche Verhaltungsweisen müssen aus den ursprünglichen, den „selbstverständlichen“ verstanden werden. Und tatsächlich ist das komplizierte Sexual- und Erosverhalten, das Spranger an den Jugendlichen so sehr liebt, daß er es gegen die „Angriffe“ der Psychoanalyse, die es als „Sublimierung“ erklärt, verteidigt, kein ursprüngliches, kein selbstverständliches. Sondern es ist zu erklären als eines, das unter bestimmten Gegebenheiten sich aus dem ursprünglichen entwickelt. „Diesem Zwecke sollen nun die seltsamen Energie-

transformationen dienen, von denen wir gehört haben." Die Energietransformationen wurden bei dem Bemühen entdeckt, höchst seltsame psychische Gebilde, wie Traum, Neurose, Perversion, den „Menschen mit seinem Widerspruch" zu enträtseln. Die Seltsamkeit der Tatbestände ist wieder kein Vorwurf, der die Theorie trifft, sondern ein Faktum der Erlebnisweise jener Jugendlichen, die unter erotischen Erlebnissen Weltgedichte komponieren und dabei vergessen, daß eine wissenschaftliche Theorie immer seltsam ist, verglichen mit den ästhetisch oder ethisch erlebten Objekten der Theorie. Wie seltsam ist doch die Theorie, eine rote blühende Rose und stinkende Algen besäßen dieselbe Substanz und Zellenform. Weniger seltsam, mehr tückisch ist die fortsetzende Bemerkung: „Der Hörer aber soll dabei die Beruhigung empfinden, daß die sogenannten höheren Triebe als ‚bloße' Sublimierungen doch auf die primären zurückgeführt werden können." Da sind die Sprangerschen Hörer freilich andere Kerle. Sie empfinden Beruhigung, wenn man ihnen klarmacht, und zu diesem Zwecke vorher die Psychoanalyse verballhornte, daß der Sinn des körperlichen Zeugungsaktes sich im idealistischen Erleben erfülle. Aber daß es einen Forscher geben könnte, der weder die Beruhigung des Zynismus noch der Ethik seiner Hörer beabsichtigt, wenn er ihnen die Befunde seiner Denkarbeit vorlegt, scheint Spranger unfaßbar, und er will nicht begreifen, daß Sublimierung ein dynamischer Begriff der Seelentheorie ist, während das Wörtchen „bloß", das er in Anführungszeichen setzt, weil es kein Zitat aus Freud ist, eine Bewertung ist, und zwar die Wertung, die ein beleidigter Ethiker den rein psychologischen Feststellungen und Annahmen unterschieben muß, soll er eine Möglichkeit haben, entgegen seiner intellektuellen Einsicht, die Trennung zwischen Erotik und Sexualität, die ein Postulat seiner inneren Situation ist, als Postulat der Ethik zuerst, als Befund der Psychologie sodann (durch die Also-Methode) festzuhalten.

So sehr aus allem Gesagten deutlich wurde, wie Sprangers Auffassungen den Boden psychologischer Betrachtung an beliebiger Stelle, je nach den religiösen, ethischen, metaphysischen Bedürfnissen, die Befriedigung verlangen, für eine Weile verlassen, um an beliebiger anderer Stelle zu ihm zurückzukehren, hieße es doch, ihm und seiner Betrachtungsweise Unrecht tun, wollte man sich nicht vor Augen führen, daß er sich die Berechtigung zu solchem Verhalten, aus einer methodischen Erörterung heraus zu geben versucht. Sein Prinzip der Deutung aus übergeordneten Sinnzusammenhängen ermöglicht solche — wie uns scheint — wenig wissenschaftliche Abschweifungen, und ermöglicht zugleich, sie mit einem Anschein von

Wissenschaftlichkeit zu unternehmen. Diesen Anschein gewinnt das Verfahren, weil es ein wirkliches Problem der Psychologie angreift, und zudem eines, an dem die Psychologie — auch die Psychoanalyse — zu rasch vorbeigegangen ist. So daß von ihm aus eine Kritik der Psychologie möglich ist, und jede Lösung wünschenswert erscheint.

Spranger sieht — mit der Psychoanalyse — keinen Weg, die bewußten psychischen Phänomene aus sich heraus zu verstehen; er lehnt — ebenfalls eines Sinnes mit der Psychoanalyse — die Möglichkeit ab, die psychischen Erscheinungen aus physiologischen Prozessen irgend einer Art zu verstehen. Freud hat in dieser Situation den Versuch gemacht, die Deutung der bewußten Erscheinungen aus dem Unbewußten zu geben und damit eigentlich erst Entwicklungspsychologie konstituiert, denn das Unbewußte ist das Resultat der individuellen Entwicklung, wie sie unter dem Zusammentreffen phylogenetischer Faktoren und eines bestimmten von außen einwirkenden Schicksals wurde. Spranger anerkennt diesen Weg durchaus. Er geht ihn selbst unzählbar oft (freilich in jener unmethodischen Weise, nach der die Deutung aus dem Unbewußten wie Aperçu oder Bild erscheint, unverbindlich sein mag, jedenfalls durch nichts begründet ist.) Aber neben diesem Weg fordert er einen anderen: „Wichtiger ist, daß die individuelle Seelenstruktur selbst eingelagert ist in größere Sinnstrukturen, die vom Naturzusammenhang bis in den objektiv geistigen Zusammenhang der geschichtlich-gesellschaftlichen Welt hinaufreichen“ (11). „Die Einzelseele ist von vorneherein verschlungen in den objektiven Geist . . . Der objektive Geist ist eine überindividuelle Struktur, ein überindividueller Sinn- und Wirkungszusammenhang . . ., er ist v o r jedem einzelnen Individuum und bedeutet für jedes einzelne einen vorgefundenen Komplex von Lebensbedingungen und richtunggebenden Faktoren . . . alles objektiv geistige Leben ist getragen von der Gesellschaft und historisches Produkt ihrer Schicksale. Man kann den Einzelmenschen nur verstehen, wenn man ihn überall in die Verflechtung mit einer Gesellschaft hineinstellt, mit der er verbunden ist durch Wechselwirkung und Solidarität, durch Empfangen und Geben, durch Suggestion und Nachahmung, durch Führen und Geführtwerden . . . Es muß ganz allgemeine und ewige Sinnrichtungen geben, wenn besondere zeitliche Ausprägungen der Sinnenzusammenhänge verstanden werden sollen. Diese ideenhaften Richtpunkte sind die beiden — sich gegenseitig fordernden — 1) der totalen Lebenseinheit, 2) der inneren Differenzierung dieser Einheit nach bestimmten Sinnrichtungen, die i m m e r erfüllt werden müssen, wenn überhaupt geistiges Leben sein soll. Wo

alle diese gesonderten Sinnrichtungen in der geistigen Lebenseinheit zusammentreffen, liegen die religiös-ethischen Werte: die religiösen Werte ausdrückend den höchsten Sinn der Welt; die ethischen Werte ausdrückend den höchsten Sinn des personalen Lebens; jene in Beziehung auf dieses und diese in Beziehung auf ein geahntes Weltganzes. Sofern sich das geistige Leben an dieser Werthierarchie ewig und überall orientiert und orientieren soll, bilden diese Werte in ihrer strukturellen Bezogenheit aufeinander den normativen Geist, der — bildlich gesprochen — über dem jeweils verwirklichten objektiv-historischen Geist richtunggebend schwebt" (15, 16).

So wären wir denn glücklich beim Weltganzen gelandet, — bildlich gesprochen, — während wir auszogen, die Wirkungen der Gesellschaft, sei's denn: des objektiven Geistes, auf die seelische Entwicklung des Individuums zu studieren. Aber gerade dieses bei Spranger — wie es scheint — unvermeidliche Enden im All bringt uns in seinem umfangreichen Buch um jede konkrete Kenntnis dieser Beziehung und läßt seine methodische Forderung ein *pium desideratum* bleiben. Es sei zu wiederholtem Male erklärt: ich leugne nicht, daß der Philosoph tiefe Befriedigung aus seinem Denken zieht und einem Publikum vermittelt. Ich bin nicht zuständig zu entscheiden, welchen Rang die Sprangersche Philosophie einnimmt, was an ihr originell, was an ihr zukünftig, wie weit sie naheliegende Fort- und Umbildung vorhandenen Gutes ist, wie weit sie Gesichtspunkte enthält, die bisheriges Philosophieren revolutioniert. Daß sie aber nicht psychologische Wissenschaft ist, das ist gewiß. Und darum allein schon, weil sie sich um das Weltganze bemüht, weil sie sich und dem Publikum ästhetisch-religiöse Befriedigungen gewährt, die sie — wenigstens noch — nicht bieten kann, und daher nicht bieten darf. Die Psychologie hat sich langsam von der Philosophie befreit, sie hat aber kaum einige Jahrzehnte Zeit gehabt, noch im Befreiungskampf stehend, ihre eigene Basis zu gewinnen, als sie mit Haut und Haar der Physiologie verfiel. Sie hat eben jetzt begonnen, sich dieser neuen Gefangenschaft zu entziehen, sie macht die ersten Schritte, frei und selbständig, und schon soll sie tanzen und beten können, daß die Zuschauer erschüttert und erbaut sind; und da sie's nicht können kann und darf, soll sie schnell wieder der Philosophie ausgeliefert werden. Bildlich gesprochen.

Die Ursachen dieser theoretischen Verirrung — wie Spranger sagt — sind leicht zu verstehen. Die Psychologie, so gut wie jede Wissenschaft, braucht ihre eigene Methode, und zwar Forschungsmethode, was nicht ganz das gleiche wie „Methode" aus dem I. Abschnitt Sprangers ist. Da nun

einmal eingesehen ist, daß die Psychologie sich im Kreise um sich selbst bewegt, wenn sie die bewußten Phänomene aus bewußten erklärt, bedarf es einer Methode, die ihr Material schafft, mit dessen Hilfe sie die bewußten Phänomene erklärt, versteht, deutet. Dies Material aber können nicht Gedanken des Psychologen über seine Erlebnisse, und nicht die bewußten Erlebnisse und die Gedanken über die von fremden Objekten sein. Denn dies wären wieder Phänomene derselben Kategorie. Also nicht Material dieser Art darf es in erster Linie und ausschließlich sein. Anderseits muß dies Material empirisch gewonnen und mit den Kriterien wissenschaftlichen Denkens und Forschens geprüft sein. Spranger hat keine solche Methode der Forschung. Er verwendet gelegentlich so gefundene neue Fakta. Gelegentlich und in jeder Beziehung nach Bedarf. Die Psychoanalyse — als Forschungsinstrument — ist solch eine Methode, die Material zur Deutung der bewußten Phänomene schafft, sie lehrt neue Fakta kennen. Und darauf kommt es nun einmal bei einem wissenschaftlichen Verfahren an. Ob die Psychoanalyse die einzige psychologische Lehre ist, die über eine solche eigene psychologische Methode verfügt, sei hier nicht entschieden. Jedenfalls ist ihre Methode am längsten, am mannigfaltigsten im Gebrauch, sie ist sorgfältig nach ihren Grenzen und Möglichkeiten geprüft und erwogen.

Die zweite Stufe ihrer Entwicklung erreicht die Wissenschaft und ebenso die Psychologie, wenn sie ihr Material unter dem Gesichtspunkt einiger einfacher Annahmen zu ordnen beginnt, die vor allem die Besonderheiten des neuen deutenden Materials berücksichtigen, und wenn sie versucht, es selbst zu verstehen, zu erklären und zu deuten, indem sie das anfangs deutende Material mit Beziehung auf diese Annahmen deutet. Es bildet sich eine Theorie. Spranger bietet keine solche Theorie. Die Psychoanalyse legt eine Theorie in ihren Annahmen über Natur und Schicksal der Triebe, im Begriff der psychischen Energie und ihrer Ökonomik vor. Hier mag noch vieles höchst unsicher sein. Es ist ein Anfang, und, soviel ich sehe, der einzige Anfang von Belang.

In dieser Situation der Psychologie als Wissenschaft findet Spranger, daß eine Problemstellung übersehen ist, die nach den Einwirkungen oder Wechselbeziehungen der Gesellschaft. Er findet, es sei die wichtigste Fragestellung. Dies ist sein gutes Recht. Wir überschätzen unseren eigenen Anteil an der Umwandlung des objektiven Geistes. Wissenschaftlich wäre, mit irgendeiner Methode, aber mit einer wissenschaftlichen (siehe oben) und der ihr entsprechenden Theorie, die ersten Schritte zur Klärung des neuen Problems zu tun. Eine stille und bescheidene, aber eine sehr nützliche Aufgabe. Das

ist nicht Sprangers Verfahren. Und es ist wieder sein unbestrittenes Recht, zu verfahren, wie er für gut befindet. Wir aber dürfen — bei aller Bescheidenheit — empfinden und sagen, daß er nicht Wissenschaft, nicht Psychologie betreibt, sondern Seelengemälde malt; und daß er den Aufbau einer bescheidenen psychologischen Wissenschaft durch verfrühte Totalitätsforderungen, durch unsichere Methodik und durch „tiefe Gedanken“ stört.

## 3) *Unkenntnis und Kühnheit*

Neben Tumlirz, der untheoretisch verfährt, und Spranger, dessen Theorien gewiß keine psychologischen sind, unternimmt Charlotte Bühler[1] den „Versuch einer Analyse und Theorie der psychischen Pubertät“. Die Analyse, die Bühler gibt, ist zwar nicht sehr tiefgehend und die Theorie sehr einfach, beinahe dürftig, wenig ausgebaut und in vielen Punkten völlig unzureichend, während sie in anderen — nach meiner Meinung — sehr beachtenswerte Ansätze zeigt, aber man kann der Bühlerschen Theorie nicht vorwerfen, daß sie im wesentlichen außerpsychologischen Bedürfnissen dient. Auch Bühler verfällt der Versuchung, an entscheidenden Stellen pädagogisch, sogar ethisch zu sein, aber sie versucht eine reinliche Scheidung, die ihr freilich nicht gelingt, und die gerade an den Problemen, welche die Psychoanalyse aufwirft, scheitert. Darum betrachten wir auch ihr Buch von dem Standpunkt aus, welches ihre Stellung zur Freudschen Lehre ist. Und wir stellen vorweg fest: Bühler gehört zu der seltenen Art wissenschaftlicher Schriftsteller, die zwischen der ersten und zweiten Auflage eines Buches neue prinzipielle Gesichtspunkte zu lernen vermögen. Leider gehört sie nicht zu der seltensten Gruppe, die imstande ist, dies Neugelernte auch als erlernt zu bekennen.

Das Literaturverzeichnis der ersten Auflage kennt Freud nicht, immerhin das „Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens“. Freilich erhebt sie Einwände gegen dieses: „Das von Freud veröffentlichte Tagebuch benutze ich mit etwas Vorsicht, da mir niemals Ähnliches begegnet ist und es zwar merkwürdig gut zu seinen Ideen, aber nur schlecht zu meiner Kenntnis des normalen Mädchens in der Entwicklung paßt.“ Solche Vorsicht steht der Forscherin gut; sie sollte sie freilich auch dort anwenden, wo es sich um Tagebücher junger Mädchen handelt, deren Inhalt merkwürdig gut

1) Dr. Charlotte Bühler: Das Seelenleben des Jugendlichen. Versuch einer Analyse und Theorie der psychischen Pubertät. Jena 1922.

zu ihren Theorien und schlecht zu den Erfahrungen anderer Forscher paßt. Weniger kleidsam ist meines Erachtens für die Forscherin, daß sie sich „da vollständig Stern“ (74) und anderen Protestkundgebungen anschließt. Und gar nicht muß man, wenn man schon das Bedürfnis fühlt, den Protest mit Argumenten zu versehen, eine profunde Unkenntnis der abgelehnten Anschauungen decouvrieren, wie Bühler sehr frischweg und harmlos tut: „Es gibt Jugendliche, die vor dem Einschlafen, wo ein kurzes Intermezzo lebhafter Bilder die Regel ist, von sexuellen Vorstellungen aller Art gepeinigt und doch gleichzeitig unwiderstehlich angezogen werden, und zwar wie es scheint, unter stärkerem Hervortreten sadistischer und masochistischer Züge. Bei den gesunden jungen Menschen sind das vorübergehende Schatten, die bei wachem Bewußtsein bedeutungslos geworden sind. Ich vermeide absichtlich das Freudsche Wort ‚verdrängt‘. Um eine Verdrängung handelt es sich hier meiner Ansicht nach gar nicht“ (und natürlich niemandes Ansicht nach, am wenigsten Freuds. Er würde hier ganz gewiß das Wort „verdrängt“ absichtlich auch vermeiden. Doch scheint es Bühlers Ansicht von der Psychoanalyse zu sein, daß sie das Wort „verdrängt“ niemals zu vermeiden bereit ist), „sondern es handelt sich um rein periodische Zustände“ (einen Ausdruck, den ich vermeiden würde, weil er nichts sagt, am wenigsten einen Gegensatz zu der Auffassung verdrängt beinhaltet, was ja — fälschlich — Bühler als Freuds Erklärung des Phänomens unterschiebt). „Daß sie im kranken und überreizten Bewußtsein überhandnehmen und dann aus erwachendem Schuld- und Schamgefühl einen Akt der Verdrängung provozieren können, bleibt dabei unbestritten.“ (Es bliebe aber noch deutlich zu machen, warum das nicht im gesunden Bewußtsein auch der Fall sein könnte, und inwieweit nicht das überreizte Bewußtsein in der Pubertät das Normale ist.) „Aber was dem Psychiater immerhin alltäglich unter Kranken sein mag, ist darum noch längst nicht eine alltägliche normale Erscheinung“ (gewiß darum noch längst nicht, aber Freud hat auch nicht behauptet, seine Funde gelten darum auch für den Gesunden, weil er sich an sie gewöhnt hat). „Hiermit ist gleichzeitig eine Stellungnahme zur Psychoanalyse angedeutet. Mag sie immerhin in maßvoller Anwendung eine Methode zur Behandlung seelisch Kranker sein“ (was zu entscheiden Bühler, die nicht Psychiater ist, auch die Psychoanalyse nicht kennt, nicht befugt ist, wie sie wohl selbst anerkennt, aber dann wohl auch nicht befugt ist, durch „maßvoll“ das indizierte Quantum von Psychoanalyse zu beurteilen), „als Erziehungsmethode oder Methode zur Analyse Gesunder halte ich sie direkt für verhängnisvoll und schließe mich da vollständig Stern und Lindworsky

an." Mag immerhin diese Beurteilung für die Psychoanalyse als Therapie und für die psychoanalytischen Erziehungsmethoden gelten, so wäre doch interessant, auch ein kräftig kleingedrucktes Wörtlein über die Psychoanalyse als Psychologie zu hören. Dies ist wohl mit angedeutet in den folgenden Sätzen: „So wenig das Unbewußte Verdrängungsprodukt zu sein pflegt." Es gibt also immerhin ein Unbewußtes und es ist, wenn es das auch nicht pflegt, so doch gelegentlich Verdrängungsprodukt, und Frau Bühler drückt hier einen sehr schönen Gedanken in recht unzulänglicher Form aus, denn das Unbewußte ist tatsächlich bei Freud mit dem Verdrängten nicht identifiziert; und der näheren Überlegung der Beziehung beider hat Freud eine hübsche Anzahl von Sätzen gewidmet, und kommt nicht zu so einseitigen Anschauungen wie Bühler im folgenden Einschaltesatz: „— im gesunden Leben ist es meistens das Vorbewußte, Instinktive, aus dem die gefühlssichersten Wertungen hervorgehen und in dem das Schaffen seine unerschöpflichen Quellen hat — so wenig kann eine Bewußtwerdung zweckmäßig sein. Sie bedeutet meist nur eine Verflachung des Erlebens und kann insofern ‚Affektheilung' sein." So wenig diese Schlüsse und Antithesen logisch sind, so wenig haben sie mit der Psychoanalyse als Psychologie zu tun, sondern noch immer mit ihr als Therapie, und noch weniger Kenntnis verraten sie, als eben durch die Lektüre der gegnerischen Schriften und heute bereits aus populärer Literatur zu erfahren ist, und ebensowenig sollte man sich in — immerhin maßvolle — Polemiken einlassen, wenn man Unbewußtes, Vorbewußtes, Verdrängtes nicht voneinander zu scheiden vermag. Die zwei noch übrigen Erwähnungen der Psychoanalyse vermögen an diesem Eindruck, daß die Verfasserin über eine Lehre urteilt, von der sie nicht mehr erfaßt hat als den populären Sinn eines populär gewordenen Schlagwortes (Verdrängung), nichts zu ändern; er wird durch sie nur verstärkt. So bringt S. 3 bereits die gründliche Erledigung der Psychoanalyse, lautend: „Von erfahrenen Ärzten wird versichert, daß die Jugendlichen der Kulturkreise offenbar zwei Welten bilden: getrennt und unmittelbar neben den kokettierenden, sexuell eingeweihten und sexuell bedürftigen gibt es zuversichtlich Jugendliche, die in ihrer ganzen Pubertät niemals vom Sexualleben Kenntnis erhalten, niemals sich damit befaßten und nur alle jene anderen Übergangserscheinungen erlebten, die man heute vielfach als Produkt verdrängter Sexualität auffassen will. Dieser Deutung kann ich nach bisherigen Kenntnissen nicht beipflichten. Vielmehr gibt es zwei durchaus normale Bedingungen sexualferner Pubertät: einmal geringere Triebstärke, infolge deren die Sexualität sich überhaupt nicht aktiv meldet,

bis sie zu einem durchaus normalen Dasein geweckt wird, sodann langsame Reifung, die ja bei allen Funktionen als etwas Normales bekannt ist." Man muß schon ungewöhnlich wenig von der Psychoanalyse wissen, um den Mut zu finden, so völlig windschiefe Bemerkungen über sie zu machen. Denn was mag die geringe Triebstärke und die langsame Reifung mit der Verdrängungslehre zu tun haben? Wenn nicht diese beiden Fakten das Resultat von Verdrängungen sind. Aber Bühler hat die Vorstellung, daß die Psychoanalyse eine Schülerarbeit ist; daß Freud niemals eingefallen ist, geringe Triebkräfte und langsame Reifung könnten zu dem gleichen Resultat führen, wie Verdrängungen, und es genüge, irgendeinen Einfall zu produzieren, um die Psychoanalyse zu erledigen. „Als ein Beispiel solcher vollkommener Unberührtheit berichte ich hier anmerkungsweise den Brief einer sechzehnjährigen Fortbildungsschülerin . . .", fügt hier Bühler eine lange Anmerkung an, die sie in der zweiten Auflage strich, da sie selbst erkannt hat, daß ihr Begriff von Unberührtheit von der Psychoanalyse bestritten wird, oder daß wahrhaftig dieser Brief kein Beweis von Unberührtheit ist. Und den wir daher in seiner völligen, komischen Deplaciertheit nicht erörtern wollen.

Die zweite Auflage ist in jeder Hinsicht verändert, bereichert und tatsächlich beträchtlich verbessert. Auch in bezug auf die Stellungnahme zur Psychoanalyse. Die ablehnende Einstellung zum „Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens" wird noch verschärft durch eine Begründung der Unglaubwürdigkeit. Der „kühnen Vermutung", es sei erfunden, schließt sich Bühler nicht an, „riskiere aber zu behaupten, daß die darin geschilderte Entwicklung schwerlich normal und als Quelle kaum zu verwerten ist" (47). Diese Behauptung ist gar nicht riskiert, denn unnormal kann man natürlich ohne weiteres die Verfasserin des „Tagebuches" nennen. Die Frage bliebe offen, ob solches unnormales Verhalten nicht recht häufig ist, was nach meinen zufälligen Erfahrungen z. B. unzweifelhaft ist, und wie es zu verstehen ist. Ich halte das Tagebuch für ein Dokument jugendlichen Seelenlebens, ebenso wie die von Bühler herausgegebenen Tagebücher. Ich habe schon 1913 die Herausgabe solcher Dokumente gefordert und bin der Überzeugung, daß jedes Tagebuch, ungekürzt und treu publiziert, als Quelle zu werten ist.

Freilich ist weder das im Psychoanalytischen Verlag erschienene, noch sind die bei Fischer von Bühler publizierten Tagebücher in dem Sinne Dokumente, den Bühler für ihre eigenen Publikationen annimmt. Tagebücher Jugendlicher sind keine Quellen im Sinne historischer Quellen:

d. h., es kommt bei ihnen ganz und gar nicht auf die Glaubwürdigkeit der Verfasser an. Und man kann sie nicht als Zeugen für Tatbestände führen, oder nur mit kritischer, methodischer Vorsicht, die in gleicher Weise gegenüber den glaubwürdigen Verfassern und Fakten wie gegenüber den unglaubwürdigen anzuwenden ist. Tagebücher sind durch bewußte und unbewußte Tendenzen entstellte Darstellungen, genau so wie Träume, Phantasien, Dichtungen Jugendlicher. Sie leisten uns: 1) die Kenntnis des manifesten (also durch Tendenzen mannigfaltig entstellten) Fühlens, Wünschens und Erlebens der Pubertät; 2) sind sie Quellen für die Deutung dieser Tendenzen und des durch sie entstellten psychischen Materials. Solche Deutung bedarf der Anhaltspunkte, deshalb ist ein Tagebuch als solches, ohne weiteres Material seines Autors von beschränktem Wert für die psychologische Erkenntnis des Autors, und man wird sich im allgemeinen begnügen müssen, es zur phänomenologischen Bereicherung zu verwenden; was darüber hinausgeht, kann nur den Wert von Annahmen und Konstruktionen beanspruchen. Keineswegs aber darf man den Tagebüchern „glauben" — weder dem halbwüchsigen Mädchen noch dem jungen Mädchen — in dem Sinne, in dem es Bühler tut, die ihren Mädchen glaubt und daher dem Hug-Hellmuthschen nicht glaubt, was sehr ungerecht ist und auf einem methodischen Grundfehler beruht. Anderseits weiß Bühler natürlich, daß die Tagebücher eine Deutung, d. h. eine Beziehung auf in ihnen nicht enthaltenes Material verlangen, und sie verbindet mit dem „Glauben" an ihre Quellen zahllose Deutungen, die über diese Quellen hinausgehen, indem sie sie z. B. als Belege für ihre Theorie des Ergänzungsbedürfnisses deutet. Aber diese Deutungen geschehen unmethodisch nach Belieben, von keinerlei Prinzipien der Deutung gestört oder eingeschränkt. Dies führt zu wissenschaftlich recht angreifbaren Verhaltungsweisen.

Ein Beispiel, das diesen Vorwurf belegt, und zugleich unser aktuelles Thema: Bühler und die Psychoanalyse betrifft, lohnt nähere Betrachtung. In ihm gestattet sich die Verfasserin ein lustiges *Quidproquo.* Anschließend an die bereits bekannte Ablehnung der Erklärung durch „Verdrängung", bemerkt Bühler (128, 129):

„In Tagebüchern werden gelegentlich ‚verrückte' Träume und Träumereien berichtet und mit einigem Staunen oder einem unangenehmen Gefühl vermerkt, aber selten mit nachhaltiger Wirksamkeit." Hier ist Bühler absolut gläubig. Weil der gelegentlich verrückte Traum nicht wiederkehrt, und der Tagebuchschreiber auch nicht weiter von einer Wirksamkeit berichtet, besteht diese nachhaltige Wirksamkeit für Bühler nicht. Das heißt ent-

schieden das glaubwürdige Tagebuch mit einem Notariatsakt verwechseln, die beide freilich Dokumente sind, aber von verschiedener Art der Glaubwürdigkeit. Das Beispiel lautet: „Jetzt will ich noch ein paar verrückte Träume hier aufschreiben. Ich träumte, daß ich beim Roehl (Schulfreund) wäre, der sagte mir irgend etwas von Geld und fing dann an, mich abzuküssen, und dabei durchströmte mich ein Gefühl von Wärme. Neben Roehl saß ein Herr, den ich aus der Ausstellung her kannte. — Ich wollte Roehl besuchen, und als ich zu ihm kam, zog er sich gerade zu einer Einladung an, wo er als Mädchen auftreten sollte. Ich mußte sofort wieder fort. Roehl und ich waren in einem riesigen, kalten und kahlen Zimmer, und er zeigte mir lange Gedichte, die er nachts im Bett gemacht hätte, auch sah ich sein Tagebuch, in dem fast alles in Versen geschrieben war." Zu diesem Tagebuchbruchstück meint Bühler neckisch: „Welche ‚Fundgrube' wäre das für den Analytiker! Was würde er hier alles herauslesen!" Da ich wenig Hoffnung habe, Bühler zu überzeugen, könnte ich in Revanche sie necken und könnte fragen, warum sie Fundgrube unter Anführungszeichen setzt, ihr zeigen, daß dies nicht das Zeichen des Zitierens, sondern der Ironie ist, und mich sehr über sie lustig machen, daß sie so tiefe Deutungen über ihren Widerstand dem Analytiker ermöglicht und über die ihr unbewußten Motive ihres Sich-Lustig-Machens. Aber, da ich doch die Hoffnung habe, einige Leser zu überzeugen, erkläre ich hier feierlich und im Ernst, daß der Psychoanalytiker aus dieser „Fundgrube" gar kein Gold „herauslesen" kann. Denn unsere Deutungen verlangen Deutungsmaterial, das über das zu Deutende hinausgeht. Wir brauchen unbedingt die Einfälle des Träumers zu seinem Traum, um über ihn irgend etwas aussagen zu können. Dieser Traum sagt über sich selbst nichts aus. Ein Analytiker, der soviel riskiert wie Bühler auf der nächsten Seite, könnte allerbesten Falles vage Vermutungen haben über dieses oder jenes Detail des Traumes, Vermutungen, die aber gerade das Individuelle nicht treffen könnten, und die überdies erst der Bestätigung bedürften, die uns wieder nur der Träumer selbst geben kann. Es tut mir leid, daß das Bild, das sich Bühler vom Analytiker gemacht, so völlig unzutreffend ist. Vielleicht korrigiert sie es durch Studium der Freudschen Schriften. Wir lesen hier nichts heraus. Höchstens werden wir uns sagen: wir wissen zwei Fakta, die über den berichteten Traum hinausgehen, und beide vom Träumer selbst: Erstens, daß er selbst den Traum für „verrückt" erklärt. Das heißt zweifellos, daß er ihn als einen bezeichnen will, mit dem seine Persönlichkeit nicht einverstanden ist, für den er nicht verantwortlich ist. Zweitens.

daß er ihn trotzdem für wert hielt, nicht allein gemerkt, sondern im Tagebuch vermerkt zu sein. Aber daraus läßt sich so gut wie nichts Konkretes schließen. Wir würden freilich nur wenig erstaunt sein, wenn sich zeigen sollte, daß der Inhalt des Traumes vom sonstigen Verhalten des Träumers recht weit absteht; wir würden ferner auf einen ziemlichen Widerstand des Träumers gegen den Versuch der Deutung gefaßt sein, und diese erst dann wagen, wenn wir mehr über den Träumer, sein Verhalten, seine Gedanken, den Traumanlaß usw. wüßten. Wollten wir den berichteten Traum deuten, ohne daß der Träumer seine Einfälle mitteilte, so müßten wir aus dem übrigen Tagebuch uns jene Stellen zusammensuchen, die wir als „Einfälle" verwenden könnten. Es ist das ein Verfahren, das natürlich sehr beträchtliche Fehlerquellen enthält, aber das sich immerhin rechtfertigen läßt. Bühler selbst scheint es für einwandfrei zu halten, denn nachdem sie durch die neckische Apostrophe verraten hat, daß sie auch in der zweiten Auflage noch keine Kenntnis vom analytischen Verfahren besitzt, erklärt sie: „Und doch sind faktisch die Beziehungen von V. (dem Träumer) zu diesem Freunde sehr ruhige und kindliche. V. steht ihm sogar kritisch gegenüber und kommt bald sehr sang- und klanglos mit ihm auseinander." Für den Versuch der Traumdeutung sind diese Sätze von Wichtigkeit. Sie beinhalten, wie V. sein Verhältnis zu Roehl schildert. Man muß ihm nicht glauben, daß es wirklich so war; sondern so erschien es ihm selbst. Und weil der Traum von diesem Verhalten sehr weit absteht, wird er als „verrückt" bezeichnet. Für Bühler sind die von V. berichteten Einstellungen nicht Fakten, sondern die faktischen Beziehungen. Dies aber selbst zugegeben, irrt sie sehr, wenn sie diese faktischen Beziehungen gegen das ausspielt, was nach ihrer Meinung der Analytiker „alles herauslesen" würde, sie teilt ja nicht mit, was sie in dieser Grube unter dem Anführungszeichen angeblicher Analytikermeinung gefunden hat, es war jedenfalls unkindlich und unruhig. Aber in jedem Fall kann natürlich im Traum ein faktisches Verhalten durch ein nie stattgehabtes ersetzt sein; und unbewußte Gedanken, die der Träumer als seine nicht gelten lassen würde, können sich im Traum Ausdruck verschaffen. Vor der Deutung muß der Analytiker wissen, wie V. zu Roehl steht; es kann ihm gleichgültig sein, ob ruhig oder wild, die Fakta aber muß er kennen. Von diesen gibt Bühler noch ein Stück: „V. charakterisiert ihn unter anderen Mitschülern kurz nach dem Traumbericht zweimal folgendermaßen: ‚Roehl ist sehr hübsch, mein bester Freund, hat einen sehr anständigen Charakter, hat aber sehr viel Neigung zum unangenehm vornehmen

Herrchen. — Roehl ist ein Mensch, der eigentlich sehr anständig ist, aber er hat zuviel Freunde und Freundinnen, und diese haben ihn vollständig verrückt gemacht. Er ist sehr hübsch, zwar hat sein Gesicht etwas Mädchenhaftes, er weiß auch zu sehr, daß er hübsch ist, und bis vor kurzem hatte er absolut keinen Freund oder Freundin, den er wirklich gern gehabt hätte. Aber vorgestern las er mir eine Geschichte, die er gemacht hatte, vor, sie hatte ungefähr folgenden Inhalt: Ein Junge ist in den Ferien auf dem Lande und trifft dort ein Mädchen, das ihn durch ihr Auge zwingt, sie zu küssen. Am nächsten Tage sagte er mir, daß er der Junge gewesen sei.' Roehl ist mädchenhaft und redet schon viel vom Küssen und Dingen aus einer Welt, die den damals noch sehr kindlichen V. sehr erstaunen. Diese Züge kehren im Traum wieder. Ich bin so kühn, weiter nichts wie dieses als Grundlage des obigen Traumes anzunehmen und die Ausgestaltung der Bilder im Traume der im ersten Erregungsbeginn stehenden Pubertätsphantasie zuzuschreiben. Weder verkappte Wünsche, noch verkappte Abwehr, noch sonst Geheimnisse enthält dieser Traum für den, der die Entwicklung von V. kennt ... Die Freundschaft mit Roehl ist nur eine kurze Episode für V. Kurz vor diesen Träumen macht V. eine Überlegung über Freundschaft und Liebe, bei der Roehl noch gar nicht genannt wird. ‚... Ich glaube, daß wahre Freundschaft oft Liebe ist. Aber während man einen Schuft lieben kann, so kommt bei der Freundschaft noch die gegenseitige Achtung. Deshalb ist Freundschaft nur unter Anständigen möglich. Eichwald habe ich geliebt, nicht geachtet. Richter achtete ich nur. In der Erinnerung liebe ich ihn auch.'" Zu Eichwald macht Bühler in Parenthese die Bemerkung: „Dieser wird einmal als gemeiner Schuft bezeichnet. Seine Sache hätte weit eher zu Träumen im Sinne der Analytiker Anlaß geben können, tat es aber nicht." *Sic!* O Gläubigkeit! Weil V. solche Träume nicht berichtet, hatte er auch keine! Nein, so darf man Tagebücher nicht als Quellen für die jugendliche Forschung benutzen. Noch weniger darf man von „Träumen im Sinne des Analytikers" sprechen. Man verrät dadurch, daß man nicht weiß, daß die Analytiker nicht vom manifesten Trauminhalt, sondern von seinen latenten Gedanken sprechen, und man zeigt, daß man die Vorstellung der Provinzzeitungen von Psychoanalyse teilt, „im Sinne der Analytiker" sei ein Trauminhalt, der — unanständig ist.

Bühler gibt also eine Deutung, die sie selbst kühn nennt. Ein Analytiker würde nicht so kühn, aber etwas methodischer verfahren. Wir nehmen die Gelegenheit, dies analytische Verfahren an diesem Beispiel zu

demonstrieren. Und hoffen zugleich zu zeigen, was der rechte Glauben gegenüber Tagebüchern unserer Meinung nach ist. Die von Bühler aufgeworfene Frage ist, was man aus jenem Traum „herauslesen" kann. Wobei das Tagebuch an Stelle der „Einfälle" des Träumers stehen muß. Bühler selbst sammelt nun „Einfälle" aus dem Tagebuch, in dem sie teils vor, teils nach dem Traumbericht niedergeschriebene Stellen aussucht, die dazu zu gehören scheinen. Das ist das richtige Verfahren, aber Bühler verwendet es nicht konsequent. Sie sucht aus, was sie brauchen kann zur Polemik gegen die analytische Windmühle, die sie sich errichtet hat. Methodisch wäre, konsequent zu verfahren, d. h. alle Tagebuchstellen zu verwenden, die sich auf den Traum beziehen können. Natürlich nicht nur jene, die sich auf Roehl beziehen, denn der Traum handelt nicht bloß von Roehl, es ist fraglich, wie weit er sich auf ihn überhaupt bezieht. Die Vollständigkeit ist eine absolut nötige methodische Forderung, da ja auch dann längst nicht die wünschenswerte Menge Deutungsmaterial zustande kommt. Nicht alles Gedachte und Erlebte wird ins Tagebuch aufgenommen, sondern bloß eine Auswahl. Natürlich nicht eine zufällige Auswahl, sondern eine motivierte. Das ist der Glaube, mit dem wir an ein Tagebuch herantreten: Es stellt eine streng motivierte Auswahl des Erlebten dar; jedes niedergeschriebene und ausgelassene Wort hat seinen Sinn. Nur sind uns leider die Kriterien der Auswahl unbekannt; sie waren es auch dem Tagebuchschreiber. Wir werden die Fehler, die aus dieser Quelle fließen, nicht vermehren dürfen, indem wir noch eine willkürliche Auswahl treffen. Nirgends im Bühlerschen Buch sind Tagebücher in diesem Sinn verwendet, nirgends werden sie sorgfältig untersucht und das Ergebnis der Untersuchung mitgeteilt, sondern sie werden benutzt, um Belege für die Bühlerschen Anschauungen zu liefern, die freilich aus den Tagebüchern gewonnen sind, aber nicht anders, als daß diese Lektüre der Tagebücher der Verfasserin Eindrücke gab, die sie je nach ihren sonstigen eigenen Jugenderfahrungen und Fremdmitteilungen verarbeitete. Was ein impressionistisches Verfahren ist, durch das man niemals zu ernsthafter Analyse und Theorie der Pubertät gelangen kann.

Der gedachte Traum ist Bühler nicht sehr wichtig, trotzdem sie zu sehr kühnen Behauptungen bei seiner Deutung gelangt. Er ist nur ein Detail und freilich ein typisches, wir wollen daher über die Unvollständigkeit der „Einfälle", die sie zur Deutung präsentiert, nicht rechten. Wir haben erklärt, ohne Einfälle als Analytiker nicht deuten zu können. Allerdings erweckt der Traum im Analytiker gewisse Erwartungen. Er würde sich

nicht wundern, wenn z. B. der Träumer, falls er nur alle seine Einfälle sagen wollte: zu den „langen Gedichten, die er nachts im Bett gemacht hatte“, eine Reihe von sexuellen Symboleinfällen brächte, die vielleicht in tiefere Schichten führen könnten. Aber ohne Einfälle oder deren Ersatz durch Tagebuchstellen ist unmöglich Konkretes auch nur mit einem Anschein von wissenschaftlicher Berechtigung zu sagen. Und vielleicht trifft sogar die Deutung des Analytikers ungefähr mit der Bühlers zusammen. Nur ist Bühler so kühn, auch eine negative Deutung sehr energisch zu behaupten. Mit welcher Methode wohl diese gefunden ist: „Weder verkappte Wünsche, noch verkappte Abwehr, noch sonst Geheimnisse enthält dieser Traum“? Nun, ich finde reichlich Geheimnisse. Man muß zwar nicht anspruchsvoll sein in den Ergebnissen, aber doch wohl in den Problemen. Und ich meine, keine Geheimnisse enthält solch unbedeutende Tagebuchnotiz erst dann, wenn wir jedes Detail in Determination und Sinn verstanden haben, und wenn wir verstehen, was den Schreiber veranlaßte, gerade dieses Erlebnis gerade in dieser Form niederzuschreiben. Und von diesem letzteren Problem, das Bühler nirgends auch nur anmerkt, abgesehen, bleibt doch noch viel in diesem Traum völlig ungeklärt: Was ist z. B. mit dem Geld, von dem Roehl irgend etwas sagt; was mit dem riesigen, kahlen und kalten Zimmer; was mit dem Tagebuch in Versen; was mit dem Herrn aus der Ausstellung usw.? Es bedarf keiner Entschuldigung, daß Bühler diesen Details nicht nachgeht, es würde den Rahmen ihres Buches überschreiten. Aber es muß festgehalten werden, daß sie die Methode, die aus dem Tagebuch Forschungsergebnisse brächte, überhaupt nicht verwendet. Und es verlangt schärfste Ablehnung, wenn sie ohne jede Untersuchung erklärt, hier seien keine Geheimnisse mehr. Woher will sie wissen, ob nicht die sorgfältige Untersuchung des Traumes, trotz allem, entstellte Wünsche aufdecken würde? Wie kann dies geleugnet werden, wo doch Bühler selbst zugibt, daß dieser Traum wirklich Wünsche darstellt, gegen die der kindliche Knabe sich noch in heftiger Abwehrstellung befindet? Und da es kaum die Wünsche sind, die deutlich im Traum ausgesprochen sind, so dürften sie sich in diesen manifesten Bildern doch „verkappt“ äußern. Die Verfasserin macht sich doch wahrhaftig die Traumpsychologie zu leicht. Sie ist zu kühn. Fast so kühn wie jene Pseudopsychoanalytiker, gegen die ihre Polemik am Platze sein mag, die aber am besten im Namen der Psychoanalyse und nicht mit ihr zugleich bekämpft würden.

Durchgreifend hat sich demnach das Niveau der Bühlerschen psychoanalytischen Kenntnisse nicht gebessert. Doch stellenweise. Im Literatur-

verzeichnis z. B., in das (2. Aufl.) Freud eingezogen ist — mit dem Heftchen: Über Psychoanalyse und mit den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“. Viel ist das nicht, und wie gezeigt wurde, viel Kenntnis und Studium der Psychoanalyse verrät auch die zweite Auflage nicht. Dennoch hält sie sich für berufen, endgültig Stellung zu nehmen. Sie glaubt in der Frage Sexualität—Erotik „zwischen Spranger und Freud sachlich abwägend eine klare Position gefunden zu haben. Was Spranger im ‚Eros‘ vorschwebt, ist Pubertät“ (der erste Abschnitt der Pubertät in der Bühlerschen Terminologie), „Adoleszenz“ (der zweite Abschnitt der Pubertät) „im Anfangsstadium oder bei sehr hochkultivierter Entwicklung. Was der Gegenpartei“ (in Wahrheit ist Spranger die Gegenpartei, da es ja Freud bisher noch nicht einfiel, seine Begriffe gegen Sprangers Aufstellungen zu formulieren) „vorschwebt, ist durchschnittliche Adoleszenz, niemals aber gesunde, reine Pubertät. In ihr ist der seelische Drang noch erdenfrei, noch getrennt von allem Körperhaften, und wird als Sehnsucht erlebt“. Merkwürdig, daß auch Bühler poetisch wird, wenn es gilt, die Beziehung zwischen Sexualität und Erotik wissenschaftlich zu bestimmen, trotzdem sie klarer und nüchterner als Spranger sieht, daß wenigstens für die späteren Jahre der Pubertät die Aufrechterhaltung der Erotik als einer Grundform des Erlebens, die nicht weiter ableitbar ist, unmöglich wird. Von einem Verständnis der Freudschen Anschauung freilich ist sie weiter entfernt als Spranger. Ihre klare Position zwischen Spranger und Freud, im Grunde die Mollsche, lautet: „In der Adoleszenz haben die Triebe (Annäherungs- und Detumeszenztrieb) sich zwar zum Ganzen geeint, aber unsere kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse verbieten eine sofortige Eheschließung nach abgeschlossener Reife und überlassen es der Selbstbeherrschung des einzelnen, wie er diese Wartezeit zubringt. Dieser einfachste Typus dürfte der am weitesten verbreitete sein . . . Mit diesem Kampf des Adoleszenten beginnt das, was Freud Sublimierung nannte, die Bemühungen, das Triebhafte in Geistiges umzuwandeln, die Aufmerksamkeit auf höhere Ziele abzulenken und mit dem Streben nach ihnen die latente Kraft zu sättigen . . . Noch sind beide Triebwelten getrennt wie in der Pubertät, der Körpertrieb wird in gar keine Verbindung gebracht mit dem vom Annäherungstrieb gewählten, verehrten Objekt. Aber doch schon beginnt — und damit die Adoleszenz — der Körpertrieb sich mit dem Annäherungstrieb zu neuartiger Objektwahl zu verbinden. Und die reine Liebe der Pubertät wird als Hilfe zur Sublimierung angerufen. Dies alles hat bereits Moll ähnlich aufgefaßt.“ (Also hat eigentlich Moll die klare Position zwischen Spranger und Freud ge-

funden?) Diese Erörterung ist uns interessant, nicht so sehr, weil sie zeigt, wie Bühler von der Phänomenologie, die ein Jugendtypus aufweist, nicht loskann, trotzdem sie weiß, daß der verbreitetste anders strukturiert ist, und sie durch die Einschränkung: so sei es bei „reiner Jugend", die Kenntnis, daß diese Behauptung nicht die ganze Pubertät, sondern höchstens eine Verlaufsform trifft, durch eine ethische Einteilung entwerten möchte, obzwar doch kein Grund ist, warum psychologische Feststellungen nicht auch für „unreine Jugend" gelten sollten. Sie interessiert uns durch die Selbstverständlichkeit, mit der Freudsche Begriffe Objekt, Objektwahl, Sublimierung verwendet werden ohne die Freudsche Prägnanz, nicht als wissenschaftliche Begriffe, sondern als Worte der Umgangssprache. Freud nimmt das Wort Trieb als Grundphänomen der Psychologie ernst. Bühler verwendet Trieb als ein bequemes Wort zur Bezeichnung von Drängendem; plötzlich führt sie einen Körpertrieb ein. Das ist für sie beinahe eine stilistische Frage. Nicht aber für die Psychoanalyse, die versucht, eine Wissenschaft vom Seelenleben auf den Trieb als eines der — weiter für die Psychologie nicht ableitbaren — Grundphänomene aufzubauen. Und nur ein solcher Versuch mit diesen formalen Qualitäten verdient den Namen einer Theorie. Bühler antwortet auf Freuds Theorie, wie jemand sprechen würde, der unter Zelle eine Kloster- oder Gefängniszelle versteht und Schleidens Theorie von der Zelle als Baustein alles Lebendigen hörte, und nicht verstehen könnte oder wollte, daß Schleidens Zelle ein botanischer Begriff und nicht die vage Bezeichnung für kleines Zimmerchen ist.

Dieses selbe Mißverstehen der Tatsache, daß Freud die Psychologie als Wissenschaft mit definierten Terminis und einigen wenigen Grundannahmen aufbaut, führt zu den schiefen Erörterungen (59): „Trieb zur gegenseitigen Annäherung — das ist eine gemeinsame Wurzel vieler Bedürfnisse der Lebewesen, ein Trieb, der schon von Geburt an besteht. Durchaus nicht nur das sexuelle und erotische Bedürfnis gipfelt in ihm, vielmehr ist derselbe Trieb die Wurzel auch aller" (bekannte Kühnheit Bühlers) „sozialen Bedürfnisse der Lebewesen . . . Wenn wir der Psychoanalyse hier nur einen Vorwurf machen, so ist es vor allem der, daß sie von der doppelten Wurzel des Annäherungstriebes nichts zu wissen scheint und leichtfertig alles auf die sexuelle Seite schiebt." Hier ist Bühler entschieden der Vorwurf zu machen, daß sie das Wort Wurzel statt als Begriff der Entwicklungspsychologie als Bild nimmt und daher sich — und ihre Leser verwirrt, aber jedenfalls der Psychoanalyse Vorwürfe macht. Oben heißt es: Annäherungstrieb ist die Wurzel von *a)* Sexualität + Erotik; *b)* von sozialen Bedürf-

nissen. Unten heißt es: Annäherungstrieb = *a)* Sexualität + Erotik; *b)* soziale Bedürfnisse. Ferner: Annäherungstrieb von Geburt an. Hier ist bei aller Vermengung von Biologie und Psychologie doch zugegeben, daß die sexuell-erotischen Phänomene dieselbe Entstehung haben, wie die sozialen. Beides behauptet die Psychoanalyse und ist der Psychologie eben durch die Psychoanalyse bekannt und schmackhaft geworden. Der Unterschied zwischen Bühler und der Psychoanalyse ist nur: 1) Freud nennt die Annäherungstriebe nicht so, sondern anders. Und zwar im psychologischen Zusammenhang Sexualtriebe, im biologischen Erostriebe. 2) Freud hat sich nicht damit begnügt, diese allgemeine Formel aufzustellen (die Bühler ja nicht einmal aufstellt, sondern einfach mit anderen Worten übernimmt, allerdings ohne vorheriges gründliches Studium und daher mit verwirrenden Entstellungen), sondern hat die Differenzierung der sexuell-erotischen aus der mit den sozialen gemeinsamen Wurzel, dem „Annäherungstrieb", sorgfältigst studiert. Oder wenn die zweite Formel richtig ist: den Anteil der sexuell-erotischen Wurzel im Sozialen sorgfältig untersucht. 3) Freud hat dieses Studium nicht an beliebiger Stelle abgebrochen und sich nicht gescheut, sein ihn selbst erstaunendes Ergebnis: daß der Anteil des sexuell-erotischen sehr beträchtlich ist, immer aufs neue zu prüfen und, den Regeln der empirischen Forschung entsprechend, schließlich selbst anzuerkennen. Leichtfertig dürfte die am wenigsten zutreffende Vokabel für einen Gelehrten sein, der den Fragenkomplex, welchen Bühler in elf Sätzen erledigt, in elf Bänden Forschungsarbeit, zudem erstmalig, studiert hat.

Aber, wie bezeichnet man das formale Verfahren, das Bühler richtig scheint, um dasjenige, was sie von Freud gelernt hat und das sie als integrierenden Bestandteil in der zweiten Auflage neu in ihre Theorie aufgenommen hat, ihren Lesern mitzuteilen? Bühler ist nämlich in die Reihe jener eingetreten, die erfreulicherweise die Freudsche Aufstellung der infantilen Sexualität im allgemeinen akzeptieren. Dieser bedeutsame Schritt über die offizielle Psychologie hinaus wird leider nicht ohne Möglichkeit der Erweckung von Mißverständnissen getan. Bühler sagt (S. 17): „Ich stelle die These auf, daß ein der Pubertät entsprechender Reifungsprozeß in kleinerem Maße schon einmal in der Kindheit auftritt, und zwar zwischen dem dritten und vierten Lebensjahr. Auf allen Gebieten funktionaler Umgestaltung habe ich Parallelen zwischen der Pubertät und dem dritten bis vierten Lebensjahr auffinden können. Sie häuften sich zu meinem eigenen Erstaunen von allen Seiten her zusammen, angefangen von der Parallele des ersten und zweiten Trotzalters bis zur Parallele ge-

steigerter Zuneigungserlebnisse und Affekte über mehrere andere Übereinstimmungen hinweg, die an Ort und Stelle zur Sprache kommen. Es muß also zwischen Babyalter und Kindheit in kleinerem Maßstab, daher weniger bemerkt, einen ebensolchen Schub und Abschnitt schon einmal geben, wie ihn die Pubertät später im großen zeigt. Es muß an diesem Zeitpunkt auch einen ersten Ruck oder ersten Anfang sexueller Entwicklung geben, eine kurz aufflammende Bewegung, die später verebbt und erst in der Pubertät wieder aufgenommen wird. So muß ich zu meinem Staunen auf Grund zahlreicher Beobachtungen an diesem Punkte mit Freud zusammentreffen, den offenbar ähnliche, wenn auch leider nicht mitgeteilte Beobachtungen zur Annahme eines ebenso datierten Entwicklungsabschnittes bewogen haben, wie später ausgeführt. Hiemit soll übrigens noch keine der sonstigen Freudschen Theorien und am wenigsten seine psychoanalytische Methode akzeptiert sein."

Es ist recht kühn, die Freudsche Lehre mit dem Satz einzuleiten: „Ich stelle die These auf." Vor fünfundzwanzig Jahren mochte jemand so schreiben dürfen, weil damals die Möglichkeit einer gleichzeitigen unabhängigen Entdeckung bestand. Auch heute noch ist solche unabhängige Nachentdeckung möglich; man wird sich aber hüten müssen, sie als solche zu bekennen, denn eigentlich sollte ein psychologischer Forscher von Freud und seiner Lehre gehört haben. So viel über die reichlich unvorsichtige Formulierung der Tatsache durch Bühler, daß sie zwischen der ersten und zweiten Auflage einsehen gelernt hat, daß Freud mit den Aufstellungen der Drei Abhandlungen recht hat. Ihre eigenen Beobachtungen bestätigen seine von ihr inzwischen im Original zur Kenntnis genommenen Befunde. Erstaunlich bleibt, daß Bühler sich so energisch dagegen verwahrt, auch sonst mit Freud gemeinsamer Anschauung zu sein. Wer erlebt hat, daß eine bekämpfte Theorie in ihrem wesentlichen Stück sich als richtig bewährt, wird nach dem ersten Staunen darüber, daß die anderen die Lehre bekämpfen, trotzdem leicht zu machende Beobachtungen sie bestätigen, doch wohl das Bedürfnis haben, zu prüfen, ob nicht noch mehr Richtiges an dieser Lehre ist, ob nicht die Methode, die zur Auffindung dieser Fakten und Thesen führte, wohl doch eine gewisse Brauchbarkeit hat, ob nicht die Ablehnung dieser Lehre und die Festhaltung der üblichen ihr entgegenstehenden einer Revision bedarf. Das wäre heute noch kühn und mutig und wird morgen schon selbstverständlich sein. Vielleicht wird Bühler, die zwischen 1922 und 1923 soviel von Psychoanalyse gelernt hat, beinahe alles, was aus den zwei von ihr genannten Freudschen Schriftchen zu lernen ist, sich bald entschließen,

noch weitere Freudsche Schriften zu lesen: Damit sie nicht länger bei der Meinung bleibe, Freud habe ähnliche, wenn auch leider nicht mitgeteilte Beobachtungen gemacht wie sie, sondern bemerke, daß Freud seine Beobachtungen reichlich mitgeteilt hat. Wir dürfen hoffen, daß die weitere Lektüre Bühler, und wäre es zu ihrem eigenen Staunen, weitere Übereinstimmungen mit Freud zeigen wird.

## *4) Die Pädagogik*

W. Hoffmanns Buch[1] ist mehr vom Standpunkt des Pädagogen und des Jugendfürsorgers als dem des Psychologen geschrieben. Darum liegt auf „dem sechsten Kapitel über die soziale Reifung mit seinen Ausführungen über die historische und soziale Bedingtheit der Seelenstruktur geradezu das Schwergewicht der ganzen Arbeit" (V); Hoffmann ist wie Spranger führerisch eingestellt. Dies wird nicht allein in dem Abschnitt deutlich, von dem er es bekennt: „eigens meinen jungen Freunden zum Danke habe ich das Schlußkapitel geschrieben (VI) über Jugendkultur". Zugleich versucht er — ähnlich Ch. Bühler — auf dem allzuschwachen Fundament eines einzigen Begriffs, dem Prinzip der seelischen Resonanz, eine einheitliche Psychologie der Jugend, ja eigentlich der Psychologie überhaupt aufzubauen. Wie wenig dieses Prinzip besagt, kann im Rahmen dieser Sammelkritik nicht nachgewiesen werden. Für unser Thema bietet Hoffmans Buch neben Spranger und Bühler, die geradezu Typen repräsentieren, keinen wesentlichen Beitrag. Doch gibt er ähnlich wie Tumlirz, auf einem anderen Niveau als dieser, Belege für das Maß, in dem die Psychoanalyse bereits in die Psychologie eingedrungen ist und für die Motive, aus denen von einem gewissen Punkt an den Freudschen Lehren die Gefolgschaft verweigert wird.

Die neuen Gedanken, die die moderne Psychologie beherrschen, und die, soweit sie nicht direkt dem Freudschen Werk entstammen, doch zu einer großen Annäherung zwischen Psychoanalyse und Psychologie führen, sind auch in Hoffmanns Buch lebendig: „Das Ideal der Psychologie wäre, seelische Vorgänge möglichst vollständig nach gesetzmäßigen Abhängigkeiten (Determinationen) zu ordnen" (5). „Die Beobachtung der jugendlichen Entwicklung hat es nahegelegt, die Triebhandlung als fundamentale Form

1) Dr. Walter Hoffmann, Die Reifezeit. Probleme der Entwicklungspsychologie und Sozialpädagogik. Leipzig 1922.

alles Wollens anzusehen . . . Es wird damit nichts gewonnen, daß man für jeden besonderen Inhalt des Wollens einen eigenen ‚Trieb' annimmt. So wird von einem Spieltrieb, einem Kampftrieb, einem Wissenstrieb gesprochen. Diese Art, das Seelenleben nach Bedarf in Triebe zu zerfasern, bedeutet doch nur eine Neuauflage der Lehre von dem ‚Seelenvermögen'" (10). „Die theoretische Aufgabe ist erfüllt, nachdem die Bedeutung der im seelischen Unterbau verlaufenden Prozesse klargestellt und auf die allgemeine Gesetzmäßigkeit der Resonanz zurückgeführt worden ist" (28). „Überblickt man das Gesamtbild der geistigen Reifung, so ist es gekennzeichnet durch ein Übermaß an seelischen Konflikten . . . Konflikte bedeuten Dissonanzen im seelischen Unterbau und jede Dissonanz stört die seelische Einheit, die sich als Ich-Bewußtsein spiegelt" (107).

Für Hoffmann sind solche Gedanken nicht gelegentlich berührte Hilfen, sondern sie sind die konsequent durchgeführten methodischen Grundanschauungen seiner Psychologie. Nur daß sein Begriff vom Trieb und der Triebhandlung unsicher und blaß ist, völlig unzureichend, um die Welt des Trieblebens zu ordnen und zu erklären, und die allgemeine Gesetzmäßigkeit im seelischen Unterbau, das Prinzip der Resonanz, kein Fundament für eine umfassende Entwicklungspsychologie ist. Man wird aber gerne zugeben, daß in diesen methodischen Gedanken Elemente einer wissenschaftlichen Psychologie enthalten sind. Ungeduldige Einbrüche einer außerwissenschaftlichen Weltanschauung verderben jedoch an allen für die Jugendpsychologie entscheidenden Punkten das wissenschaftliche Konzept. Und zwar ist es auch bei Hoffmann immer wieder Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse, die sonst verborgene Werteinmengungen decouvriert.

So heißt es: „Hierin finden die von der psychoanalytischen Schule benutzten symbolischen Deutungen ihre wissenschaftliche Grundlage; nur darf man nicht verkennen, daß sie Resonanzerscheinungen bei kranken Seelen betreffen . . . Die psychoanalytische Schule braucht sich nicht zu wundern, wenn bei einem normal veranlagten Seelenleben die Zumutung, sich auf solche krankhafte Resonanzerscheinungen einzulassen, lebhaft widerstrebende Affekte auslöst. Das ist eben in diesem Falle ein Zeichen von Gesundheit" (25). Eben. Punktum. Und woher bezieht dieses Diktum seine Überzeugungskraft? Schwerlich aus den wissenschaftlichen Gewißheiten, die mit den Worten krank und gesund verkündet werden. Die Psychoanalyse hat die banale und naive Bedeutung dieser Worte sehr beträchlich erschüttert, die Grenze zwischen beiden als viel undeutlicher und komplizierter erwiesen, wie populärem Meinen entspricht. Die wissen-

schaftliche Selbstgewißheit des Wortes gesund gegen die Psychoanalyse als Argument zu verwenden, ist etwa vom Rang des Einwandes: „Wie töricht die Anschauungen der Astronomie über die Größe der Fixsterne sind, erweist sich aus ihrer jedermann in sternenklarer Nacht sichtbaren Winzigkeit!"

Aber man muß sich nicht in die Problematik der Wertungen Gesund—Krank begeben, um auch an Hoffmann die gründliche Wissenschaftlichkeit unserer Jugendpsychologen aufzudecken. Mit der Libidotheorie vermag sich Hoffmann nicht ganz zu befreunden, obwohl er manchen wichtigen Tatbestand und einzelne Gesichtspunkte wohl akzeptiert. Seine Einwände sind stellenweise durchaus erwägenswert, z. B.: „Aber von dem Freudschen Standpunkte aus werden doch alle anderen Gebiete des Seelenlebens, denen beim Gesunden eine gleiche Bedeutung zukommt, in zu weite Ferne gerückt. Insbesondere geraten die Beziehungen zur Außenwelt außer Sichtweite, und so erklärt es sich, daß eine Analyse des Vorstellungslebens jenen Theorien (*scil.* Adler und Freud) fehlt, so daß mit ‚unbewußten Vorstellungen' und symbolischen Deutungen ausgeholfen werden muß, die den wissenschaftlichen Kritiker befremden" (28). Gewiß hätte der wissenschaftliche Kritiker sein Studium der Psychoanalyse nicht mit Freuds „Einführung des Narzißmus" beenden müssen, wie das Literaturverzeichnis ausweist (252); er hätte sonst vielleicht entdeckt, daß die Psychoanalyse allmählich auch diese Lücke — die tatsächlich bis vor etlichen Jahren empfindlich bestand — zu schließen bemüht ist. Doch fehlt uns einiges Zutrauen in seine Belehrbarkeit, wenn der wissenschaftliche Kritiker auf Seite 115 sich zum gleichen Thema also vernehmen läßt: „Es ist unbedingt notwendig, zwischen sexuellen Reizen und Vorgängen auf organischem Gebiete und den erotischen Beziehungen auf seelischem Gebiete zu unterscheiden, um aus jener schwülen hysterischen Atmosphäre" (*id est* Freuds Libidotheorie) „herauszukommen." Also nicht weil die Freudsche Theorie nicht ausreicht, das Vorstellungsleben zureichend zu erklären, sondern um einer peinlichen Atmosphäre zu entrinnen, darf man bestimmte Annahmen nicht als wissenschaftliche Hypothesen aufstellen. Und wenn sich diese Annahmen als Gewißheiten erweisen sollten, wäre es auch dann unbedingt notwendig, sie abzulehnen? Ist das Entrinnen aus jener Atmosphäre oberstes Erkenntnisziel der Psychologie?

Hoffmann bemüht sich unzweifelhaft — und nicht allenthalben ohne Erfolg — um Psychologie als Wissenschaft, Kap. V. „Die geschlechtliche Reifung" (114—165) aber stellt den Zusammenbruch dieser Bemühungen

dar. „Die Art des Stoffes hat es mit sich gebracht, daß sich bisher vorwiegend Mediziner und namentlich Psychiater damit befaßt haben." Hoffmann will dem die Bemühungen des Psychologen hinzufügen, so scheint es, aber er flieht mit fliegenden Fahnen ins Lager der Pädagogen. „Sexualität und Perversion nehmen leider heute in unserer Kultur einen so breiten Raum ein . . ." (116). „. . . wenn sie ausfallen, so würde eine zynische Auffassung des Geschlechtslebens die höchst unerwünschte Folge sein . . ." (118). „. . . dieser natürliche Übergang zum Wirklichkeitsleben bietet sich in der Weise, daß der Jugendliche seine Aufmerksamkeit der Ausbildung und Pflege seiner Körperkräfte zuwendet. Turnen und Sport bringen also wiederum den nötigen Ausgleich . . ." (119). Kein Wort über die Psychologie der Onanie, aber deren etliche über ihre Behandlung: „. . . Als wesentlich erscheint mir, den Jugendlichen darauf hinzuweisen, was er sich an echter Lebensfreude verscherzt . . ." (123). „. . . ungetrübte Jugend . . ." (15) usw. Die Pädagogik ist gewiß eine interessante Angelegenheit, wenngleich eine höchst problematische. Aber sie hat Psychologie zur Voraussetzung. Hoffmanns Sexualpädagogik ist in ihren wesentlichen Gedanken nach meiner Meinung sehr beachtenswert, sie folgt nur leider nicht aus seiner Sexualpsychologie, sondern sie steht an deren Stelle; und so nimmt sie ihr im eigentlichen Sinne des Wortes den Platz weg. Der wissenschaftliche Kritiker sollte befremdet sein von diesem Verhalten, das er mit den anderen Jugendpsychologen völlig gemeinsam hat. Insbesondere dürfte sich nicht mit dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit das sonderbare *Quidproquo* verbinden, das einige für die Psychologie der Jugendpsychologie interessante Seiten des Hoffmannschen Buches darbieten. Er vertritt die pädagogische Ansicht, die sexuelle Frühreife müsse verhindert, die Sexualabstinenz bis weit in die Pubertät hinein aufrecht erhalten werden. Gewiß eine pädagogische Forderung und kein psychologisches Faktum. Die Gegner „berufen sich in letzter Linie darauf, daß eine Verdrängung des Geschlechtstriebes zu hysterischen Erkrankungen führe. Sollte wirklich die geistige Höherentwicklung auf Kosten der Gesundheit gehen, oder sind es nicht wiederum die schwachen Naturen, die solchen Hochspannungen nicht gewachsen sind? Wir müssen daher" (!!) „kurz zu der Frage Stellung nehmen, wie die Erscheinung der Hysterie psychologisch zu deuten ist" (141). Folgen vier Seiten, die das „Rätselhafte der Hysterie" lösen: „Die Hysterie ist letzten Endes eine Autosuggestion des Kranken" und diese Lösung gegen Freuds Hysterielehre sichern, um zu gipfeln: „Somit bildet die Erscheinung der Hysterie keinen Anlaß, von den vorgetragenen pädagogischen Grundsätzen abzugehen." Zu

diesem tröstlichen Ende hätte man einfacher und redlicher (wissenschaftlicher) gelangen können ohne eine oberflächliche, schiefe und unrichtige Hysterietheorie von zweihundert Zeilen. Denn man kann so gut aus der Freudschen wie aus jeder wissenschaftlichen Hysterietheorie schließen „auf die Notwendigkeit, sexuelle Frühreife zu vermeiden, um das Kind nicht vor Konflikte zu stellen, denen es auf dieser Entwicklungsstufe noch nicht gewachsen ist". Ob die Hysterie Autosuggestion ist oder aus den komplizierteren Prozessen entsteht, die Freud nachwies, dem Pädagogen bleibt es unbenommen, die Forderung zu vertreten, das Kind sei vor Frühentwicklung seiner Sexualität zu schützen. Die Frage ist, wieweit dies dem Pädagogen gelingen wird. Freuds Meinung ist: jeder Fall von Hysterie beweist, daß diese pädagogischen Bemühungen an diesem Individuum mißlungen sind. Die Aufstellung einer neuen Hysterietheorie schafft die Fälle nicht aus der Welt, zu deren Erklärung die alte aufgestellt wurde. Daß es verdrängte Triebregungen gibt, daß sie Neurosen zur Folge haben können, — daraus folgt keineswegs, daß es keine Verdrängungen geben dürfe. Und wenn der Psychoanalytiker mißglückte Verdrängungen korrigiert, so vertritt er nicht die pädagogische Anschauung: die Kinder sollen sich sexuell ausleben. Sondern er verschließt sich bloß nicht der Einsicht, daß die pädagogischen Maßnahmen nicht immer ausreichen, den erwünschten Idealeffekt dem Triebleben aufzuzwingen. Es ist schlimm genug, daß die Sexualpädagogik die Jugendpsychologie verdrängt. Ganz böse wird die Situation, wenn die verdrängende Sexualpädagogik zu der grenzenlos optimistischen Art gehört. Als solche verrät sich Hoffmanns, in der folgenden Argumentation (die übrigens der antipsychoanalytischen Weltliterarur angehört): „Wenn man z. B. den Bericht Freuds über die Psychoanalyse eines fünfjährigen Knaben prüft, so sieht man, wie durch irgendeinen unglücklichen Zufall die Aufmerksamkeit des Kindes auf den „Wiwimacher" gelenkt worden ist und sich hieraus ein ganzer Komplex schmarotzender Ideen entwickelt hatte. Auch scheinen Erziehungsfehler vorgekommen zu sein . . ." (144). Gewiß waren da unglückliche Zufälle und ganz gewiß waren da Erziehungsfehler, denn es gibt gar kein Kinderleben ohne jene und ganz gewiß keine Eltern und Erzieher, die nicht Erziehungsfehler machen. Ein Kind, bei dem Erziehungsfehler vorgekommen zu sein scheinen, als sonderbaren, nicht für das Normale maßgeblichen Fall betrachten, heißt den, einen wissenschaftlichen Kritiker mit Recht befremdenden, Standpunkt der Morgensternschen Philosophie einnehmen, daß nicht sein kann, was nicht sein darf.

Nach alledem werden wir wenig erschüttert sein von dem Anathema,

das Hoffmann der Psychoanalyse im Namen der Wissenschaft zuruft: „Wer nicht zwischen Erotik und Sexualität unterscheiden kann, dem wird das Liebesleben stets ein Rätsel bleiben, denn es ist erfüllt mit Konflikten zwischen sexualer und geistiger Anziehung. Dann sieht man mit Freud selbst in den Äußerungen reinster Mutterliebe eine Befriedigung geschlechtlichen Verlangens, und die Liebe eines alten Ehepaares wäre nur ein Kennzeichen der Altersverblödung. Wer wie Plato die geistigen Wurzeln der Liebe aufdeckt, wird von der Gegenseite als Heuchler gebrandmarkt. Waren aber nicht die Griechen in geschlechtlichen Dingen viel offenherziger wie wir? Glaubt man wirklich, ein Bild des geistigen Lebens zeichnen zu können, wenn man nur zwei Farben auf seiner Palette hat? Gewiß ist diese Schnellmalerei überraschend einfach, aber man hat keinen Grund, sich darüber zu beschweren, wenn die Wissenschaft das Bild nicht in allen Teilen für richtig anerkennt" (121). Gewiß ist diese Zauber- und Schnellmalerei, die in jedem Satz ein Faktum fälscht, überraschend, aber Hoffmann hat keinen Grund, sich darüber zu beschweren, wenn man sein Bild von Wissenschaft in keinem Teil für richtig anerkennen kann.

## 5) *Überwundene Belastungen*

Eine der Thesen, derentwegen die ausführliche Kritik der angezeigten Bücher hier unternommen wurde, ist sozusagen eine wissenschaftshistorische. Die Psychoanalyse mit ihren neuartigen Gesichtspunkten, Methoden, Entdeckungen und Hypothesen hat die Revolution, welche seit einigen Jahren das gesamte psychologische Forschen und Denken umwälzt, wenn auch vielleicht nicht erzeugt, so gewiß katalytisch beschleunigt und vertieft. Weder die Fakten, welche unsere Jugendpsychologen beschäftigen, noch die Theorien, die sie aufbauen, sind unbeeinflußt von der Psychoanalyse, ob diese nun bejaht oder verworfen wird. Im Gegenteil, sie weisen unverwischbare Spuren eines Kampfes mit Freud auf. Im Zusammenhang mit dieser Erörterung wird das kleine Buch von Th. Ziehen: „Das Seelenleben der Jugendlichen"[1] zu einem interessanten Beleg. Es ist eine Ausnahme und bestätigt die Regel gerade dadurch aufs trefflichste. Ziehen erwähnt Freud und die Psychoanalyse mit keinem Wort, er findet auch keinen Anlaß, sich anonym mit ihr auseinanderzusetzen. Sein Buch gehört aber auch nicht der psychologischen Literatur unserer Zeit an, es ist ein sonderbares Relikt

1) Langensalza 1923.

aus dem längstvergangenen vorigen Jahrzehnt. Nicht etwa, daß Ziehen prüde wäre, und sich scheute, Sexualfakta anzuerkennen. Man ist eher erfreut zu sehen, daß er durch keine pseudo-platonische Philosophie getrübt, Tatsachen kennt und beim Namen nennt, die anderen Jugendpsychologen den Verdacht psychoanalytisch-materialistischer Denkweise erwecken könnten. Zum Beispiel heißt es schlicht: „Die geschlechtlichen Phantasievorstellungen knüpfen in der Regel an irgendein geschlechtliches Erlebnis im allerweitesten Sinne an: das Kind beobachtet oder belauscht zu Hause einen Geschlechtsakt seiner Eltern oder . . ." (78). Schön sagt er es auch Sprangern: „Matthias hat die zunächst sehr ansprechende, freilich schwer beweisbare Vermutung ausgesprochen, daß die idealische Richtung des puberalen Gefühlslebens eine biologische Schutzeinrichtung gegenüber der erwachenden Sinnlichkeit sei. Ich muß Sie aber daran erinnern, daß gerade bei solchen schwärmerischen Jugendlichen schwere sexuelle, und zwar onanistische Exzesse recht häufig sind" (44). Aber ein wenig Offenheit in sexualibus ist noch lange nicht Psychoanalyse, am wenigsten psychoanalytische Psychologie. Von dieser ist Ziehen völlig unbeschwert. Höchstens dürfte man stutzig werden bei der Anmerkung: „. . . die Hysterie, die nach meiner Theorie gerade durch die abnorme Wirksamkeit latenter gefühlsbetonter Vorstellungen charakterisiert ist" (45). Doch heißt latent keineswegs unbewußt, und so fehlt wirklich jede Spur von Psychoanalyse — und zugleich jede Spur von Psychologie in irgendeinem heutigen Sinne. Dies wird aus einigen wenigen Proben genügend deutlich werden.

„Drei ursächliche Momente wirken in der Regel zusammen, um das eigentümliche Seelenleben der Jugendlichen zur Pubertätszeit hervorzurufen. 1) Die anatomische Weiterentwicklung des Zentralnervensystems, . . .; 2) die Reifung der Geschlechtsdrüsen . . .; 3) die meistens in die Pubertät fallende Umwälzung der Umwelt und Lebensbedingungen" (7). „Besonders scharf tritt dies dritte Moment bei dem Volksschüler und der Volksschülerin hervor. Mit der Schulentlassung im vierzehnten beziehungsweise fünfzehnten Lebensjahr erweitert sich der Lebenskreis ganz enorm . . . Nach der Schulentlassung erlebt der Jugendliche oft in einem Monat mehr, als er früher in einem Jahr erlebt hat . . . Nachlaß der Aufsicht. Strafen und Straffurcht treten zurück . . . Zufall der Verführung . . ." (14). Bei den höheren Schülern tritt „an Stelle der äußeren Erweiterung der Umwelt eine analoge innere. Durch die Lektüre zahlreicher Schriftsteller dehnt sich der Erlebniskreis der Phantasie . . . in vielleicht noch höherem Maße aus als bei dem Volksschüler durch den Eintritt in das ‚wirkliche Leben'" (15). Es ist nicht unsere Auf-

gabe, diese physiologische und Vererbungspsychologie als unfruchtbar zu erweisen. Aus ihrer Überwindung ist die moderne Psychologie entstanden, die auch jenseits der Psychoanalyse nichts mehr anzufangen weiß mit abschließenden Formulierungen wie die Ziehensche: „Ganz allgemein können wir sagen: die Pubertät ist die Klippe, an der namentlich erblich belastete Individuen scheitern“ (19).

Freilich — so sehen wir an der Jugendpsychologie — auch die modernen Psychologen sind vom Ursprungsland ihrer Wissenschaft der physiologischen Psychologie bei weitem noch nicht soweit vorgedrungen wie die Psychoanalyse, und sie haben noch viel wissenschaftlicher zu werden, um wirklich vorwärts zu kommen. Ganz allgemein können wir sagen: die Pubertät ist die Klippe, an der namentlich physiologistisch und weltanschaulich belastete Psychologen scheitern.

---

# Charles Darwin

von

Imre Hermann

Budapest

*„. . . Dann erhebt sich aber immer der entsetzliche Zweifel, ob die Überzeugungen im Geiste des Menschen, welcher sich aus dem der niederen Tiere entwickelt hat, von irgendwelchem Werte oder überhaupt zuverlässig sind. Würde sich irgend jemand auf die Überzeugungen in der Seele eines Affen verlassen, wenn in einer solchen Seele Überzeugungen vorhanden sind?"*

(Brief von Ch. Darwin aus dem Jahre 1881, Leben, Bd. I, S. 292—293.)

## A

## *Biographische Besonderheiten*

Wenn man die Selbstbiographie Darwins[1] liest und die Lebensgeschichte so auf sich wirken läßt, wie die Einfälle des Analysanden während der analytischen Behandlung, dann gruppieren sich viele Daten unter ganz gewissen Gesichtspunkten. Diese Gesichtspunkte rücken die zerstreuten Daten der analytischen Deutungsmöglichkeit viel näher und tragen dadurch zum Verständnis des Rätselhaften in Darwins Leben wesentlich bei. Daß diese Gesichtspunkte mit den wichtigsten Punkten der Darwinschen Theorie ver-

1) Leben und Briefe von Charles Darwin mit einem seine Autobiographie enthaltenden Kapitel. Herausgegeben von seinem Sohne Francis Darwin, übersetzt von J. V. Carus. I—III. 1887. (Das Buch wird im folgenden kurz als „Leben" bezeichnet. — Charles Darwin lebte 1809—1882.

glichen werden können, scheint unsere Deutungsarbeit in Mißkredit zu bringen, da man geneigt ist anzunehmen, wir hätten diese Gesichtspunkte, im Hinblick auf die bevorstehende Aufgabe, erzwungen. Ich fordere also jeden Zweifler auf, selbst die Quelle, die biographischen Daten, zu untersuchen; die Bedeutung der von uns hervorgehobenen Gesichtspunkte wird ihm dann von selbst, alle Zweifel bezwingend, in die Augen springen.

## *I. Achtung vor der Zeit*

Der eine Gesichtspunkt ist der, daß die Zeit, mit ihrem schnellen Laufe, eine außerordentlich wichtige Rolle im Denken Darwins einnahm. Er hatte eine außergewöhnliche Achtung vor der Zeit, die ihn zu Schnelligkeit in der Bewegung und zur größten Ausnutzung der Zeit zwang. So heißt es in einer Erinnerung ungefähr aus seinem neunten bis zehnten Lebensjahre: „Ich lebte ganz in der Schule, so daß ich den großen Vorteil genoß, das Leben eines echten Schülers leben zu können; da aber die Entfernung bis zu meinem Vaterhause kaum mehr als eine (englische) Meile betrug, so lief ich sehr häufig in den längeren Pausen zwischen dem Aufgerufenwerden und vor dem Zuschließen des Abends hinüber . . . Ich erinnere mich aus der ersten Zeit meiner Schulzeit, daß ich oft sehr schnell laufen mußte, um zu rechter Zeit da zu sein, auch war ich, da ich ein schneller Läufer war, meistens erfolgreich; war ich aber zweifelhaft, so bat ich Gott ernstlich mir zu helfen; und ich erinnere mich sehr wohl, daß ich das rechtzeitige Erreichen meinem Gebet und nicht meinem schnellen Laufen zuschrieb, und daß ich mich wunderte, wie oft mir geholfen wurde."[1] Dieselbe Vorliebe für Schnelligkeit zeigt sich auch in seiner Leidenschaft für die Jagd, für das Schießen. Dieses Thema wird uns noch — als Leitmotiv des zweiten Gesichtspunktes — besonders beschäftigen, hier soll nur die Erinnerung aus dem siebzehnten bis neunzehnten Jahre Erwähnung finden: „Die Herbstzeit war dem Schießen gewidmet . . . Mein Eifer war dabei so groß, daß ich meine Jagdstiefel zum Anziehen fertig an mein Bett zu stellen pflegte, wenn ich zu Bett ging, damit ich nicht eine halbe Minute Zeit beim Anziehen derselben am andern Morgen verlöre; und bei einer Gelegenheit erreichte ich einen entfernt gelegenen Teil der Besitzung Maer am 20. August zum Birkhuhnschießen, noch ehe man sehen konnte . . ."[2] Er war etwa zwanzig Jahre alt,

1) Autobiographie, Leben, I, S. 29.
2) Daselbst, S. 39.

als er eine kleine Entdeckung bezüglich der Pollenkörner machte und augenblicklich rannte er zu seinem Professor, um ihm die überraschende Entdeckung mitzuteilen: „Nun vermute ich, daß wohl kein anderer Professor der Botanik sich hätte des Lachens erwehren können über die Eile, mit welcher ich zu ihm gelaufen kam, . . . ich entschloß mich aber, bei weiteren Entdeckungen mit meinen Mitteilungen nicht so eilig zu sein" — die Entdeckung war nämlich schon bekannt.[1] Darwin hat sich also in dieser, Cambridger Zeit (1828—1831) schon sehr ernst mit Wissenschaften beschäftigt, und doch berichten seine Erinnerungen aus derselben Zeit, er habe seine Zeit dort — in Cambridge — „in trauriger Weise vergeudet, und schlimmer als vergeudet"; er geriet nämlich in eine Kurzweil treibende Gesellschaft, wo es Sitte war, viel zu trinken, heitere Lieder zu singen und Karten zu spielen.[2] Der Vater Charles' „widersetzte sich mit vollem Rechte heftig der Aussicht", daß er „ein fauler, nur Kurzweil treibender Mensch würde".[3] Doch sein Fleiß, sein Bestreben, die Zeit auszunützen, war damals sicher schon vorhanden, nur nicht dort, wo der Vater diese Eigenschaften gern gesehen hätte. Er schreibt in einem Briefe aus dem Jahre 1830: „Ich hatte mir während der letzten vierzehn Tage stündlich vorgenommen zu schreiben, habe aber wirklich keine Zeit gehabt. Ich verließ Shrewsbury heute vor vierzehn Tagen und bin seitdem vom Morgen bis zum Abend bei der Arbeit gewesen, Fische oder Käfer zu fangen. Dies ist buchstäblich der erste faule Tag, den ich für mich gehabt habe: denn an den regnerischen Tagen gehe ich aus zum Fischen, an den guten zum Entomologisieren."[4] Der Fleiß erscheint hier also mit dem Tieresammeln vergesellschaftet.

Seine Beziehung zur Zeit wurde noch viel auffallender anläßlich der fünfjährigen Reise auf dem „Beagle" (1831—1836). Mit diesem Ereignis nahm die wissenschaftliche Laufbahn Darwins ihren Anfang. Interessant ist nun, daß er nicht viel Zeit hatte, über die Aufforderung zur Reise nachzudenken und daß die Kürze der für die Reisevorbereitungen verfügbaren Zeit eines der Hauptargumente seines Vaters gegen die Reise war. „Die sehr kurze Zeit für alle meine Vorbereitungen ist sicherlich ein sehr ernstlicher Einwand, da nicht bloß der Körper, sondern auch der Geist einer Vorbereitung für ein solches Unternehmen bedarf."[5] Und

1) Daselbst, S. 49.
2) Daselbst, S. 44.
3) Daselbst, S. 41.
4) Leben, I, S. 165.
5) Brief vom Jahre 1831, Leben, I, S. 177.

diese knappe Zeitspanne wurde ihm dadurch beinahe noch verdorben, daß er so Vieles zu bedenken hatte.[1]

Und jetzt der Wendepunkt, die wissenschaftliche Seereise! Nicht umsonst schreibt Darwin noch vor dem Antritt der Reise: „Was für ein herrlicher Tag der 4. November sein wird! Mein Leben wird damit zum zweiten Male beginnen, und er wird für mein übriges Leben wie ein Geburtstag sein."[2] Über den Einfluß der Seereise berichtet die Autobiographie: „Die oben erwähnten verschiedenartigen Studien waren indessen von keiner Bedeutung, verglichen mit der Angewöhnung an energischen Fleiß und konzentrierte Aufmerksamkeit auf alles das, womit ich nur immer beschäftigt war, welches beides ich mir aneignete."[3] Und der Sohn (der Biograph) bemerkt: „Mein Vater pflegte zu sagen, daß es die absolute Nötigung zur strengsten Ordnung in dem beschränkten Raum an Bord des ‚Beagle' gewesen ist, welche ihm beim Arbeiten die methodischen Gewohnheiten beigebracht hat. Auch lernte er, wie er zu sagen pflegte, auf dem ‚Beagle' das, was er die goldene Regel zum Zeitsparen nannte, d. h. auf die Minuten zu achten."[4] Im Jahre 1836 schreibt Ch. Darwin seiner Schwester, daß „... ein Mensch, welcher eine Stunde von seiner Zeit zu vergeuden wagt, den Wert des Lebens noch nicht entdeckt hat".[5]

In England wieder angelangt, ist seine Achtung vor der Zeit noch im Wachsen begriffen: „die geschäftigste Zeit der ganzen Reise war die Ruhe selbst gegen diesen letzten Monat", schreibt er im November 1836.[6] Eine im Jahre 1837 ihm angetragene Ehrenstelle als Sekretär einer wissenschaftlichen Gesellschaft will er zurückweisen unter Berufung auf den Zeitverlust, den diese Stelle verursachen würde.[7] „Wenn ich nur dadurch, daß ich jegliches Vergnügen aufgebe oder daß ich noch angestrengter, als ich getan habe, arbeite, Zeit ersparen könnte, würde ich das Sekretariat übernehmen; aber ich berufe mich auf Sie, ob bei meiner langsamen Art zu schreiben, mit zwei Arbeiten in der Hand und bei der Gewißheit, daß, wenn ich den geologischen Teil nicht innerhalb einer festbestimmten Zeit vollenden kann, seine Veröffentlichung für sehr lange aufgeschoben werden muß — ob irgendeine Gesellschaft den Anspruch an mich erheben kann,

1) Brief vom Jahre 1831, Leben, I, S. 193.
2) Brief vom Jahre 1831, Leben, I, S. 195.
3) Autobiographie, Leben, I, S. 57.
4) Leben, I, S. 200.
5) Brief, Leben, I, S. 246.
6) Brief, Leben, I, S. 255.
7) Brief, Leben, I, S. 263.

alle vierzehn Tage drei Tage lang unangenehme Arbeit zu leisten."[1] Bald erfahren wir aus einem Briefe, daß er zwei besondere Tage aus einem zu machen pflegt,[2] dann aus einem anderen, daß er so lebt „wie ein Uhrwerk".[3]

Wir legen Wert darauf zu betonen, daß ein großer Teil dieser Äußerungen noch aus der Zeit stammt, in welcher der Entwicklungsgedanke nicht umwandelnd auf den Charakter Darwins einwirken konnte. Es könnte jemand den Standpunkt einnehmen, daß die Rückerinnerungen des alten Darwin durch den — die Zeit respektierenden — Entwicklungsgedanken beeinflußt sein könnten, daß aber die noch vor Aufstellung der Theorie geschriebenen Briefe durch diese beeinflußt gewesen wären, wäre wohl eine zu kühne Behauptung. Nun wollen wir einige äußere Merkmale für die Achtung vor der Zeit angeben, um zu zeigen, daß dieser Charakterzug Darwins ein tiefeingewurzelter, kein oberflächlicher, scheinbarer Charakterzug war.

Er war bei der Arbeit schnell, beweglich.[4] „... eine charakteristische Eigentümlichkeit von ihm war seine Achtung vor der Zeit; er vergaß niemals, wie kostbar sie ist. Dies zeigte sich z. B. unter anderem auch in der Art und Weise, wie er seine Erholungszeiten zu beschneiden suchte, ebenso und noch deutlicher in bezug auf kürzere Perioden. Er sagte häufig, Minuten zu sparen, sei die beste Art, eine Arbeit zu vollenden; er dokumentierte diese Neigung, Minuten zu sparen, in dem Unterschiede, welchen er zwischen einer Arbeit einer Viertelstunde und einer zehnminutlichen empfand; er verschwendete niemals einige wenige freie Minuten dadurch, daß er gemeint hätte, es sei nicht der Mühe wert, erst mit Arbeiten anzufangen. Mir ist oft aufgefallen, wie er bis an die Grenze seiner Kräfte arbeitete, so daß er mit dem Diktieren plötzlich mit den Worten aufhörte: ‚ich glaube, ich darf nicht weiter arbeiten.' Derselbe eifrige Wunsch, keine Zeit zu verlieren, wurde auch durch seine schnellen Bewegungen während der Arbeit offenbar".[5] Auch in der schriftstellerischen Tätigkeit soll er denselben Abscheu vor Zeitverlust gehabt haben.[6] Wie er selbst sagt, hatte er in früheren Zeiten zuerst über die Sätze, die niedergeschrieben werden sollten,

1) Brief, Leben, I S., 264.

2) Brief aus dem Jahre 1838, Leben, I, S. 271.

3) Brief vom Jahre 1844—1845?, Leben, I, S. 310, dasselbe in einem Briefe aus dem Jahre 1846, S. 295.

4) Erinnerungen des Sohnes, Leben, I, S. 97.

5) Daselbst, S. 131, 132.

6) Daselbst, S. 133.

nachgedacht, ehe er sie zu Papier brachte, seit mehreren Jahren habe er aber gefunden, daß er Zeit erspare, wenn er in flüchtiger Schrift, die Hälfte der Worte abkürzend, ganze Seiten voll so schnell wie möglich niederschriebe und erst später, mit Überlegung, korrigiere.[1]

Noch ehe wir aber versuchen, diese unsere Kenntnis von der Achtung vor der Zeit auf die Krankheit Darwins anzuwenden, wollen wir das Augenmerk auf die auch bei diesem Charakterzug durchbrechende Ambivalenz lenken. Neben der Achtung der Zeit ging schon im Knaben Darwin ein Hang zum Müßiggang einher. Er war in der Schule nicht gerade fleißig, und seine Lehrer und der Vater selbst hielten ihn „für einen sehr gewöhnlichen Jungen, eher etwas unter dem mittleren intellektuellen Maße". Zu seiner „tiefen Demütigung" sagte der Vater einmal zu ihm: „Du hast kein anderes Interesse als Schießen, Hunde und Ratten fangen, und Du wirst Dir selbst und der ganzen Familie zur Schande."[2] Er hatte auch als ganz kleiner Knabe eine große Vorliebe für lange, einsame Spaziergänge.[3] Dann, viel später, schreibt er, er führe jetzt ein sehr geschäftiges Leben und hoffe immer dabei zu bleiben, „obgleich ein solches Leben Gott weiß auch viele ernste Schattenseiten hat; zu diesen gehört obenan die geringe Zeit, die es einem läßt, seine natürlichen Freunde zu sehen".[4] Und er bezweifelt, ob sein Werk der Aufwendung von so viel Zeit wert sei![5] Ein kleiner Unfall aus der Jugendzeit hätte ihn tatsächlich jeder Achtung vor der Zeit berauben können, um ihn vom anderen Extrem her wieder zur möglichsten Eile zu zwingen. Einmal nämlich, als er ganz versunken spazieren ging, fiel er von der alten Festungsmauer etwa sieben oder acht Fuß in die Tiefe. „Die Zahl der Gedanken, welche während dieses äußerst kurzen, aber plötzlichen und völlig unerwarteten Falles durch meine Seele zogen, war erstaunlich groß und scheint kaum mit dem vereinbar zu sein, was die Physiologen, wie ich glaube, bewiesen haben, daß jeder Gedanke einen durchaus erkennbaren Betrag an Zeit erfordert."[6]

Wir werden noch mehrere Beispiele der stärker sich geltend machenden Ambivalenz bei Darwin antreffen, an dieser Stelle genügt es uns, die ambivalente Natur der „Krankheit" Darwins zu erkennen. Diese Krank-

1) Autobiographie, Leben, I, S. 88, 89.
2) Daselbst, S. 31.
3) Daselbst, S. 30.
4) Brief aus dem Jahre 1837, Leben I, S. 259.
5) Leben, I, S. 323.
6) Autobiographie, Leben, I, S. 30.

heit beherrschte Darwins ganzes späteres Leben, beginnt mit den Reisevorbereitungen, bricht am Schiffe aus und wütet mit Unterbrechungen bis zum Tode. Der Sohn sagt: „Will man den Charakter des Lebens meines Vaters in seiner Arbeit verstehen, so muß man beständig die Verhältnisse seiner Kränklichkeit, unter denen er arbeitete, vor Augen haben. Er trug seine Krankheit mit einer solchen, sich nie beklagenden Geduld, daß selbst seine Kinder, glaube ich, kaum die Größe seines habituellen Leidens sich vergegenwärtigen können . . . Ich wiederhole es, es ist ein hervortretender Zug in seinem Leben, daß er für nahezu vierzig Jahre nicht einen Tag gekannt hat, in dem er gesund wie ein gewöhnlicher Mensch gewesen wäre, und daß sein Leben dadurch ein langer Kampf gegen das Abspannende und Drückende des Krankseins war . . .“[1]

Worin bestand aber diese Krankheit? Nun, es war — wenigstens in diesen letzten vierzig Jahren — eben Krankheit. Die Symptome treten in den Beschreibungen meistens zurück gegenüber der Erwähnung der Folgen; man bekommt den Eindruck, die Krankheit habe sich infolge des „sekundären Gewinns“ eingenistet. „Während der drei Jahre und acht Monate, in denen wir in London wohnten [1839—1842], habe ich weniger wissenschaftlich gearbeitet, obschon ich so anstrengend, wie ich es nur möglicherweise konnte, und so, wie in irgendeiner anderen gleich langen Zeit in meinem Leben gearbeitet habe. Dies war die Folge häufig wiederkehrenden Unwohlseins und einer langen und ernstlichen Krankheit.“[2] „Meine hauptsächlichste Freude und meine alleinige Beschäftigung während meines ganzen Lebens ist wissenschaftliches Arbeiten gewesen; und die mir durch derartige Arbeit werdende Anregung läßt mich für die Zeit mein tägliches Unbehagen vergessen oder drängt es wohl auch vollständig zurück.“[3] Nur hie und da erfahren wir, welche beiläufig die Symptome waren, und wann sie exazerbierten: „Es können nur wenig Personen ein so zurückgezogenes Leben gelebt haben, wie wir es getan haben . . . Während der ersten Zeit unseres hiesigen Aufenthaltes [1842—] sind wir ein wenig in Gesellschaft gegangen und haben einige wenige Freunde bei uns gesehen; meine Gesundheit litt aber immer an den Folgen der Aufregung, da heftiger Schüttelfrost und Anfälle von Erbrechen dadurch veranlaßt wurden. Ich bin daher für viele Jahre gezwungen gewesen, alle Mittagsgesellschaften aufzugeben; und dies ist für mich ein

1) Erinnerungen des Sohnes, Leben, I, S. 146, 147.
2) Autobiographie, Leben, I, S. 62.
3) Daselbst, S. 71.

ziemlicher Verlust gewesen, da derartige Gesellschaften mich immer in sehr gute Stimmung brachten.“[1] Auch beschreibt Darwin, daß er es in seinen späteren Jahren nicht ertragen konnte, auch nur eine Zeile Poesie zu lesen, er fand sogar den früher von ihm verehrten Shakespeare so unerträglich langweilig, daß ihm davon übel wurde.[2]

Aus diesen Hinweisen kann die sekundäre Funktion der Krankheit schon erraten werden: sie hielt ihn ab von Zerstreuungen, entschuldigte ihn vor ihm selbst und vor seinen Freunden seiner Zurückgezogenheit wegen, entschuldigte ihn aber auch, wenn er doch ausspannen mußte. Die Zeit mußte eben bis zur äußersten Möglichkeit ausgenützt werden, wenn er auch dabei doch ein wenig, wenn auch nur ein Körnchen Sehnsucht nach lustigerem Zeitvertreib empfand. Man wird jetzt solche Tagebuchsnotizen, wie diese, verstehen können: „Während meines Besuches in Maer habe ich ein wenig gelesen, war ich viel unwohl und skandalös faul. Ich habe das Gute daraus gelernt, daß nichts so unerträglich ist, wie Faulheit.“[3]

Die Behauptung, daß die Krankheit, das Unwohlsein Darwins diese auf die Achtung vor der Zeit gegründete sekundäre Funktion erworben hat, verlangt noch weitere Unterstützung. So schreibt er in einem Briefe: „Ich bin körperlich sehr viel kräftiger, bin aber nur wenig besser im Stande, geistige Ermüdung oder vielmehr Aufregung zu ertragen, so daß ich nicht zu Mittagessen ausgehe oder Besuche empfangen kann, ausgenommen Verwandte, mit denen ich nach dem Essen eine Zeit lang in Stillschweigen verbringen kann.“[4] „. . . ich finde aber unglücklicherweise, daß die unbedeutende Erregung, welche mir der Durchbruch meiner äußerst ruhigen Lebensweise verursacht, mich so allgemein über den Haufen wirft, daß ich, wenn ich in London bin, kaum im Stande bin, irgend Etwas zu tun, und ich bin auch nicht fähig gewesen, eine einzige Sitzung der Geologischen Gesellschaft zu besuchen. Im Übrigen geht es mir ganz gut . . .“[5] Am Ende der Selbstbiographie heißt es ganz ausdrücklich: „Selbst meine Krankheit hat mich, obgleich sie mir mehrere Jahre ganz geraubt hat, vor den Zerstreuungen der Geselligkeit und der Vergnügungen bewahrt.“[6] Und der Sohn sagt, daß eine halbe Stunde mehr oder weniger Unterhaltung bei ihm

1) Daselbst, S. 70, 71.
2) Daselbst, S. 90.
3) Aus dem Jahre 1839, Leben, I, S. 277.
4) Aus dem Jahre 1843, Leben, I, S. 299.
5) Brief aus dem Jahre 1843, Leben, I, S. 308.
6) Autobiographie, Leben, I, S. 95.

entschied, ob er eine schlaflose Nacht durchmachen und den nächsten Arbeitstag fast verlieren würde.[1]

Für das aber, was sich also als sekundäre Funktion der Krankheit annehmen läßt, ist „die Achtung vor der Zeit“ ein viel zu milder Ausdruck. Das ist auch kein Fleiß, sondern schon starker Zeitgeiz, und dieser Ausdruck wird auch durch die analerotische Grundlage dieser Charaktereigenschaft gefordert. Doch verschieben wir die Besprechung dieses Themas so lange, bis wir die Krankheitsgeschichte etwas eingehender untersucht haben. Wir wollen nun einer anderen Quelle der Achtung vor der Zeit unsere Aufmerksamkeit zuwenden, nämlich der Person des Vaters, R. W. Darwin. Ch. Darwin hatte, wie der Biograph bemerkt, „ein äußerst lebendiges Gefühl der Liebe und der Achtung für das Andenken seines Vaters. . . . Seine Verehrung für ihn war grenzenlos und rührend“.[2] Er erwähnt in seiner Beschreibung rühmend die Beobachtungsgabe und das Geschick des Vaters im Erraten, gibt mehrere Beispiele, in denen der Vater infolge seiner Menschenkenntnis voraussagen konnte, wie sich der oder jener benehmen würde, dann führt er weiter aus: „Die Schärfe seiner Beobachtungsgabe ermöglichte es, daß er mit merkwürdigem Geschick den Verlauf einer jeden Krankheit voraussagte. . . . Mir ist erzählt worden, daß ein junger Doktor in Shrewsbury, welcher meinen Vater nicht liebte, von ihm zu sagen pflegte, er sei ganz unwissenschaftlich, aber zugab, daß seine Gabe, den Ausgang einer Krankheit vorauszusagen, ganz ohne Gleichen sei.“[3] Auch eine andere, die Zeit betreffende Eigenschaft R. W. Darwins wird von Charles D. beschrieben, nämlich sein außerordentliches Gedächtnis besonders für Daten, „so daß er in seinem hohen Alter den Tag der Geburt, der Hochzeit und des Todes einer Menge von Personen in Shropshire wußte; und einmal sagte er mir, daß ihm diese Gabe sehr störend sei, denn wenn er ein Datum einmal gehört habe, habe er es nicht wieder vergessen können; hierdurch wurde er daher häufig an den Tod vieler Freunde erinnert.“[4] Wir glauben, in Kenntnis dieser vom Sohne beschriebenen Gaben des Vaters, vermuten zu können, die Achtung vor der Zeit bedeute die Achtung vor der hervorragenden Gabe des Vaters, der sogar die Zeit bezwingen könne, dem die Zeit, sowohl die Zukunft, wie

---

1) Leben, I, S. 111.

2) Leben, I, S. 10.

3) Erinnerungen des Sohnes, Leben, I, S. 15. In der Antwort auf Galtons Frage sagt Charles über den Vater: „Große Voraussicht“. (Bd. III, S. 175.)

4) Leben, I, S. 17—18, auch Bd. III, S. 175 (Antwort auf Galtons Frage).

auch die Vergangenheit, keine unlösbaren geistigen Probleme bieten könne. Die Achtung vor der Zeit bedeute also in der Verschiebung die Achtung vor dem Vater. Die führt uns aber zu einer anderen Frage, zu einer anderen Charaktereigentümlichkeit des jungen Darwin. Hier sei nur noch bemerkt, daß, wenn es sich bewahrheiten sollte, daß eine analerotische Grundlage hinter dem Zeitgeiz Darwins wirksam sei, diese Grundlage nur unter Anleitung gewisser Inhalte, nach unserer Annahme der Vaterachtung, zum Zeitgeiz werden konnte. Es mußte ein Ichideal, der Vater als Bezwinger der Zeit, vor den Augen des jungen Darwin schweben.[1]

## *II. Die Tiere werden geliebt und getötet*

Nicht wir — Darwin selbst hebt sein sonderbares Verhältnis den Tieren gegenüber hervor. Er hatte schon als kleiner Knabe große Vorliebe für das Angeln, seitdem ihm aber einmal gesagt wurde, daß er die Würmer mit Salz und Wasser töten könne, hat er niemals wieder einen lebendigen Wurm an die Angel gesteckt.[2] Eine alte Erinnerung aus der ersten Schulzeit oder von noch früher her berichtet, wie grausam er einem Hunde gegenüber war: „ich schlug ein junges Hündchen, wie ich glaube, einfach in dem freudigen Gefühle der Kraft; doch kann das Schlagen nicht derb gewesen sein, da das Hündchen nicht heulte, worüber ich ganz sicher bin, da der Ort ganz in der Nähe des Hauses war. Diese Tat hat schwer auf meinem Gewissen gelegen, wie daraus hervorgeht, daß ich mich genau der Stelle erinnere, wo das Verbrechen begangen wurde. Es belastete mich wahrscheinlich um so schwerer, als damals und noch lange Zeit nachher meine Liebe zu Hunden geradezu eine Leidenschaft war. Hunde schienen dies zu wissen; denn ich hatte die Kunst, ihre Liebe ihren Herren zu rauben“.[3]

Er hatte viel Freude am Sammeln von Vogeleiern, aber niemals nahm

---

1) Die Betonung der Zeitrelationen hängt nach meiner analytischen Erfahrung mit der Betonung der akustischen Orientierung, speziell der Musikalität, zusammen. Diesbezüglich kann die merkwürdige — man möchte fast sagen — „Ambivalenz“ Darwins in betreff der Musik erwähnt werden: ... (Ich erhielt in Cambridge) „eine große Neigung für Musik ... Dies machte mir intensive Freude, so daß es mir zuweilen den Rücken hinabschauerte ... Trotz dem Allen fehlt es mir so gänzlich an Gehör, daß ich eine Dissonanz nicht bemerke und weder Tact halten noch eine Melodie correct summen kann; es ist mir ein Geheimnis, wie mir nur Musik möglicherweise hat Vergnügen machen können“. (Autobiographie, S. 45. Ähnliche Äußerungen: S. 90; Leben, I, S. 111, 154.)

2) Autobiographie, Leben, I, S. 28.

3) Daselbst, S. 29.

er mehr als ein einziges Ei aus dem Neste.[1] In der letzten Zeit seines Schullebens wurde er ein leidenschaftlicher Jäger und er meint, niemand hätte für die heiligste Sache mehr Eifer zeigen können, als er für das Schießen von Vögeln. „Wie gut erinnere ich mich noch, als ich meine erste Schnepfe geschossen hatte; meine Aufregung war so groß, daß ich wegen des Zitterns meiner Hände nur mit Schwierigkeit meine Flinte wieder laden konnte. Diese Neigung hielt lange an und ich wurde ein sehr guter Schütze."[2] Zur selben Zeit ist Darwin schon ein eifriger Sammler von Insekten; er fing aber damit an, alle Insekten, welche er tot fand, zu sammeln, denn er kam nach Konsultierung der Schwester zu dem Schlusse, es sei nicht recht, Insekten zum Zwecke einer Sammlung zu töten.[3] Die Zeit der Jägerleidenschaft (die Zeit von Cambridge) kennzeichnet Darwin durch folgende Worte: „Wie sehr genoß ich doch die Freude der Jagd! Ich glaube aber, ich muß doch halb unbewußt über meinen Eifer beschämt gewesen sein, denn ich versuchte mich zu überreden, daß das Schießen beinahe ein intellektuelles Vergnügen sei; es erforderte so viel Umsicht, zu beurteilen, wo das meiste Wild zu finden sei und die Hunde gut zu führen."[4] Diese Leidenschaft legte er erst während der Reise auf dem „Beagle" ab.[5]

Die Regung des Schuldgefühls ist in diesen Vorkommnissen viel zu auffällig, um nicht bemerkt zu werden. Der Sohn (Francis) erzählt eine Geschichte, in welcher der Vater (Charles) schon als erwachsener Mann einen Kreuzschnabel mit einem Steine totschlug. „Er war so unglücklich darüber, daß er den Kreuzschnabel zwecklos getötet hatte, daß er es Jahre lang nicht erwähnt hat, und erklärte dann, er würde niemals nach ihm geworfen haben, wenn er nicht sicher geglaubt habe, daß er seine alte Geschicklichkeit verloren habe."[6] Eine Vorstellung mit „gelehrten Hunden" verließ er mit der Bemerkung, er könne den Gedanken nicht länger aushalten, wie diese armen Hunde geprügelt würden.[7] Eine recht auffallende Ambivalenz, die sich hier kundgibt und auch Gewissensbisse hervorrufen kann, trotzdem auch die Lustbetätigung manchmal zwangsmäßig zur Äußerung gelangt. Bemerken wir dazu noch, daß er den Anblick von

1) Daselbst, S. 28.
2) Daselbst, S. 32.
3) Daselbst, S. 33.
4) Daselbst, S. 40.
5) Daselbst, S. 57.
6) Erinnerungen des Sohnes, Leben, I, S. 98.
7) Leben, I, S. 152.

Blut nicht vertrug,[1] daß er, als er als junger Mediziner bei zwei Gelegenheiten den Operationssaal besuchte, beidemal davonlief, noch ehe die Operationen zu Ende geführt waren, „die beiden Fälle sind mir viele Jahre nachgegangen“.[2]

Was kann wohl die Ursache hievon gewesen sein? In einem Briefe aus dem Jahre 1860 lesen wir: „Ich sehe einen Vogel, den ich zur Nahrung brauche, nehme meine Flinte und töte ihn; ich tue dies absichtlich. Ein unschuldiger und guter Mensch steht unter einem Baume und wird durch einen Blitzstrahl erschlagen. Glauben Sie (und ich möchte dies wirklich erfahren), daß Gott diesen Menschen absichtlich tötete?“[3] Soll uns die assoziative Folge von Vogel—Mensch nichts für unsere Zwecke verraten? Stammt nicht der Wunsch zum Töten, aber auch das Schuldbewußtsein nach dem Töten aus menschlichen Relationen? Nun, die Mutter Darwins starb, als er acht Jahre alt war (1817); er konnte sich aber, was er selbst seltsam findet, an kaum irgend etwas anderes in bezug auf sie erinnern, als „an ihr Sterbelager, ihr schwarzes Sammetkleid und ihren eigentümlich gebauten Arbeitstisch“.[4] Bald nach dieser Stelle wird die Erinnerung an das Eiersammeln und das Angeln, dann gleich an den Vorfall mit dem Hunde („ich handelte grausam“) berichtet, die mit den Worten endigt, „denn ich hatte die Kunst, ihre (sc. der Hunde) Liebe ihren Herren zu rauben“, und da bricht plötzlich eine ganz andersartige Erinnerung durch: „Aus diesem Jahre, als ich in Mr. Case's Sammelschule war (1817), erinnere ich mich deutlich nur noch eines anderen Ereignisses, nämlich des Begräbnisses eines Dragoners. Es ist überraschend, wie deutlich ich mich noch des Pferdes mit den leeren Stiefeln und der Carabine des Mannes, am Sattel aufgehängt, und des Schießens über das Grab entsinnen kann. Diese Scene regte mächtig alles auf, was nur an poetischer Einbildung in mir vorhanden war.“[5]

An das Begräbnis der Mutter erinnert er sich nicht, an das Begräbnis des Dragoners ganz intensiv — und beide sind Vorkommnisse desselben Jahres! Wir glauben hier eine Einschaltung in die Erinnerungsreihe versuchen zu dürfen: Es sollte lieber der Vater, der starke, robuste Mann

1) Erinnerung der Tochter, Leben, I, S. 124.
2) Autobiographie, Leben, I, S. 35.
3) Brief, Leben, I, S. 291.
4) Autobiographie, Leben, I, S. 26.
5) Daselbst, S. 29. — Es kehrt in den Briefen aus späteren Jahren die Bemerkung öfters zurück, daß das Sterben eines alten Mannes nie so viel Leid verursacht, wie das eines jungen Kindes. (Bd. III, S. 38, 220.)

gestorben sein — und dieser Wunsch bezüglich des unschuldigen und guten Vaters ist auf die Tiere, die er ebenfalls liebt, verschoben worden. Die Gefühlsambivalenz den Tieren gegenüber, sowie das Schuldgefühl stamme also aus dem Ödipus-Komplex und die Tiere sind Totemtiere. Es ist auffallend genug, daß Darwin beim Begräbnisse des Vaters nicht anwesend war, — er war gerade unwohl, krank (1847).[1] Daß Charles Darwin in seinen Jugendjahren unbewußt an des Vaters Tod dachte und darauf rechnete, er werde bald sterben, war die vermutliche Ursache der Überzeugung, er werde vom Vater Vermögen genug erben, was ihn vom ernsten Studium eines Lebensberufes abhielt.[2]

Der (unbewußte) Todeswunsch gegen den Vater, das Schuldgefühl, welches daraus folgte, führen uns wieder zur Krankheit Darwins zurück; es ist jetzt nötig, sich damit zusammenhängend zu beschäftigen.

## III. *Die Krankheit*

Die Symptome der Krankheit gruppieren sich im großen und ganzen um zwei Kerne. Erstens finden wir Angstsymptome (Herzklopfen, Händezittern,[3] Muskelzuckungen, Empfindung der Kälte und Wärme, des Ohnmächtigwerdens,[4] „fürchterliche Angst, nicht genug Material zum Arbeiten zusammenzuhaben",[5] Furcht vor der Zukunft, vor Krankwerden der Kinder,[6] Furcht vor erblicher, den Kindern überlieferter Krankheit.)[7] Dann sind hier wiederum andere Symptome, welche die Verdauung betreffen: Erbrechen, Verdauungsunfähigkeit,[8] vermutlich — darauf weisen die ärztlichen Ratschläge, des Morgens spazieren zu gehen,[9] zu reiten[10] — Stuhlbeschwerden. Diesen zwei Gruppen entsprechend, beginnt die Krankheit mit zwei Schüben. In Cambridge hatte er noch eine ausgezeichnete Gesundheit,[11] die ersten Klagen treten anläßlich der Vorbereitungen zur Einschiffung auf: Diese zwei Monate, sagt er, waren die elendesten, welche er je verlebt habe. Über den

1) Autobiographie, Leben, I, S. 72.
2) Daselbst, S. 33, 34.
3) Leben, I, S. 348.
4) Daselbst, S. 354.
5) Daselbst, S. 262.
6) Daselbst, S. 357, 358.
7) Daselbst, S. 362.
8) Daselbst, S. 310, 322, 326, 357, 359.
9) Erinnerungen des Sohnes, Leben, I, S. 100.
10) Daselbst, S. 105.
11) Autobiographie, Leben, I, S. 51.

Gedanken, seine ganze Familie und alle seine Freunde auf mehrere Jahre zu verlassen, geriet er in eine sehr niedergeschlagene Stimmung, er wurde von Herzklopfen und Schmerzen in der Herzgegend beunruhigt und war überzeugt, er habe einen Herzfehler.[1]

Nun hörten wir bereits, Darwin faßte die Fahrt als eine Wiedergeburt auf.[2] Dieser Gedanke und die Ablösung der Libido von den Lieben konnten die Geburtsangst im Bilde der Angstneurose schon reproduzieren. Die Geburtsangst ist aber Zwillingsschwester der Todesangst. Hat Darwin keinen Grund zur Todesangst gehabt? Wir erfahren, daß das Schiff während dieser argen Zeit schon zweimal den Versuch machte auszulaufen, aber beide Male durch heftige Stürme zurückgetrieben wurde. Das Schiff war eines der ziemlich kleinen, unmodernen Fahrzeuge, welche den Spitznamen „Särge" hatten, wegen der Leichtigkeit, mit welcher sie bei bösem Wetter untergingen.[3] Die Todesangst, angestachelt vom alten Schuldgefühl wegen Tötung der Tiere (des Vaters) war also hier am Werke. Eine Anspielung darauf gibt Darwin selbst, wenn er beschreibt, in welchem halb toten, halb lebendigen Zustand er die letzten wenigen Tage an Bord verbracht hatte.[4]

Am Schiffe selbst wurde Darwin von der Seekrankheit übermannt. An sich wäre daran vielleicht noch nichts Bemerkenswertes. Zu der unschuldigen Natur dieser Krankheit stimmt aber die Erinnerungsfälschung Darwins nicht, wonach er nach den ersten drei Wochen nicht mehr faktisch seekrank gewesen sei. „Aber nach seinen Briefen zu urteilen" — sagt der Biograph, Francis Darwin — „und nach den Zeugnissen einiger der Offiziere, scheint er in späteren Jahren die Größe des Unbehagens, an dem er litt, vergessen zu haben."[5] „Er litt schrecklich an der Seekrankheit", sagt z. B. ein Reisegefährte. Darwin selbst war also nicht geneigt, die Wichtigkeit und die lange Dauer der Seekrankheit anzuerkennen, er führte sein späteres Leiden entweder auf Vererbung oder auf eine während der Seereise in Südamerika durchgemachte Krankheit zurück, bei der „sämtliche Absonderungen des Körpers affiziert waren".[6]

1) Daselbst, S. 58.

2) Die eine Ursache, weshalb diese bevorstehende Seereise so stark auf Darwin wirkte, ist uns verborgen; daß aber noch eine Ursache vorhanden war, ist daraus zu vermuten, daß Darwins erste Kindheitserinnerung bis zur Zeit zurückgeht, in der er, über vier Jahre alt, in ein Seebad ging. (Autobiographie, Leben, I, S. 26.)

3) Leben, I, S. 199.

4) Brief vom Jahre 1836, Leben, I, S. 249.

5) Leben, I, S. 204, 205.

6) Daselbst, S. 205, 206.

Die Symptome der Seekrankheit und dieses letzterwähnten Leidens führen uns zum Thema Analerotik. Darwin war seit seiner Kindheit ein leidenschaftlicher Sammler und wir sind gewöhnt, in dieser Betätigung eine Sublimierung der Analerotik zu erblicken. Die Reise bedeutete für Darwin selbst zuerst nichts anderes, als noch eifriger zu sammeln. War aber nicht etwas Spezielles vorhanden, wodurch die Analerotik an der weiteren Sublimierung gehindert wurde und was dann auch die Erinnerungsfälschung Darwins verursacht haben könnte? Ja, man bedenke, Darwin war doch — ohne darauf vorbereitet zu sein — während der fünf Jahre Reise in derselben Situation, wie die Soldaten während des letzten großen Krieges. „Was englische Frauen betrifft,“ schreibt er einem Freunde, „so habe ich beinahe vergessen, was sie sind, — etwas sehr Engelgleiches und Gutes. Was die Frauen in diesen Ländern hier betrifft, so tragen sie Hauben und Röcke, und einige sehr wenige haben hübsche Gesichter; damit ist alles gesagt.“[1] Demgegenüber war ein Kapitän vorhanden, mit dem er seine Kajüte oft teilen mußte, ein sehr vornehmer, feiner, junger Mann: „ein schöner Mann, in auffallendem Grade Gentleman, mit sehr feinen und höflichen Manieren“,[2] von dem er sehr viel hielt, mit dem er aber sich auch mehrere Male zerzankte.[3] Er setzte eine Art von unwillkürlichem Vertrauen in sein *„beau idéal* eines Capitains“.[4] Vielleicht sagt auch diejenige Erinnerung Darwins etwas darüber aus, die berichtet, daß der Kapitän Fritzroy Darwin anfangs seiner Nasenform wegen zurückweisen wollte.[5] Was wir aus dieser Zusammenstellung der Daten folgern, ist also, daß Darwin in — unbewußte — homosexuelle Versuchung kam und deren Verdrängung eine regressive Anhäufung der Analerotik und anale Symptome zur Folge hatte. Diese Schlußfolgerung müssen wir dann mit unseren früheren Ausführungen über Darwins Zeitgeiz verbinden. Mit der neurotischen Art der späteren Krankheit hängt wohl zusammen, daß, nach dem Urteil des Sohnes, Darwins körperliches Aussehen kein Zeichen von dem beständigen Unbehagen, unter dem er litt, darbot.[6]

Von der Todesangst gelangen wir wieder zu einer Quelle der „Achtung vor der Zeit“, des Zeitgeizes: der ständig bevorstehende Tod drängt den

1) Brief vom Jahre 1835, Leben, I, S. 242.
2) Autobiographie, Leben, I, S. 54.
3) Daselbst, S. 55.
4) Brief vom Jahre 1831, Leben, I, S. 188.
5) Autobiographie, Leben, I, S. 54. — Als Anhänger Lavaters fand er in der Nase Darwins Anzeichen einer Energielosigkeit und eines Mangels an Entschlossenheit.
6) Erinnerungen des Sohnes, Leben, I, S. 99.

ruhmbegierigen Forscher, alle seine Zeit auszunützen. So wird es auch verständlich, weshalb er ständig in Sorge war, wie er seine noch unveröffentlichten Ideen der späteren Bearbeitung durch fremde Hand hinterlassen solle („Die Idee, daß die Skizze von 1844 im Falle seines Todes als das einzige Zeugnis seiner Arbeit übrig bleiben könnte, scheint ihm lange vor der Seele geschwebt zu haben“.)[1]

## B

## *Zur Darwinschen Theorie von der „Entstehung der Arten“*

Die Mängel unserer Arbeitsweise, aus totem Material, aus Autobiographien, Briefen, und nicht aus dem lebendigen Flusse einer Analyse selbst analytische Aufklärungen gewinnen zu wollen, werden an dieser Stelle unserer Untersuchung besonders fühlbar. Wir empfinden ganz deutlich, daß die Darwinsche Theorie Produkt der analytisch-biographisch nachgewiesenen unbewußten Tendenzen sein muß und sind doch nicht imstande, dieses Gefühl präzise in Worte zu fassen und die Beweise für die vermuteten Zusammenhänge darzustellen. Wir fühlen z. B., daß der Großvater, Erasmus Darwin, mit seiner „Zoonomia“, die sich mit Entwicklungsgedanken beschäftigte, wie Charles es selbst anführt, die Entstehung solcher Ideen beim Enkel später begünstigte, — wir erfahren, Charles habe in seinen Jugendjahren die Zoonomia seines Großvaters gelesen, aber ohne daß sie eine besondere Wirkung auf ihn gehabt hätte, und fünf Zeilen weiter heißt es, daß er etwas später, mit etwa siebzehn Jahren die „Zoonomia“ außerordentlich bewunderte.[2] Auf Ähnlichkeiten in der Statur und im Charakter beider Gelehrten macht uns der Biograph auf Grund der Lebensbeschreibung des Großvaters von Seiten des Enkels (Charles) aufmerksam.[3] Hier muß also nur noch ein Glied in der Kette der Beweisführung ergänzt werden: Charles empfand Verehrung für den gelehrten Großvater, vielleicht, um — unbewußt — das Ideal des praktischen Vaters fallen lassen zu können, um also feindliche Regungen dem Vater gegenüber auf diese versteckte Art zum Ausdruck bringen zu können.[4] Er fühlte sich selbst eher als Abkömmling des Großvaters als des

1) Leben, II, S. 17.

2) Autobiographie, Leben, I, S. 36.

3) Leben, I, S. 4—6.

4) Zur Bekräftigung dieser Ansicht kann angeführt werden, daß der Sohn (Charles) von der veröffentlichten Dissertation des Vaters (Robert W.) zu sagen pflegte, die Arbeit stamme tatsächlich von Erasmus Darwin (dem Großvater). Leben, I, S. 8, Anmerkung.

Vaters und darin liegt schon ein kleiner Teil der Theorie, ein kleiner Teil der Lehre, eigentlich der letzte Baustein in ihrem Aufbau:[1] das Problem, „den von einem und demselben Stamme herkommenden organischen Wesen innewohnende Neigung, in ihren Charakteren bei ihrer weiteren Modifikation zu divergieren". Diese Divergenz ist es dann, welche mit Hilfe des „starken Prinzips der Erblichkeit" in der abgeänderten Form der Varietät konserviert wird.[2] Da scheint aber ein Gegensatz den Sinn zu verschleiern. Divergenz mit den großväterlichen Eigenschaften und Erblichkeit scheinen einander ja zu widersprechen. Nun sieht aber Darwin in der Tatsache, daß das Kind oft gewisse Charaktere des Großvaters oder der Großmutter oder noch früherer Ahnen aufweist, eine der vielen, noch zu erforschenden Gesetzmäßigkeiten der Erblichkeit[3] und sieht in der Tatsache der „Reversion (Rückkehr zu der großelterlichen Bildung)"[4] eine wichtige, auch für die Entstehung der Arten bedeutungsvolle Tatsache, die die Möglichkeit zur Folge hat, daß die Abkömmlinge von den unmittelbaren Vorfahren in dieser oder jener Eigenschaft differieren. Die Unähnlichkeit vom Vater und die Ähnlichkeit mit dem Großvater enthalten also in sich die Tatsache der Variation. Die Beobachtung dieser Differenz ergibt sich aus der stark ambivalenten Einstellung zum Vater und führt zur Konstatierung dieser Tatsache. So haben wir zur Aufklärung der Genese von zwei Grundpfeilern der Darwinschen Theorie: Erblichkeit und Variabilität doch ein klein wenig beigetragen.

Viel genauer können wir analytisch diejenige Seite der Darwinschen Theorie dem psychologischen Verständnis näherbringen, die zwar in den einzelnen Mechanismen, die nach Darwin die Entstehung der Arten verständlich machen sollen, wörtlich nicht enthalten ist, aber dem ganzen Ideengebäude als Hintergrund dient und Darwins Anschauungen das charakteristische Gepräge (auch Lamarck gegenüber) verleiht. Es ist dies eben die Achtung vor der Zeit. Ebenso wie wir diese — analytisch zugängliche — Eigenschaft in so manchen Beispielen vorfanden und wie er auch selbst die Anerkennung seiner Lehre von der Zeit verlangt („ . . . die Zeit wird es zeigen, und nichts als die Zeit"),[5] so muß jeder erst diese Achtung vor der Zeit sich verschaffen, um zum Verständnis der Theorie zu gelangen:

1) Autobiographie, Leben, I, S. 75.
2) Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der bevorzugten Rassen im Kampfe ums Dasein. Übersetzt von E. Hack (Reclam). S. 28.
3) Daselbst, S. 38.
4) Daselbst, S. 39.
5) Leben, II, S. 309, Brief aus dem Jahre 1860.

„Wer Charles Lyells großes Werk über die Anfänge der Geologie zu lesen vermag . . . und dabei nicht zugibt, daß die verflossenen Zeitperioden sehr lang waren, der mag nur gleich diesen Band zuklappen.“[1] Natürlich wird versichert, daß der einfache Lauf der Zeit an und für sich weder fördernd noch hemmend bei der natürlichen Zuchtwahl wirkte. Es wird dies ausdrücklich erwähnt, da einige Kritiker irrtümlich der Ansicht waren, das Element der Zeit spiele bei Darwin die wichtigste Rolle: „Der Lauf der Zeit ist insofern wichtig, — und in dieser Hinsicht ist seine Wichtigkeit sehr bedeutend, — als er bessere Aussichten für das Entstehen nützlicher Veränderungen bietet und für deren Auswahl, Ansammlung und Fixierung. Auch strebt er dahin, die direkte Tätigkeit der physikalischen Lebensbedingungen hinsichtlich der Konstitution eines jeden Organismus zu vermehren.“[2] Aber doch finden sich zahlreiche Hinweise in dieser Art: Die natürliche Zuchtwahl hat „unvergleichlich mehr Zeit“ für ihre Tätigkeit als die menschliche der Züchter (S. 119). „Wie flüchtig ist des Menschen Wünschen und Streben! Wie kurz ist seine Zeit! Wie armselig sind daher seine Resultate, verglichen mit denen der Natur, welche sie im Laufe ganzer geologischer Perioden angesammelt hat!“ (S. 120). „Wir sehen nichts von diesem langsam fortschreitenden Wechsel, bis die Hand der Zeit auf das abgelaufene Zeitalter hinweist“ (S. 121). Er glaube, die natürliche Zuchtwahl wirke gewöhnlich sehr langsam, nach langen Zeiträumen (S. 150), sie habe, je nach der Menge der Zeit, die Tendenz zur Rückkehr und weiteren Veränderung, mehr oder minder bemeistert (S. 209). Man lasse gewisse Prozesse Millionen von Jahren dauern (S. 242). Nichts macht „auf den Geist einen stärkeren Eindruck von der langen Dauer der Zeit — nach unseren Begriffen von Zeit —“ als aus geologischen Daten gewonnene Überzeugung (S. 423). „Die Meinung, daß Arten unverwandelbare Produkte sind, währte fast unvermeidlich so lange, als man wähnte, die Geschichte der Erde verkünde nur deren kurzen Bestand . . . Der Geist kann unmöglich auch nur die volle Bedeutung des Ausdruckes eine Million Jahre fassen“ (S. 649). Auch in einem Brief vom Jahre 1856 wird versichert, daß das Vermögen der Auslese „in allerdirektester Beziehung zur Zeit“ stehe.[3]

Die „Entstehung der Arten“ hat noch einen analysierbaren psychologischen Hintergrund, an den man eigentlich glauben muß, noch ehe man das Buch gelesen hat. Das ist die Annahme, daß der Mensch keine Sonder-

1) Entstehung, S. 421.
2) Daselbst, S. 146—147.
3) Brief, Leben, II, S. 84.

stellung unter den lebenden Geschöpfen einnehmen kann, also die Lostrennung vom narzißtischen Wunsch der Götterhaftigkeit des Menschen. In der „Entstehung der Arten“ steht darüber nur ein einziger Satz: „Viel Licht mag auch noch über den Ursprung des Menschen und seine Geschichte verbreitet werden“ (S. 658); erst das spätere Werk befaßt sich mit der Ausarbeitung dieses Themas (Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl, 1871). Doch in einem Notizbuch vom Jahre 1837/38 wird schon angemerkt: „Wenn wir unsere Mutmaßungen mit dem Verstand durchgehen lassen wollten, dann könnten die Tiere, unsere Brüder und Genossen in Schmerz, Krankheit, Tod, Leiden und Hungersnot — unsere Sklaven in den mühsamsten Arbeiten, unsere Genossen bei unseren Vergnügungen — sie könnten teilhaben [an?] unserem Ursprung von einem gemeinsamen Vorfahren, — wir könnten sämtlich miteinander verschmolzen werden.“[1] Das verstehen wir aber schon; der Mensch und die Tiere sind Brüder, sie haben Teil an einem gemeinsamen Ursprung — die Tiere sind doch Totemtiere, sie sind da statt des Vaters (vielleicht auch des einzigen Bruders), das ist ja eben der Sinn des schon besprochenen Verhältnisses, das Darwin in seiner Jugend zu den Tieren hatte. Die Tiere standen aus inneren, unbewußten, verdrängten Gründen dem Naturforscher Darwin nahe. Er mußte auch die Tiere wegen der zahlreichen Leiden, die er ihnen zugefügt hatte, versöhnen, und er versöhnte sie, indem er die Schranke zwischen Mensch und Tier mit wissenschaftlicher Beweisführung niederriß.[2] Durch diese Wunscherfüllung konnte auf die narzißtische Sonderstellung des Menschen verzichtet werden.

Und nun können wir auch erkennen, weshalb der wissenschaftliche Grundpfeiler, der Malthussche „Kampf ums Dasein“, für Darwin so evident war. Dieses Malthussche Prinzip ist bei Darwin der Schiedsrichter zwischen Leben und Tod geworden. Die Natur, die Mutter der Lebewesen, wählt in diesem Kampf die Tüchtigen aus und beschenkt sie mit Weiterleben, die Untüchtigen werden aber durch dieselbe Hand — ob es grausam ist oder nicht — vernichtet. Darwin hebt dieses Doppelgesicht der natürlichen Zuchtwahl oft hervor: „wenn neue Formen entstehen, so müssen manche alten erlöschen“ (Entstehung, S. 151), die natürliche Zuchtwahl wirkt durch Leben

1) Leben, II, S. 6.

2) Bezeichnend ist auch, daß Darwin auf die Galtonsche Aufforderung: „Führen Sie irgendwelche Interessen an, die Sie lebhaft beschäftigt haben“, antwortet: „Wissenschaft und während der Jugend bis zu einem leidenschaftlichen Grade Jagdvergnügen.“ (Leben, III, S. 174.) Wie wenn die Wissenschaft an Stelle dieser Leidenschaft getreten wäre!

und Tod (S. 257), „nach der Theorie der natürlichen Zuchtwahl ist das Erlöschen alter und die Hervorbringung neuer, verbesserter Formen aufs engste miteinander verbunden“ (S. 461). „Höchst verwundert zu sein, wenn Arten aufhören zu existieren: ist ebensoviel, wie ... über den Tod [des Kranken] sich höchst verwundert zeigen und vermuten, daß er ein gewaltsames Ende gefunden habe“ (S. 464). Und: „Aus dem Kampf der Natur, aus Hunger und Tod geht daher das Höchste, was wir zu erfassen vermögen, die Produktion der höheren Tiere, direkt hervor (S. 659). — Wir erinnern hier an die bei Darwin festgestellte Einstellung zu den Tieren, die wir auch zu analysieren versuchten: Die Tiere werden geliebt und getötet. Darwin tat also dasselbe, was er der Natur in seiner wissenschaftlichen Theorie zuschreibt. Bei Darwins Verhalten gegen die Tiere handelt es sich um einen Kampf (Jagd), wo der Tüchtige entweichen kann, wo die eigene Tüchtigkeit (Geschicklichkeit) zu beweisen ist. Es ist auch hier wieder eine Entlastung des Schuldgefühls, denn derjenige, der das im kleinen macht, was die Natur im großen tut, kann nicht schuldig sein. Interessant genug in dieser Beziehung ist es, daß Darwin die Niederschrift seiner Lehre mit einer symbolischen Mordtat begann: „Ich habe“, heißt es in einem Briefe aus dem Jahre 1844 (Leben, II, S. 23), „Haufen von Büchern über Agrikultur und Hortikultur gelesen und habe nie aufgehört, Tatsachen zu sammeln. Endlich kamen Lichtstrahlen und ich bin beinahe überzeugt (der Meinung, mit welcher ich an die Frage herantrat, völlig entgegengesetzt), daß die Spezies nicht (mir ist, als gestände ich einen Mord ein) unveränderlich sind“.

## C

## *Die Begabungsgrundlagen bei Darwin*

Unter den wichtigsten Charakterzügen Darwins, welche ihn zu einem wertvollen Menschen prädestinierten, erwähnen wir seinen Ehrgeiz, „unter den Männern der Wissenschaft einen anständigen Platz zu erhalten“,[1] seine bloße Freude am Forschen,[2] seine Liebe zur Naturwissenschaft, seine Beobachtungsgabe, seinen Fleiß im Beobachten und Sammeln,[3] seine Gewissenhaftigkeit, auch in der Verfolgung der Einwände und Ausnahmen, seinen Reichtum an Phantasien.[4] (Es sei bemerkt, daß er als kleiner Junge sehr

1) Autobiographie (aus der Zeit der Seereise), Leben, I, S. 59.
2) Daselbst, S. 59.
3) Daselbst, S. 92.
4) Erinnerungen des Sohnes, Leben, I, S. 137.

geneigt war, unwahre Geschichten zu erfinden, und zwar immer zu dem Zwecke, Aufregung in seiner Umgebung hervorzurufen.)[1] Die selbstgewollte Verzögerung der Ausgabe seiner Untersuchungen machte eine scharfe Selbstkritik möglich.[2]

Man weiß aber ganz gut, daß solche Eigenschaften einen Menschen wertvoll machen, ihm die Laufbahn eines Gelehrten eröffnen können, ohne die Produktivität des Forschers, die Vertiefung seiner Ideenwelt zu verbürgen. Es muß da noch eine spezielle Begabung zur Entfaltung gelangen. Wir stellen hier diejenigen Symptome zusammen, welche auf die Begabungsgrundlagen bei Darwin hinweisen. Selbst der bekannte Satz „Genie ist Fleiß" muß in unseren Begründungen eine Berücksichtigung finden.[3]

1) Mund. Kam er in Verlegenheit, so stotterte er; als Knabe hatte er das *w* nicht aussprechen können.[4] „Er hatte, zu seinem eigenen Unglück, eine knabenhafte Vorliebe für Süßigkeiten, während ihm doch beständig verboten wurde, solche zu essen. Im Halten seiner ‚Gelübde', wie er es nannte, keine Süßigkeiten mehr zu essen, war er nicht besonders erfolgreich, und er hielt dieselben niemals für bindend, wenn er sie nicht laut getan hatte."[5] Wein trank er sehr wenig, erfreute sich aber auch an dem Wenigen.[6] In der Jugendzeit in Cambridge trank er in Gesellschaft ziemlich oft und einmal zu viel.[7] Er rauchte, aber nur, wenn er sich ausruhte.[8] Er litt an einem Ekzem, das die Lippen stark angriff.[9] Er besaß kein Sprachtalent.[10]

2) Hand. Er war von Natur ungeschickt mit seinen Händen und konnte nicht zeichnen.[11] Er gestikulierte gerne und benutzte häufig die Hände, um

1) Autobiographie, Leben, I, S. 27.

2) Daselbst, S. 85. — Als neurotischer Grübler (Winterstein, Psychoanalytische Anmerkungen zur Geschichte der Philosophie. Imago, II, 1913, S. 224) gehörte Darwin zu denjenigen Forschern, bei denen die ursprüngliche Beschäftigung mit den Komplexen der infantilen Sexualforschung in ihren Werken noch bemerkbar ist (Geschlechtliche Zuchtwahl, Hermaphroditismus, Hybriden, Befruchtung der Orchideen usw.).

3) Vgl. die Ausführungen dieses ganzen Abschnittes mit des Verfassers Arbeit über G. Th. Fechner. Imago, Bd. XI, 1925; auch separat im Internationalen Psychoanalytischen Verlag 1926.

4) Erinnerungen des Sohnes, Leben, I, S. 128.

5) Daselbst, S. 106.

6) Daselbst, S. 106.

7) Daselbst, S. 106, und Autobiographie, S. 44.

8) Erinnerungen des Sohnes, Leben, I, S. 109.

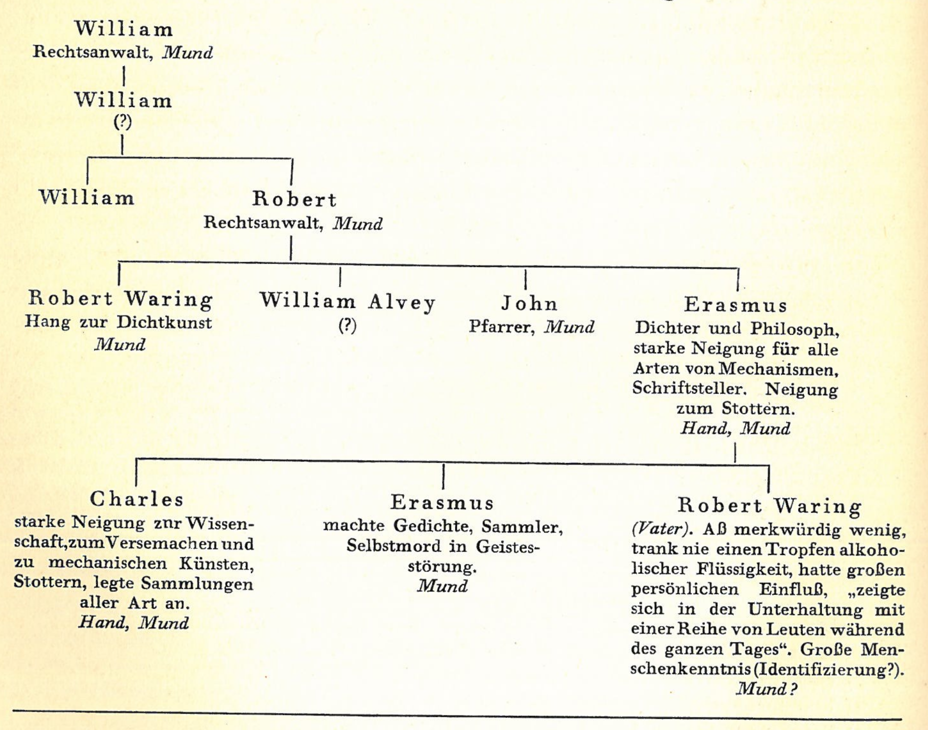
9) Brief vom Jahre 1829, Leben, I, S. 162.

10) Autobiographie, Leben, I, S. 30.

11) Erinnerungen des Sohnes, Leben, I, S. 97, 98.

irgend etwas zu erklären. „Er tat dies bei Gelegenheiten, in denen die meisten Menschen ihre Auseinandersetzungen durch eine rohe Bleistiftskizze erläutern würden.“[1] Er litt vermutlich auch an Handekzem, darauf beziehen sich vielleicht die folgenden Zeilen: „Frage meinen Vater, ob er etwas dagegen einzuwenden hat, wenn ich für kurze Zeit Arsenik nehme, da meine Hände nicht ganz gut sind, und ich immer beobachtet habe, daß, wenn ich sie einmal gut bekommen habe und ich verändere ungefähr zu derselben Zeit meine Lebensweise, sie meistens gut bleiben.“[2] Ein Symptom seiner Nervosität war Händezittern. Er erinnert sich an das Händezittern, das er bekam, als er seine erste Schnepfe schoß, — und doch wurde er ein sehr guter Schütze, was sicherlich große Anforderungen an die Ruhe der Hand stellt.

Nehmen wir, laut unserer Theorie, an, daß die eine Grundlage der Rede- und Dichtkunst die spezifische Sublimierung der Oralerotik, der Handgeschicklichkeit (auch in künstlerischen Auswirkungen) die spezifische Sublimierung der Handerotik ist, so erhalten wir folgenden Stammbaum:




1) Daselbst, S. 99.
2) Brief vom Jahre 1831, Leben, I, S. 188.

Darwin selbst bemerkt über den zweiten seiner Söhne, er soll starke Neigung zu mechanischen Sachen haben[1] (Hand). Man muß somit ein erbbar stärker erotisiertes, der Sublimierung geneigtes, auch nervöse Symptome produzierendes Hand-Mund-System bei Darwin annehmen.[2]

3) Nur zu vermuten ist, daß die Riechorientierung einen starken Anteil an der Arbeit Darwins für sich beansprucht. Wir haben nämlich die Annahme aufgestellt, daß die Arbeitsstereotypien als schwache Reizmittel der in der Begabung wirkenden fakultogenen Grundlagen wirken und bei Darwin finden wir, daß er während der Ruhe rauchte (quasi eine „Vorlust“ erzeugende fakultogene Reizung), während der Arbeitsstunden aber Schnupftabak sein Reizmittel war. Wenn er das Schnupfen eine Zeitlang aufgab, so fühlte er sich „lethargisch, gedankenlos und melancholisch“.[3] — Eine kleine Bemerkung läßt auch die lustspendende Wirkung gewisser Gerüche erkennen: „ich habe Skelette von zahmen und wilden Enten gemacht (o, der Geruch von gut gekochter, mazerierter Ente!!) . . .“[4]

4) Das, was wir Seherkomplex nannten, sehen wir in jener Ausprägung, in der wir ihn bei Dichtern anzutreffen pflegen, nicht ausgebildet. Wirksam war aber dieser Komplex bei dem Vater und — unserer Theorie gemäß — beim Großvater (Dichter). Die Beobachtungsgabe und die Gabe, sich an Gesichter von Personen, die er früher gekannt hatte, lebhaft zu erinnern,[5] sowie das Haftenbleiben der Erinnerung an räumlichen Daten („wie gut erinnere ich mich noch genau seiner Lage!“; ich erinnere „mich genau der Stelle, wo das Verbrechen begangen wurde“; „ich kann mich ganz genau des Aussehens gewisser Pfähle, alter Bäume und Uferstrecken erinnern, wo ich einen guten Fang gemacht habe“; „ich kann mich selbst noch der Stelle

1) Brief vom Jahre 1853, Leben, I, S. 360.

2) Der Großvater, Erasmus, besingt in einem Lehrgedichte die große Rolle der Hand und ihres verfeinerten Tastsinnes:

> „. . . *The hand, first gift of Heaven! to man belongs:*
> . . . . .
> *Whence the fine organs of the touch impart*
> *Ideal figure, source of every art;*
> *Time, motion, number, sunshine or the storm,*
> *But mark varieties in Nature's form.*“

Aber bei jungen Hunden und ebenso auch bei jungen Menschenkindern seien die Lippen die Hauptorgane, mit Hilfe welcher sie sich eine Vorstellung über die Dinge verschaffen. (E. Krause, Erasmus Darwin, Nr. 6 der Darwinistischen Schriften. 1880, S. 170, 233.)

3) Erinnerungen des Sohnes, Leben, I, S. 109, 110.

4) Brief vom Jahre 1855, Leben, II, S. 46, Anm.

5) Leben, III, S. 231.

erinnern, wo mir, während ich in meinem Wagen saß, die Lösung einfiel")[1] zeigen die Betontheit der Organgrundlage dieses Komplexes, des Auges, der Schaulust.[2] Die Achtung vor der Zeit haben wir schon als Folge dieses Komplexes beschrieben. Doch können wir nicht unerwähnt lassen, daß manchmal selbst bei Charles Darwin der Seher-Komplex ebenso wie beim Vater und wie es bei den Dichtern zu sein pflegt, sich auswirkte. Er selbst schreibt sich „Liebe für Neues und Wunderbares" zu,[3] was schon eine Affinität zum Sehertum darstellt, und dann spricht er es selbst in der „Entstehung der Arten" aus: „Wir vermögen insofern einen prophetischen Blick in die Zukunft zu werfen, als wir voraussagen können, daß es die allgemeinsten und weitverbreitetsten der größten und dominierenden Gruppen jeder Klasse sein werden, die schließlich vorherrschen und neue, dominierende Arten hervorbringen werden."[4] Ja, seine wissenschaftliche Tätigkeit war stets auf die „Gründe", auf die Kausalität gerichtet, er duldete keine Finalität in der Naturwissenschaft, und doch dient alles Kausale nur dazu, um in die Zukunft schauen zu können! Über einen Artikel, die er in einer Zeitschrift las, schreibt er auch: „Er ist ausgezeichnet; es finden sich darin einige schöne Sätze darüber, daß das eigentliche Wesen der Wissenschaft Vorhersage ist . . ."[5]

5) Der Totenkomplex erscheint wieder nicht in derjenigen Gestalt, in welcher er auf Grund der Analyse von Dichtern beschrieben wurde, aber bei Darwin gehört die Seelenrichtung zum Totenkomplex, die wir unter dem Titel „Die Tiere werden geliebt und getötet" beschrieben haben. Doch, ein Hang zur Melancholie war bei Charles, beim Vater, den auch kleine Vorkommnisse sehr verstimmten, vorhanden und erschien ausgeprägt bei dessen Bruder Erasmus. Die Ambivalenz dem Leben gegenüber (der narzißtische Totenkomplex) war also bei Charles manifest werdend zugegen, war aber größtenteils auf die Tiere verschoben in Erscheinung getreten. Der Tod selbst spielte als Ereignis durch den frühen Verlust seiner Mutter in seinem Leben eine Rolle.

6) Die übergangs-masochistische Schmerzgrundlage der Gedankenvertiefung ist von Darwin selbst in seltener Klarheit beschrieben

---

1) Autobiographie, Leben, I, S. 28, 29, 47, 75.
2) Über die Verbindung Schaulust—Forschung siehe bei Winterstein, a. a. O., S. 185.
3) Antwort auf Galtons Fragen, Leben, III, S. 175.
4) a. a. O. S. 658.
5) Brief an Lyell, aus dem Jahre 1838, Leben, I, S. 274.

worden. Es sei hier nicht nur davon die Rede, daß Darwin seit einer Zeit, die noch vor seiner ernstwissenschaftlichen Laufbahn beginnt, viel Schmerz und körperliches Leid zu erdulden hatte, so daß er sich fast täglich beklagen mußte, sondern besonders davon, daß er den schmerzlichen Gefühlen, dem Unbehagen und der Ermüdung mit Anspannung aller Kräfte durch geistige Arbeit entgegenarbeitete; sein Narkotikum war die geistige Arbeit. Auf die Frage Galtons „Energie des Körpers, u.s.w.?" antwortet er: „Energie, sich in großer Tätigkeit zeigend und solange ich gesund war, Fähigkeit, der Ermüdung zu widerstehen. Ich und noch ein einziger Mann waren allein imstande, für eine große Menge von Offizieren und Matrosen, die gänzlich erschöpft waren, Wasser zu holen."[1] Während der Seefahrt, von der Seekrankheit gepeinigt, mußte er sich eine Zeit lang auf der einen Seite des Tisches lang ausstrecken, um sich in den Stand zu setzen, „seine Arbeit für eine Weile wiederaufzunehmen, worauf er sich dann von neuem niederlegen mußte."[2] Seine hauptsächlichste Freude und alleinige Beschäftigung während seines ganzen späteren Lebens soll wissenschaftliches Arbeiten gewesen sein, „und die mir durch derartige Arbeit werdende Anregung läßt mich für die Zeit mein tägliches Unbehagen vergessen oder drängt wohl auch vollständig zurück".[3] Das Konzentrieren der Gedanken und den energischen Fleiß gewöhnte er sich am „Beagle" an und diese fünfjährige Dressur war es, welche ihn dazu befähigt haben soll, in der Wissenschaft das zu leisten, was er eben geleistet hat.[4] Außer den bereits in dieser Arbeit herangezogenen und in dem Artikel „Organlibido und Begabung"[5] mitgeteilten Daten soll noch, zur Bekräftigung unserer Behauptung, folgende Stelle hervorgehoben werden: „In den Jahren 1839—1842, in London, habe ich weniger wissenschaftlich gearbeitet, obschon ich so anstrengend, wie ich es nur möglicherweise konnte, und so wie in irgendeiner andern gleichlangen Zeit in meinem Leben gearbeitet habe. Dies war die Folge häufig wiederkehrenden Unwohlseins und einer langen und ernstlichen Krankheit. Den größten Teil meiner Zeit, so oft ich nur irgend etwas tun konnte, widmete ich meiner Arbeit über Korallenriffe . . . Es kostete mich doch zwanzig Monate harter Arbeit."[6] Es

1) Leben, III, S. 174.
2) Leben, I, S. 205, von Lort Stokes beschrieben.
3) Autobiographie, Leben, I, S. 71.
4) Daselbst, S. 57.
5) Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. IX, 1923.
6) Autobiographie, Leben, I, S. 62.

sei aber, um Mißverständnisse zu verhüten, ausdrücklich bemerkt, daß die Schmerzverhütung durch die Denkarbeit nur bei einem gewissen, milderen Grad des Schmerzes möglich ist; vielleicht ist aber eben dieser Grad bezeichnend für den Grad der geistigen Vertiefung, der den einzelnen Menschen charakterisiert. War Darwin seekrank und fühlte er sich elend, dann war es sein größter Trost, sich die Zukunft auszumalen,[1] hier verfehlte aber das realangepaßte Denken seine narkotische Wirkung und es mußte zur Phantasie gegriffen werden. Infolge der Schwäche und des Kopfschwindels war er auch öfters nicht imstande, tiefere Reflexionen anzuknüpfen und konnte sich neuen Gegenständen, die viel Nachdenken erfordern, nicht hingeben.[2] Die ambivalente Einstellung schimmerte also auch hier durch. Die Krankheit war der Erreger von tiefen Gedanken und auch der Verscheucher von solchen. Dasselbe sehen wir auch bei Fechner.

Auch in dem größten Forscher des Entwicklungsgedankens kam somit dasjenige System, das sich in der Menschwerdung am meisten von der Tiefe erhob, aber auch die allerersten individuellen Entsagungen erdulden muß (Lostrennung von der Mutter),[3] das Hand-Mund-System, zur produktiven Kraftentfaltung, vielleicht die ganze Denkweise zu einem Schritt des Erhebens zwingend; es gewann zur Hilfe die Nase, ein anderes, von der Erde sich erhebendes Organ (Freud),[4] knüpfte sich an eine der größten Leistungen des (Vor)bewußten, des Verständnisses des Zeitlaufes; er selbst erhob sich über die eigene menschliche Natur, indem er sich über den Schmerz erheben konnte. Sollen wir uns aber, nachdem wir den biologischen Sinn dieser Grundlage verstanden haben, wundern, wenn wir bei jedem nach etwas Höherem strebenden Forscher dieselben Grundlagen, wenn auch anders gruppiert und mit anderen Kräften (mit der Überwindung des Gedankens an den Tod, in ihren verschiedenen Formen) verwoben, in einer andern einheitlichen Wirkungsgestalt vereinigt vorfinden?

1) Brief vom Jahre 1833, Leben, I, S. 224.
2) Leben, I, S. 282, 283.
3) Vgl. mit der Studie über Fechner, S, 49 der Sonderausgabe.
4) Freud, Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose. Ges. Schriften, Bd. VIII, S. 350.

# Bedeutung der Libidoschicksale für die Bildung religiöser Ideen

## („Das dritte Testament" von Anna Nikolajewna Schmidt)

von

F. Lowtzky

Berlin

Dem über Anna Schmidt vorliegenden biographischen Material ist zu entnehmen, daß sie am 30. Juli 1857 als Kind einer adligen Familie geboren wurde. Trotz ihres deutschen Namens waren ihre Eltern doch rein russischer Abstammung. Sie war das einzige Kind ihrer Eltern und wurde streng im christlichen Geist erzogen. Ihre Mutter war sehr fromm, kam allen religiösen Obliegenheiten genau nach und hielt auch alle Fasten ein. Ihr Vater war Jurist und bekleidete eine staatliche Stellung in einer Gerichtsinstitution. Sie hatte keine Schule besucht, absolvierte dagegen die Reifeprüfung am humanistischen Knabengymnasium mit Auszeichnung. Sie beherrschte das Französische gut und war drei Jahre lang Lehrerin dieser Sprache an einem Mädchengymnasium, das sie aber verlassen mußte, weil sie in hohem Grade rheumatisch war. Als sie noch jung war, verlor ihre Familie ihr Vermögen, und so war sie darauf angewiesen, sich ihr Brot selber zu verdienen. Ihr war jede Arbeit recht: sie übersetzte aus fremden Sprachen, sie arbeitete an Zeitungen, schrieb die Lokalchronik, Theaterrezensionen usw.

Was ihre religiösen Ideen betrifft, so ist hierin eine große Verwandtschaft mit den Ideen des bekannten russischen Philosophen Wladimir Solowjow festzustellen. Nicht lange vor dessen Tode hat sie im Briefwechsel mit ihm gestanden und ihn auch einmal persönlich getroffen. Dieser Briefwechsel hat sich erhalten. Am 8. März 1905 ist sie an Gehirnentzündung gestorben.

*

*So schmachtet sie lange noch hier auf der Welt,*
*Vom wundervoll einzigen Wunsche erhellt,*
*Und nie zu ersetzen den himmlischen Klang*
*Vermocht ihr der Erde eintöniger Sang.*

M. J. Lermontow.

„A. N. Schmidts Schriften müssen nicht nur als Werke betrachtet werden, deren Wert bestritten werden kann, sondern auch als biographisches Material, und zwar als einzigartiges, durch nichts sonst zu ersetzendes Material. Denn auf welche Weise könnte man wohl sonst über ihr Leben berichten, — und dürfte man wiederum dieses auf seine Weise ganz außerordentliche, bisher unbekannte Leben der Vergessenheit anheimfallen lassen oder es geheimhalten? Mögen denn jene, die auf ihre Ideen nicht eingehen wollen, ihre Schriften als biographisches Material betrachten, handelt es sich doch dabei natürlich vor allen Dingen nicht um ‚Schriften', sondern um eine autobiographische Beichte."[1]

Tatsächlich sind nun A. N. Schmidts Schriften in dem Sinne eine autobiographische Beichte, als sie ihren inneren Erlebnissen Ausdruck geben. Diese Erlebnisse liegen in Form von Offenbarungen, „des dritten Testaments" und ihres Tagebuchs vor. Diesen Werken messen die bedeutendsten Vertreter des russischen Denkens ungeheure mystische Bedeutung bei. Die Verfasser des Vorwortes zu A. N. Schmidts Werken betrachten „das dritte Testament" nur darum nicht als Offenbarung, weil „eine derartige Bewertung überhaupt nicht der individuellen Beurteilung, sondern der kirchlichen Vernunft zu unterliegen hat".[2] „Das dritte Testament", wie auch alle Schriften A. Schmidts werden von ihnen dem Typus der Mystik[3] des natürlichen ... Eindringens der Menschen in die Tiefen der Welt zugerechnet. Ihm liegt „echte Erfahrung, die mitunter durch das Prisma von ‚Psychologismen' gebrochen erscheint, zugrunde, und daher kann es außer wertvollen mystischen Erkenntnissen auch zu fehlerhaften Schlüssen führen".[4]

Von diesen Fehlern wird noch weiter unten zu reden sein; zunächst ist es von Interesse, zu vermerken, was für eine hohe mystische Bedeutung dieser Erfahrung zugeschrieben wird. Von der religiösen Bewertung abgesehen, betrachten die Verfasser der Einleitung zu A. N. Schmidts Buch

1) „Aus A. N. Schmidts Handschriften." 1916. S. XV (Vorwort).
2) Ib. XIV.
3) Sperrdruck der Verfasser des Vorworts.
4) Ib. XIV.

deren Schriften „als eines der bedeutendsten Dokumente des mystischen Schrifttums, die den Werken solcher Koryphäen der Mystik wie Dt. Pordag, Jakob Boehme, die heilige Theresia, die von der katholischen Kirche kanonisiert wurde, Saint-Martin, Svedenborg u. a. zumindest nicht nachstehen; was aber ihre Eigenart, das Fehlen jeglicher literarischer Einflüsse, die Eigenart des Tones und der Besonderheiten bei der Lösung mystischer Fragen betrifft, so dürfte A. N. Schmidt auch unter den berühmtesten Mystikern ein ganz besonderer Platz gebühren . . .“ „Wir zweifeln gar nicht daran, daß A. N. Schmidts Schriften in literaturhistorischer Hinsicht als Denkmal, als eine wertvolle Bereicherung des noch nicht edierten *corpus mysticorum omnium* Anerkennung finden werden.“ [1] Diese außerordentliche Bedeutung, die von den hervorragendsten Vertretern des russischen Denkens A. N. Schmidts Schriften beigemessen wird, — betrachten sie sie doch „als prophetisches Schauen des Menschen in die Tiefen der Welt“, vielleicht sogar als „Offenbarung“, — dann das Ungewöhnliche ihrer Behauptungen, ihre außerordentliche Phantastik, die so sehr das Maß übersteigt, daß selbst ihre Anhänger von einer „Aberration“ sprechen, die als Folgeerscheinung der Brechung ihrer Erfahrung „im Prisma von Psychologismen“ zu erklären sei, — das alles zusammengenommen gibt der Verfasserin der vorliegenden Arbeit Anlaß, ihre Aufmerksamkeit A. N. Schmidts Schriften zuzuwenden.

Was stellen nun diese Schriften eigentlich vor? Handelt es sich wirklich um ein prophetisches Schauen des Menschen in die Tiefen der Welt? Diese Frage erheben auch die Verfasser der Einleitung zu ihren Schriften. „Woher“, — so fragen sie, — „hat A. N. Schmidt ihre Fragen geschöpft, um von ihren tiefen und des öfteren wahrhaft weisen Lösungen, von ihren tiefdringenden Worten ganz zu schweigen? Und weiter, wie konnte dieses vom Schicksal so stiefmütterlich behandelte Wesen mit einer Gewißheit über sich selber reden und denken, wie es wohl keine Königin auch in den allerkühnsten Träumen nie gewagt hätte, über sich zu denken und zu reden? Ist das aber Wahnsinn, wo wären da die Symptome des Wahnsinns?“ [2]

Antwort auf diese Fragen geben A. N. Schmidts Schriften, das „dritte Testament“ und ihr Tagebuch. Sie sind eine Beichte nicht nur ihrer bewußten, sondern auch ihrer unbewußten Erlebnisse, die in phantastischen Bildern und Formen ihren Ausdruck fanden.

Jede Phantasie wie auch jeder Traum hat nach Freud einen eigenen Sinn. Sie sind der Ausdruck der geheimsten Erlebnisse des Menschen, die sich

1) Ib. XI.
2) Einleitung XI. Sperrdruck der Verfasser der Einleitung.

jenseits der Schwelle seines Bewußtseins befinden, und darum nennt Freud Phantasien dieser Art „Tagträume“. Diese unbewußten Erlebnisse haben bekanntlich ihre eigene Ausdrucksart, ihre eigene Symbolik der Rede, die dem gewöhnlichen Bewußtsein unverständlich ist. Mit Hilfe des von Freud gefundenen Schlüssels zur Lösung dieser Sprache hofft die Verfasserin der vorliegenden Arbeit zu ermitteln, welchen Sinn A. N. Schmidts autobiographische Beichte hat, und welche unbewußte Erlebnisse sie zum Ausdruck bringt.

Anna Schmidt sagt, sie wäre von Gott erwählt worden, um Seine Offenbarung und Seinen Willen den Menschen zu verkünden und sie zu Seinem Werk zu rufen. Zum erstenmal hat Gott zum Volke Israel durch Moses geredet; zum zweitenmal ist Er selber in Israel erschienen; nun will Er sich wieder an seine Herde wenden und den Menschen viele Geheimnisse durch sie, nämlich durch Anna Schmidt, offenbaren: „Ich aber, der Er dieses aufgetragen hat, bin die Kirche Christi, die einige und lebendige Kirche, bin der ökumenische und apostolische Geist“ (280). Auch ist sie die Weltseele. Ihr Geist besteht aus der vollen Gemeinsamkeit aller menschlichen Geister, der gesamten, materiellen Welt. Indem sie sich selber mit der Welt identifiziert, ist sie dennoch nicht eine abstrakte Vorstellung, sondern eine Persönlichkeit, die ein lebendiges geistiges Antlitz trägt (25); auch ist sie Gottes Tochter — Margarita, „deren Bild bisher in tiefstem Geheimnis ruhte und nur dem Himmel bekannt war“ (29).

Die erste Geist-Familie bestand zu Anfang der Welt aus Gott dem Vater, aus Seinem Sohn Christus, dem urewigen Jüngling, in dem Gott Vater Sich Selber gebar, und aus der Tochter Gottes — Margarita, der urewigen Jungfrau. Diese Tochter Gottes bildet ebenfalls ein „den Sohn Gottes ergänzendes Wesen“. „Sie ist ein ‚Engel‘, der die Gestalt einer sehr jungen Frau hat (nach irdischer Auffassung ist er vierzehn Jahre alt). Sein Leben verleiht ihm die Tochter Gottes“ (31). Anna Schmidt ist nicht nur die Tochter Gottes und die Schwester Christi, sondern auch seine Braut, seine Geliebte und seine Frau.

Gott ist die Liebe. Die Liebe ist eine Idee, die dem Sein zugrunde liegt, „um derentwillen das Sein eine Seligkeit ist“. „Es gibt nur eine solche Idee“ — sagt A. N. Schmidt — „und keine andere Idee könnte aus sich selber das Sein schöpfen und es sich nur durch den eigenen Willen verleihen“ (23):

Die Liebe (die Idee) ist, wofern sie einem jeden Geist gleichermaßen angehört, unpersönlich; wenn sie aber jedem einzeln, sich von den andern unterscheidend, angehört, wird sie persönlich.

Die Liebe ist die persönliche Idee Gottes, die Seele Gottes, d. h. in Gott ist sowohl die unpersönliche als auch die persönliche Liebe begründet. Die Seele (der Geist) besteht nicht nur aus Idee (Trieb). Sie stellt auch eine Verbindung von Gedanken und Empfindungen dar.

Die Liebe kann zweifacher Art sein, — gerade und ungerade. Die gerade Liebe ist eine Liebe, die zu ihrer Verwirklichung der Ergänzung durch ein anderes Wesen bedarf. „Bei dem geraden Geist kann seine persönliche Idee nicht nur in seinem Lichte erscheinen . . . Eine solche Ergänzung pflegt immer der weibliche Geist für den männlichen zu sein, und beide bilden ein Paar“ (25). So eine Liebe gab Gott Adam und Eva, als er ihnen sagte: „Seid fruchtbar und mehret euch.“ Er hat sie den Baum des Lebens genannt. „Alsdann wurden sie (Adam und Eva)“ — sagt Anna Schmidt — „füreinander zum Baume des Lebens, denn ihre Verbindung sollte andern Wesen, ihren Kindern, das Leben geben“ (62). Anna Schmidt nennt diese Liebe auch „erwachsen“, im Gegensatz zur „kindlichen“, ungeraden, „jungfräulichen“ Liebe, die zu ihrer Verwirklichung keines andern Wesens bedarf. „Jedes Fleisch“ — sagt Anna Schmidt — wird „ungerade, jungfräulich geboren und kann so bleiben oder gerade werden, indem es sich mit anderem Fleisch verbindet.“ Es gibt Liebe der Eltern zu den Kindern und der Kinder zu den Eltern, der Brüder und Schwestern zueinander, die Liebe von Mann und Frau. Jeder Art von Liebe hat Gott ein bestimmtes Objekt zugewiesen. Dieses Gesetz hat Gott der Welt gegeben, und durch dieses Gesetz verlor die Welt die Freiheit in der Wahl des Objektes der Liebe.

Der wesentliche Unterschied des männlichen, ungeraden Geistes von dem geraden, sagt Anna Schmidt, besteht in seinen besonderen Lichtemanationen, deren der ungerade weibliche Geist nicht bedarf. Diese Lichtemanationen des männlichen Geistes haben die Fähigkeit, sich zu verdichten, wenn der Augenblick des Schaffens gekommen ist.

Die ganze geistige Welt, „die ganze himmlische Natur hat Gott vor allen Zeiten durch alle Seine drei Personen geschaffen, aber als Materie dienten ihnen nur die Lichtemanationen des Sohnes, weil sie sich ihrer Festigkeit nach am meisten hiezu eigneten“ (38), aber Gott Vater hat Sich Selber in der Gestalt Seines Sohnes geboren. Indem er folglich die geistige Welt durch drei Personen[1] aus Lichtemanationen des Sohnes erschuf,

1) „Die Namen der drei Personen Gottes sind: Jehova — Gott Vater; Raphael — Gott Sohn; Allelujah — Gott Tochter“ (35).

hat er ihn selber aus seinen eigenen Lichtemanationen zusammen mit seiner Tochter Margarita erschaffen.

Die ganze Geisteswelt war von Geistern, von Wesen bewohnt, die Gott durch Margarita geboren hat, und die in der Folge Engel genannt wurden. „Das Aussehen eines Geistes“, sagt Anna Schmidt, „gleicht ganz dem Aussehen der menschlichen Gestalt, und auch um seinen Kopf wehen Haare, die aus ganz feinen Lichtfäden bestehen . . . In seinem Kopf bilden sich Verflechtungen, die dem körperlichen Hirn entsprechen . . . Der Geist hat das Herz an derselben Stelle wie auch der Leib, und es besteht aus verdichtetem Licht in derselben Form, denn ebenso wie das Blut in dem Körper, so strömt auch immer das Licht, ständig kreisend, durch die inneren Schichtungen des Geistes in das Herz“ (24, 25).

Margarita gebar Kinder, die ihrerseits andere Kinder zur Welt brachten, und auf diese Weise begann eine Vermehrung der Geister, die die Geisterwelt erfüllten. In dem Maße ihrer Vermehrung erschuf Gott neue Wohnstätten des Geistes für sie, „ebensolche Welten, wie der Himmel es ist, von der nämlichen Größe und an demselben Ort wie die ihnen entsprechenden körperlichen Welten. Erst erschienen jene, die mit unserer Sonne und mit den Sternen, die sie umkreisen, zusammenfielen . . . Alsdann erschienen auch die anderen Geisteswelten, die den unzähligen körperlichen Sternen entsprachen“ (40, 41).

So hat denn Gott durch Margarita zunächst die Geisteswelt erschaffen. Er erschuf sie mittels seiner Lichtemanationen, die ebenfalls noch geistiger Natur waren und sich keine körperlichen Eigenschaften, die für die Schaffung der materiellen Welt erforderlich waren, verschafft hatten. Margarita ist ein Weib, eine Person. Die Lichtemanationen Gottes verteilen sich über den unendlichen Raum. Auch die Strahlen Margaritas gehen in die Unendlichkeit, „aber nicht durch sich selber, sondern durch die Strahlen des Sohnes getrieben, mit denen sie untrennbar verbunden sind“ (37). Diese Verbindung des Vaters (Sohnes) mit der Tochter trägt auch noch den Charakter einer geistigen Anhänglichkeit, die einer körperlichen Verbindung sehr ähnlich sieht, ihr so ähnlich sieht, wie die von Gott geschaffenen Geisteswelten den Körperwelten entsprechen und die von ihnen geschaffenen Geister dem Aussehen nach dem menschlichen Körper gleichen. Anderseits ist Margarita die Mutter, der „ökumenische“ Geist (gesperrt von A. N. Schmidt): in ihr sind die sieben Seelen ihrer Kinder versammelt, und jede dieser Kinderseelen besteht aus der Gemeinsamkeit zahlloser Seelen. Sie verkörpert die Geisteswelt, die Welt der kindlichen Phantasie, die das Vorhandensein der

Geschlechtsliebe nicht kennt oder sich noch unklar vorstellt. „Das Antlitz der Mutter-Kirche ist halb kindlich . . . Der Zusammensetzung ihrer Seele nach (wahrscheinlich ihrer Erlebnisse) ist sie der schwächste unter allen erschaffenen Geistern, sie ist sogar schwächer als ihre Kinder“ (34). Aber ihre kindliche Anhänglichkeit an den Vater hat bereits erotischen Charakter. Ihre Phantasie ist, wie oben angedeutet wurde, gänzlich nach dem Bilde der geschlechtlichen Liebe organisiert.

Zu dieser ihrer geistigen Anhänglichkeit an den Vater gesellt sich alsbald ganz deutlich ausgesprochene sinnliche Liebe, „da beginnen nun“, sagt sie, „neue Lebensbedingungen: die Liebe Raphaels (so wollen wir den Sohn Gottes, nach der göttlichen Natur nennen) zu Margarita begann in ihm eine neue innere Wirkung auszuüben: sein Licht emanierte so verdichtet, daß man bereits die Zeit voraussehen konnte, da aus ihm eine neue Materie entstehen und zur Schaffung einer neuen Welt dienen würde“ (41). Aus dieser Materie bildete sich hernach die körperliche Welt. Und eben in diesem Augenblick, da sie der Liebe ihres Vaters voll gewiß war, und da sich ihre Sehnsucht ihrer Verbindung mit ihm realisieren mußte, regte sich in ihrem Inneren ein Gefühl der Empörung gegen ihn. Und gleichzeitig mit ihrer Anhänglichkeit an den Vater erwacht in ihr auch ein feindliches Gefühl zu ihm. „Einer der Engel“, sagt sie, „es war ein vierzigjähriger, ungerader Geist, der aus dem dreijährigen Urewigen heraustrat, war mit dem Lebensprinzip unzufrieden“ (41). Er empörte sich dagegen, daß in der Liebeswahl keine Willensfreiheit bestand. Dieses Gesetz bestand, wie bereits oben bemerkt, darin, daß „eine jede Schöpfung ihr ergänzendes Wesen hatte, mit dem es sich hätte verbinden können, und daß ein jedes Paar unverbrüchlich zusammenhielt“ (68), d. h., daß jeder der bereits früher genannten vier Liebesarten von Gott ein bestimmtes Objekt zugewiesen war. Und dieses Gesetz war unverbrüchlich.

Der Engel bewies, daß die Engel, wofern ihnen die Willensfreiheit in der Liebeswahl fehlt, die echte Seligkeit nicht kennen, „ihre Seligkeit ist keine Seligkeit“ (23). Die Seligkeit, die der Engel zu besitzen wünschte, konnte ihm also nur die verbotene Liebe — die Inzestliebe[1] — gewähren.

1) Anna Schmidt mutmaßt natürlich nicht, daß die verbotene Liebe die Inzestliebe ist. Sie glaubt, diese Liebe wäre Ehebruch; es genügt aber ihre Definition, wie sich ihr der Ehebruch darstellt, zu lesen, um sich davon zu überzeugen, daß er nichts anderes als Inzestliebe ist. Eine jede Liebe des Menschen, sagt sie, die nicht der natürlichen Paarung zugewendet ist, „ist schädlich und erniedrigt den Menschen“. Bei einer derartigen unnatürlichen Liebe sieht der Mensch nicht das volle Ebenbild des Geistes dessen, den er liebt, und er erkennt nicht, welch ein verwandtes

Indem der Vater (Gott) dem Engel diese Liebe verbot, weigerte er sich hiedurch, seine Liebe zu erwidern. Die Unzufriedenheit des Engels damit, daß er keine Gegenliebe seitens des Vaters, also unzureichende Liebe fand, findet ihren Ausdruck in der Phantasie Anna Schmidts über eine ihrer Seinsarten auf der Erde. Sie ist eine arme, heimatlose Waise. Ihr Vater mußte in den Krieg und hat sie verlassen;[1] die Mutter ist vor Kummer gestorben. Da hat sie die Gottesmutter bei sich aufgenommen, „ihre wahrhafte Mutter", Margarita und Christus, erfüllt von gegenseitiger unbeschreiblicher Zuneigung, lieben einander sehr. In dieser Sehnsucht zeigt sich nicht nur, daß sie mit der nicht genügenden Liebe des Vaters unzufrieden war, sondern auch die Realisierung ihres Wunsches, so von ihm geliebt zu werden, wie sie selber ihn liebte. Diese Enttäuschung an der Liebe des Vaters läßt sie in den Armen der Mutter Zuflucht suchen. „Der Engel", sagt Anna Schmidt, „beneidete Margarita um ihr Sein von Ewigkeit her". Ihn „quälte" diese ihre Überlegenheit über ihn, weil sie dank dieses Seins von Ewigkeit her untrennbar mit Gott verbunden war. Hievon abgesehen, konnte er es nicht ertragen, daß er „sein Sein einem andern verdanke", daß er nicht „wie der Vater sich selber verwirklichen könne" (41). Er wollte wie der Vater sein. Und wie der Vater wollte er der Schöpfer des Seins werden, doch wollte er nicht nur darum der Schöpfer des Seins werden, um wie der Vater zu sein, vielmehr wollte er das tun, um an seine Stelle zu treten, und darum „führte er in der Welt ein anderes Sein ein". Das war der Haß. „Es war ihm gleichgültig," sagt Anna Schmidt, „wozu das führen könnte, wenn er nur das Haupt irgendeines Seins wäre, das nirgends, von keinem früher erschaffen war", d. h. wenn er selber nur an die Stelle des Vaters träte. Er wollte wie der Vater im Hinblick auf die Mutter sein, und er wollte seine Stelle eben im Hinblick auf sie einnehmen. Als Raphael,[2] „getrieben von glühender Barmherzigkeit, ihn von dem Bösen zurückhalten, ihn zur Vernunft bringen wollte," sagt Anna Schmidt, „vergalt er es Ihm damit, daß er die Tochter Gottes und Margarita (die Mutter) schwer beleidigte". Er beleidigte sie damit, daß er „die künftige Schmach und Sünde Liebe nannte und

Bild in ihm selber bleibt, macht sich aber aus einigen fehlerhaften Anzeichen ein ganz falsches Bild von dem, den er liebt . . . „Wenn sich der Mensch dieser Liebe hingibt, so wird er krank."

1) Tatsächlich lebte Anna Schmidts Vater weit von ihr entfernt. Er war in Warschau angestellt, während seine Familie in Nishnij-Nowgorod lebte.

2) „Mein neuer Name ist Raphael, der himmlische Name des Sohnes . . . in Seiner unendlichen Wesenheit, wie Jesus Sein irdischer Name ist" (36).

hiedurch die Liebe lästerte". Die künftige Schmach und Sünde ist, wie später gezeigt werden wird, Adams und Evas Sündenfall, der darin bestand, daß Eva und dann Adam sich der „verbotenen Liebe" ergaben. Der Engel beleidigte also seine Mutter durch seine erotische Anhänglichkeit an sie. Von nun ab wurde er unversöhnlicher Feind einer jeden Liebe, „besonders aber", sagt A. N. Schmidt, „zwischen dem männlichen und weiblichen Geist, deren Urbild die gegenseitige Liebe des Sohnes und der Kirche ist" (42, 43) (des Vaters und der Mutter). Nicht also nur infolge des Wunsches, an die Stelle des Vaters zu treten, aus Eifersucht zu ihm, hat sich der Engel den Haß „erdacht", sondern ebenfalls aus Liebe zum Vater und aus Eifersucht zur Mutter, d. h. aus Eifersucht zu der gegenseitigen Elternliebe, die ihn zum Feinde einer jeden, insonderheit aber der geschlechtlichen Liebe machen.

Der Engel wußte nicht, als er in der Welt außer dem bekannten Sein (der Liebe) ein anderes (das des Hasses) einführen wollte, daß es schon früher von Gott geschaffen worden war. Nur Gott allein war es bekannt, daß der Haß nichts weiter ist als die andere Seite (die Umkehrung) des Seins (der Liebe), daß folglich Liebe und Haß die Erscheinungsformen derselben Wesenheit der Liebe darstellen. „Die Idee Gottes," sagt Anna Schmidt, „Gottes Seele ist Liebe" (23). Folglich ist deren Umkehrung Haß. In der Seele des Vaters war außer der Liebe auch von ihm selber erschaffener Haß vorhanden. Als der Engel „das andere Sein" in der Welt einführte, konnte er daher nur das schaffen, was schon früher vom Vater erschaffen worden war. Das ambivalente Verhalten des Engels zum Vater war somit eine Antwort auf ein ebensolches Verhalten des Vaters zu ihm, da aber „niemand je den Haß gesehen hatte" (42), ehe ihn der Engel „erdachte", so muß man glauben, daß die feindlichen Gefühle des Vaters zum Engel nur eingebildete waren, hervorgerufen durch das Fehlen der Gegenliebe seitens des Vaters. Daher entstand wohl auch bei Anna Schmidt das schon vorerwähnte Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit, als wäre sie eine arme, obdachlose Waise.

Als der Engel sich gegen den Vater empörte, war er drei Jahre alt; es hatten sich also schon im Alter von drei Jahren bei Anna Schmidt Liebe und feindliche Gefühle zum Vater ausgebildet. „Zum erstenmal", sagt Anna Schmidt, „vernahm die Geisteswelt, daß dereinst Schmach und Sünde sein würden", d. h. es erwachte in ihr zum erstenmal die erotische Zugehörigkeit zu ihrer Mutter, hervorgerufen durch ihre Enttäuschung in der Liebe des Vaters. Folglich muß sie schon damals ein Liebesverlangen

gegenüber dem Vater gehabt haben. Eben um dieselbe Zeit regt sich in ihr Protest gegen diese Gefühle. Die Liebe zur Mutter nennt sie „eine schwere Beleidigung der Tochter Gottes“ (der Mutter), und die feindlichen Gefühle zum Vater — „Bosheit, Scheußlichkeit, Unwahrheit“ (42). Es entsteht in ihr ein Konflikt zwischen ihren Gefühlen und Wünschen, ein Kampf zwischen ihrem Gewissen, das mächtig eine Vernichtung der unerlaubten Gefühle forderte, und ihres andern „Ichs“, das danach strebte, sie zu befriedigen. Ihre Persönlichkeit spaltet sich, und der Kampf, der daraus entsteht, setzt sich offenbar auch im reifen Alter fort, — der Engel war auch vierzig Jahre alt.

Die Bildung des Gewissens, des Ichideals, aus der Idealvorstellung, die sich der Mensch über seinen Vater bildet, beschreibt Anna Schmidt überaus lebhaft und anschaulich in dem Aufsatz „vom Zukünftigen“. „Von den Ideen ist aber nur eine gut und fruchtbar“, sagt sie, „das ist die Idee unserer Ähnlichkeit und der Notwendigkeit der Wiedervereinigung mit dem einen einigen Gott ... Virtuos, wie ein kunstreicher Schauspieler, verkörpert er in sich selber sein Idealbild. Er unterscheidet sich vom Schauspieler darin, daß dieser nie vollständig und für immer sich mit seiner Rolle identifiziert, während ein Mensch, der sein Ideal ‚spielt‘, sich mit ihm ‚identifizieren wird‘. Immer wieder zeichnet er sich, sich selber verbessernd, das Überflüssige fortwischend, Notwendiges hinzufügend ... Der Mensch strebt danach, so zu werden, wie Christus zum erstenmal auf dem Berge Tabor erschien.[1] Das war die Harmonie des Inhaltes und der Form, des Geistes mit dem Leibe; ein Gedanke, der auf seinem Fluge nicht gehemmt war, ein Gefühl, das in seiner Seligkeit nicht erkaltete, ein Wille, ein unmittelbar Gestalt werdender Gedanke; der Körper, leicht und frisch wie der Geist; der Geist — verschmolzen mit dem ganzen Leben des Leibes“ (6—8).

Zugleich mit dem sich bildenden Ich-Ideal in Anna Schmidt erwacht in ihr das Schuldbewußtsein wegen ihrer Sündhaftigkeit und das Verlangen, dafür bestraft zu werden: Der Engel muß für das begangene Verbrechen bestraft werden; er wird aus dem Paradiese vertrieben. Die Vertreibung des Engels über die Grenzgebiete des Himmels hinaus hat auch noch eine andere Bedeutung (Determinierung) — Vertreibung durch das Gewissen

1) Vgl. dazu Freud, Das Ich und das Es, 1923, S. 44: „Es ist leicht zu zeigen, daß das Ichideal allen Ansprüchen genügt, die an das höhere Wesen im Menschen gestellt werden. Als Ersatzbildung für die Vatersehnsucht erhält es den Keim, aus dem sich alle Religionen gebildet haben.“

der ihm unerwünschten Gefühle über die Bewußtseinsgrenzen hinaus. In Erwiderung auf die Beleidigung der Tochter Gottes (der Mutter) „schleuderte ihn der Vater (das Ich-Ideal) wie ein Blitz vom Himmel herab“, d. h. er unterdrückte in sich die verbotenen Gefühle: die Liebe und den Haß zum Vater. Und der verdrängte Haß verwandelt sich in übergroße Liebe: die Welt wird zum Paradies, zum Reich der triumphierenden Liebe.

Gott schafft Himmel, Erde, Wasser, er schafft das ganze Tierreich und alle Pflanzen, alles, was auf Erden lebt. Alsdann schafft er die Krone der Schöpfung, den Menschen, er schafft Eva, sein Weib. Die Schaffung der Frau Adams aus seiner Rippe muß bildlich verstanden werden, meint Anna Schmidt: „Er erschuf ihren Geist durch die Kraft der Tochter aus der ergänzenden Idee seines Geistes, gleichsam aus seiner Rippe“, d. h. der Schöpfer Evas, ihr Vater, ist Gott, ihre Mutter (die Schöpferin) — die Tochter Gottes[1] (61, 62). Auf Erden herrscht nun Glück und Seligkeit. Die Eltern wohnen fern im Himmel, die Kinder auf Erden, aber sie treffen sich und sie reden miteinander. „Krankheit und Tod waren unbekannt.“ Nirgends und mit niemand gab es Kampf und durch nichts störte einer den andern, vielmehr half und unterstützte ein jedes Sein das andere. Alles in der Natur stand einander bei, alle ihre Gesetze waren nicht auf Kampf und auf Widerstand gerichtet, sondern auf Anziehung, auf Neigung, auf Verkettung, auf gegenseitige Hilfe, auf Liebe. (63, 64).

Die gerade und die ungerade Liebe erhält nun wieder Bürgerrechte. Das Gesetz der fehlenden Freiheit in der Liebeswahl besteht unverbrüchlich.

Inmitten des Paradieses im Garten Eden pflanzte Gott unter anderen Bäumen den Baum des Lebens und den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen. Auch in diesen Worten der Heiligen Schrift erblickt Anna Schmidt einen bildlichen Ausdruck. „Der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen“, sagt sie, „war der nämliche (von A. N. Schmidt gesperrt) Baum, und das war Adam selber“ (60). Das heißt, der Baum der Erkenntnis war also Baum des Lebens, die geschlechtliche Liebe, nur war sie verboten, da Gott den Menschen verboten hatte, von diesem Baum zu essen.

Die Seligkeit im Paradiese dauerte aber nicht lange. Satan versucht Eva, sie solle vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen essen, und er gibt ihr das ein, was dereinst der Engel gesagt hatte, „daß ihr Glück

1) Vgl. S. 72: Margarita — die Mutter Evas.

nicht vollständig und nicht wahrhaft sei, da ihm die Freiheit zu wählen gebricht, denn sie ist glücklich, weil sie es nicht anders sein kann, weil sie nichts anderes kennt, als ihres Mannes Liebe“ (68). Die verbotene Liebe unterscheidet sich somit von der erlaubten durch die freie Wahl des Befriedigungsobjektes.

Die unterdrückten Gefühle regen sich wieder bei A. N. Schmidt in ihrem Unbewußten; sie quälen sie und verlangen nach Befriedigung. „Eva wollte scheinen“, sagt Anna Schmidt, „daß sie das alles selber dachte, aus eigenem Antriebe, daß diese Gedanken aus ihrem eigenen Innern aufsteigen, während sie doch unter dem äußeren, aber unsichtbaren Einfluß des bösen Geistes stand“, d. h. ihres Unbewußten.

Und da errichtete der böse Geist vor ihren Augen, um sie zu versuchen, das Wahrzeichen der Schlange, „die als erste das Lebensgesetz übertreten hatte“. Er zwang sie (die Schlange) „sich in ihrer Natur zu versehen“[1] (68).

Das Beispiel der Schlange, „die als erste das Gesetz der Natur durchbrach“, war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Koitus der Eltern, den Anna Schmidt in ihrer Kindheit belauscht hatte und der auf sie einen nie wieder auszulöschenden Eindruck machte. „Sie, nämlich Eva“, sagt A. N. Schmidt, „war zu allem bereit, selbst zu Unbekanntem und Gefährlichem, nur um diese aufdringliche Frage nach irgendeinem unerbittlichen Geheimnis loszuwerden“, indessen konnte sie sich von dieser Erinnerung nicht mehr lösen. Von diesem Augenblick an, da sie dieses Geheimnis erfahren hatte, obwohl sie es schon „nicht mehr brauchte“ und obwohl sie sich dazu „gleichgültig verhielt“, und „es ihr schließlich sogar widerlich geworden war“, empfand sie dennoch, daß sich etwas Neues in ihr regte, das nach Befriedigung verlangte. Dieses „gewisse Etwas ist es, das unbarmherzig und ununterbrochen fragt und sie nicht loslassen will, ehe sie eine Antwort gefunden hat“ (68, 69). Dieses gewisse Etwas, das unerbittlich und unaufhörlich in ihr wirkte, war die offenbar unter dem Einfluß der von ihr belauschten Szene des elterlichen Koitus erwachte Liebe zum Vater, Geschlechtsliebe, die an Stelle der infantilen Liebe getreten war und gebieterisch Befriedigung heischte. Und nun beginnt der Kampf zwischen ihr (dem Ich) und dem Ichideal, das ihr sein Veto entgegenhält. Der alte Konflikt lebt wieder auf. Dieser Kampf endet mit dem vollen Siege des

1) Es ist bezeichnend, daß sie die Geschlechtsliebe des Vaters zur Mutter als eine Durchbrechung des Grundgesetzes des Leibes betrachtet: die „Schlange“ selber konnte sich aus eigenem Antriebe „in ihrer Natur nicht versehen“ (die Eltern können das nicht tun — Freud).

bösen Geistes: Eva schmeckt von dem Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen. Der empörte Adam, voller „Eifersucht, Zorn und Rachgier" (70) folgt ihrem Beispiel. So kam es zum ersten Sündenfall.

Diesen Triumph ihrer Liebe, das Erleben der erotischen Emotionen der „ersten" (infantilen) und der sie dann ablösenden „zweiten" (geschlechtlichen) verbotenen Liebe beschreibt A. N. Schmidt mit ungemeiner Kraft und Hingabe in ihrem Tagebuch, das ihre intimsten Erlebnisse zum Ausdruck bringt. Es gibt, so sagt sie, eine Liebe zweifacher Art, — die eine Liebe (die erste) ist passiv, untätig, nicht produktiv, „sie vergaß sich in Träumereien und wirkte nicht. Die Tränen zitterten an ihren Wimpern, ihre Lippen brannten im Verlangen und infolgedessen verlöschte ihr Leben". Die Intensität der von ihr durchlebten Wonne hinderte sie daran, schöpferisch zu werden. Anna Schmidt nennt sie darum „eine abstrakte Idee", „ein Nichts". „Die flammende, wilde, unersättliche, bis zum Schmerz süße und bis zur Erschlaffung starke Liebe dieser Art", sagt sie, „konnte ihr Sein nicht hervorbringen." Das heißt, sie konnte nicht produktiv werden. „Sie hätte ihr Sein hervorbringen können, doch wollte sie sich nicht verringern, um ihre Wonnen nicht zu vermindern" (247). „Hätte sie sich in eigener Person an das Schaffen gemacht, so hätte sie hiedurch ihre Kraft geschwächt", d. h. die Intensität des Genusses. „Für das Schaffen", sagt sie an einer andern Stelle, „hätte weder ihre Selbstbeherrschung noch ihre Ruhe hingereicht . . ." „Infolge übermäßiger Kraft (des Genusses) war sie unfähig (schöpferisch zu werden) . . ." „Der Sturm ihrer Flamme ließ sie nicht einmal verstehen, wessen sie bedurfte." Gegenstand ihrer Liebe war sie selber. Das, was die erste Liebe mit solcher Leidenschaft geliebt hatte . . ., war ein Teil ihrer selbst (248). Damit diese Liebe hätte schöpferisch werden können, hätte sie „aus sich selber heraustreten", den Gegenstand ihrer Liebe „außerhalb ihrer selbst" erschaffen müssen.

Diese Liebe der Anna Schmidt zu sich selber ist nicht nur narzißtische, autoerotische Liebe: sie begreift auch eine andere Art Liebe in sich. Das, was ihre erste Liebe mit solcher Leidenschaft in sich selber geliebt hatte, sagt sie, war nicht sie selber, obwohl es ein Teil ihrer selbst war, (248), sondern ihre introjizierte Mutter: „Ihr Antlitz (Mariens Antlitz) . . . hatte die Züge und die ganze Gestalt der Tochter Gottes Allelujah, nur mit dem Unterschied des Ruhmes und der Schönheit . . . Darum war diese weibliche Gestalt . . ., die ein solches Antlitz hatte, fähig, mit der Tochter des Geistes dasselbe Wesen zu bilden." Und weiter: „Und

kaum hatte der Erzengel ausgeredet, da ließ sich der Geist der Tochter in ihr nieder und verkörperte sich in ihr, und die Tochter und Maria wurden zu einem Wesen des zweifachen, untrennbaren, unteilbaren, in einer Person verschmolzenen Geistes" (121, 122).

Was Anna Schmidt außer ihrem „Ich" an sich liebte, war also ihre Mutter. Ihre Liebe zu sich, die autoerotische Liebe, ist ohne Zweifel sexueller Art, und denselben Charakter trägt auch ihre Liebe zur Mutter. „Gott Vater", sagt Anna Schmidt, „geht aus Sich Selber aus ... in Gestalt Seiner dritten Seele, und diese Gestalt der dritten Seele Gottes, die bislang ganz geheim gehalten wurde, keinem auf Erden bekannt war, und von der man nur im Himmel wußte, das war die Gestalt der Tochter Gottes, der Jungfrau von Ewigkeit her (nach irdischer Vorstellung einundzwanzig Jahre alt)" (29).

Der Vater geht in der Gestalt der Tochter aus sich selber aus, er und die Tochter sind dasselbe, wiewohl sie nur einen Teil seiner dreifachen Seele bildet. Indem A. N. Schmidt in sich selber ihre Mutter liebt, sich mit dem Vater identifiziert, nimmt sie des Vaters Stelle im Hinblick auf die Mutter ein und liebt ihre Mutter mit echter sinnlicher Liebe.

„Die erste Liebe", sagt A. N. Schmidt weiter, „wollte das Sein erlangen, d. h. zu schöpferischer Liebe werden, und sie gelangte auch zum Sein, indem sie nichts von den Wonnen (ihrer Leidenschaft) dank dem Umstande verlor, daß sie sie (d. h. die Wonnen) nicht an einem Ort, sondern an zweien (Liebe zu sich selber und zur Mutter) erlangte, doch genügte das nicht, um zur schöpferischen Liebe zu gelangen." Indem sie sich ganz der ersten Lebensaufgabe zuwandte, begab sie sich zur Lösung der zweiten „aus sich selber heraus an einen dritten Ort ... Alsdann trat der Gebärende (Christus) aus Sich Selber, durch Sich heraus und erschien an einer dritten Stelle". Dieses tat Er, um ein neues Leben nach Seinem eigenen Bilde zu schaffen. Und am dritten Ort erschuf die äußerste, höchste Stufe der Liebe das niederste Wesen, nach seinem eigenen Bilde, „einen Geist, wie er in Frauen lebt" (248).

Die Braut, die Geliebte, das Weib des Gebärenden (Christus) ist sie auch, sie, die Braut Wladimir Solowjows und des „Juden", den sie in der Kapelle traf; doch war sie nicht ihre Braut, sondern die Braut des in ihnen reinkarnierten Christus.

Indem Anna Schmidt ihre Liebe auf das eingebildete Objekt überträgt, stattet sie es mit ihren eigenen Empfindungen aus: „Der Gedanke an eine nichtschöpferische Liebe", sagt sie, „war für Christus furchtbar. Wenn Er

mitunter einige Augenblicke lang die Möglichkeit des ‚Verweilens der Liebe nicht im Sein' zugibt, so nur darum, damit dieser für Ihn qualvolle Gedanke Seine Liebe desto intensiver gestaltete. Keinen Augenblick der Verzweiflung wegen des Nichtseins duldete der Sohn ... Der Gedanke, die Vorstellung allein, nicht zu sein, bringt Ihn in Verzweiflung, in Entsetzen (für einen Augenblick), doch ruft Er selber ununterbrochen in Sich und in der Geliebten eine solche Verzweiflung hervor, weil infolgedessen die Freude (Liebe) noch stürmischer in ihnen entbrennt, ihr Wunsch wird noch stärker (angespannter), die Liebe (Liebkosungen) noch feuriger, und der gegenseitige Hunger (quälender Hunger) wird reichlicher befriedigt, der gegenseitige (brennende) Durst wird kühler gelöscht" (249, 250). Ebenso stark masochistisch ist auch die Liebe Anna Schmidts zu ihrer Mutter: die Mutter quälte sie, zwang sie unverdienterweise stundenlang zu knien, entzog ihr die Freiheit und verbot ihr sogar die harmlosesten Vergnügungen; nichtsdestoweniger vergötterte sie ihre Mutter und küßte ihr demütig die Hände.

Der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen ist somit die Inzestliebe, deren Befriedigung — Sünde (Sündenfall). Und diese Sünde wurde zur Erbsünde, wurde auf das ganze Menschengeschlecht übertragen. „Die Materie ihres (Adams und Evas) Geistes", sagt Anna Schmidt, „hat sich verändert ... Das war eine neue Art Geist, ein kranker, menschlicher Geist. Diese Veränderung seines Lichtes ereignete sich infolge eines bösen Keims, der in seine Idee (Liebe) eingedrungen war, und mit dieser Beimengung der Ansteckung des Bösen mußte er sich weitervererben, sich auch auf deren Kinder übertragen. Den Keim des Bösen in sich zu vernichten, dazu waren weder sie selber noch ihre Kinder aus eigenen Kräften imstande; selbst um ihn nur im keimhaften Stadium zu erhalten und zu verhüten, daß er überhand nehme und das Gute in ihnen überwucherte, selbst dazu war ein ununterbrochener Kampf gegen ihn und unermüdliche Wachsamkeit erforderlich; dieses allein genügte, um ihr ganzes Leben zu vergiften und all ihr Glück zu untergraben" (70).

Und da begann der Mensch zu sündigen, ererbtermaßen infolge der ersten Sünde, „unbewußt, ohne zu verstehen, was er tat" (75), sagt A. N. Schmidt.[1] So wurde denn diese Sünde sein Verhängnis, sein unvermeidliches Schicksal,

1) „Und ihrer (der bösen Geister) Werk war es," sagt sie an einer anderen Stelle des ‚dritten Testaments', „daß der Mensch aufhörte, die Gesetze seines Geistes zu kennen und sich dem Fleische nach von ihnen (den Engeln) entfernte, nachdem er von dem Baume der Erkenntnis geschmeckt hatte, der für alle Nachfahren Adams

das Sophokles mit so unnachahmlicher Kunst im Ödipus geschildert hat, der seinen Vater tötet, ohne zu wissen, daß es sein Vater ist, und seine Mutter heiratet, ohne seine Verwandtschaft mit ihr zu mutmaßen.[1]

Zur Strafe für ihre Sünden vertrieb Gott Adam und Eva aus dem Paradiese. Er sandte ihnen und zugleich mit ihnen der ganzen Menschheit Not, Entbehrung, Leiden, Krankheit und Tod.

Gleich nach dem Sündenfall erwachte in Eva Reue, Gewissensbisse und das Gefühl „brennender Scham" wegen des begangenen Fehltrittes, „und Scham, aber diesmal schon echte Scham," sagt A. N. Schmidt, „die sich verwirklichte, und es peinigte sie nicht nur eine Warnung des Gewissens wegen möglichenfalls eintretender Scham" (69). Voller Verzweiflung und Kummer beschließen Adam und Eva, ihrem Leben ein Ende zu machen, um sich wieder die Unsterblichkeit zu erringen und in das Paradies zurückzukehren, aber der Cherub mit dem Flammenschwert hindert sie daran, das zu tun. „Er mußte", sagt A. N. Schmidt, „jeden Versuch Adams und Evas, sich das Leben zu nehmen, verhindern" (74).

Die Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradiese hat man bildlich zu verstehen, meint A. N. Schmidt. Einen Garten Eden als Paradies gibt es nicht und hat es nie gegeben. Jener Fleck Erde, der für sie das Paradies war, hörte es auf zu sein, als nach dem Sündenfall das Paradies vom Bösen angesteckt wurde. Der Cherub mit dem Flammenschwert war unsichtbar und hütete nicht irgendeine bestimmte Stelle der fleischlichen (d. h. der körperlichen) Welt, sondern den Eingang in die nicht fleischliche (d. h. in die geistige) Welt, „den Weg zum Baum des Lebens". Mit anderen Worten, Evas Vertreibung aus dem Paradiese und ihr Wunsch, in die Welt, „die ihr als die einzige erschien, in der es für den Menschen ein Glück geben konnte" (74), zurückzukehren, ist ihr innerer Kampf mit sich selber, mit ihrem Unbewußten, mit dem „unsichtbaren Cherub mit dem Flammenschwert", mit ihren unbewußten Inzestwünschen.

Das Schwert erscheint als Symbol des Penis, das flammende Schwert als Symbol des erigierten Gliedes. Der Cherub mit dem erigierten Gliede hindert sie — wie einst die Schlange (der Vater) Eva mit dem Bruch des Gesetzes der Liebeswahl versuchte — auf dem Wege weiterzugehen, der zum Baum des Lebens, zu der erlaubten Geschlechtsliebe, hinführt.

---

zum Baum tiefer Nichterkenntnis (von A. N. Schmidt gesperrt) ihrer selbst geworden war" (97).

1) Bekanntlich hat Freud auf diese Bedeutung der Ödipus-Tragödie in seiner „Traumdeutung" hingewiesen.

Er hält sie in der Welt des Bösen zurück, dem sie sich ergeben muß, dem sie nicht entrinnen kann, da die Sünde nach dem Sündenfall zum Verhängnis, zum unvermeidlichen Schicksal eines jeden Menschen geworden war. So ist denn Evas Vertreibung aus dem Paradiese ein Kompromiß, der zwischen zwei in ihr einander widerstreitenden feindlichen Kräften geschlossen wird, der so aussieht, als wäre es ein Sieg des Ichideals, während es in Wirklichkeit aber eine Befriedigung des Wunsches des „Ich", der Inzestliebe ist. Dieser Kampf des Ichideals mit dem Ich, sein scheinbarer Sieg, der die Befriedigung der Wünsche des Ich verbirgt, zieht sich als roter Faden durch das ganze „dritte Testament", das in symbolischer Form den unbewußten Erlebnissen A. N. Schmidts Ausdruck verleiht.

Ein solcher Kompromiß zwischen Ichideal und Ich ist der Kampf Gottes mit dem Engel, wenn der Engel, unzufrieden „mit dem Anfang des Lebens", sich gegen Seine Autorität erhebt. Er hat Margarita schwer beleidigt, die Liebe gelästert, indem er kommende Scham und Sünde Liebe nannte. Der Vater (das Über-Ich) stürzte wie ein Blitz den Engel vom Himmel, d. h. er unterdrückte in sich die Inzestliebe. Und in der Welt begann das Paradies, der Triumph des Ichideals, — Gottes schöpferische Arbeit, die Erschaffung des Himmels, der Erde, alles Lebens auf der Erde, — aber Gottes schöpferische Arbeit wurde nicht von ihm allein, sondern zusammen mit Seiner Tochter Margarita vollbracht (42).

„Auf diese Weise", sagt Anna Schmidt, „erzeugte der Sohn Gottes, der durch Margarita der Stammhalter jeglichen Geistes war, und aus dessen Licht die ganze lebende und tote Natur erschaffen war, aus Sich Selber auch die Materie, die dann in der Folge die körperliche Welt bildete . . . Der Vater erschuf alles Erschaffene durch Seinen Sohn aus dessen Lichtemanationen, alles Geborene aber gebar Er durch Seinen Sohn und verlieh Ihm das Leben durch Seine Tochter, welche die weiblichen, geraden Geister aus der Idee (der Liebe) der erzeugten männlichen erschuf."

Der augenscheinliche Triumph des Ichideals gewährt somit völlige Befriedigung der erotischen Anhänglichkeit der Tochter an den Vater, ihrer Inzestliebe zu ihm.

Anna Schmidt identifiziert sich mit der Welt. Sie und die ganze Menschheit ist ein und dasselbe. Nach Adams und Evas Sündenfall wächst das Böse in der Welt und erreicht riesenhaftes Ausmaß: „Jedes Fleisch geht irre auf seinem Wege." Da sandte Gott (das Ichideal) die Sintflut zur Strafe der Menschheit. Nur Noah rettet sich in die Arche mit einem Teil der Menschheit, mit den „Überresten alles Lebens", d. h. der Teil des

„Ich“ der Anna Schmidt wird gerettet, der dem Bösen nicht erlag. „Der erste Mensch“, sagt Anna Schmidt, „durch den das Gute den Sieg in der Welt errang, war Noah“ (110). Und Gott schloß mit ihm (mit Noah) eine Versöhnung in Seinem Regenbogen (Urbild der Kirche), d. h. in Margarita ereignete sich die Versöhnung ihres Ichideals mit ihrem Ich. Noah wird zum Stammvater der vom Bösen gereinigten Erde, aber der Triumph des Guten dauert nicht lange: wieder reckt das Böse seinen Kopf hoch, und wieder beginnt der Kampf mit ihm. „Da die Menschen fühlten, daß ihr Leben auf Erden nicht gut ist, beschlossen sie, das frühere Paradies einzurichten, einen Turm und eine Stadt bis an den Himmel zu bauen; aber Gott (der Vater) hinderte sie an diesem Vorhaben. Er zerstreute sie über die ganze Erde, und sie mußten mit dem Bau der Stadt und des Turmes aufhören. Dieses tat Gott,“ sagt A. N. Schmidt, „weil dieses Paradies nicht ein geistiges Paradies, sondern ein fleischliches Paradies war, da das Fleisch darin über den Geist triumphierte“ (107).[1] Wie dereinst der Cherub mit dem Flammenschwert (der Vater mit dem erigierten Penis), so hält Gott, d. h. wiederum der Vater, es in der Welt des Bösen zurück. Mit dem scheinbaren Triumph des Über-Ichs, welches das Ich von seinem Übergang in das „fleischliche Paradies“ zurückhält, wird der Triumph des Ich, der Inzestliebe, verdeckt.

Und wieder beginnt der Kampf des Guten mit dem Bösen, derselbe unermüdliche Kampf, der Anna Schmidts Worten zufolge ausreicht, um das ganze menschliche Leben zu vernichten und ihm sein ganzes Glück selbst dann zu vergällen, wenn das Böse nur erst keimhaft da ist. Um diesen Keim des Bösen zu vernichten, muß man ihn, sagt Anna Schmidt, da er erblich ist, ebenfalls „erblich“ vernichten durch die Geburt einer neuen Menschheit von Raphael[2] und Margarita. Diese Wiedergeburt der Menschheit ist ihre Taufe. Die Taufe auf Erden durch Eintauchen in Wasser[3] ist das Urbild der Wiedergeburt des Menschen, die in der Versenkung des Geistes und der Seele des Menschen in Margarita — der Kirche — durch Christus besteht . . . „Das Erscheinen des kindlichen Geistes und der Seele des Neugeborenen im Inneren Margaritas erfolgt

1) Dieses frühere Paradies, das A. N. Schmidt „den Weg zum Baum des Lebens“ genannt hat, die einige Welt, in der das menschliche Glück wohnt, nennt sie nun das „fleischliche Paradies“, indem sie hiedurch offenbar ihren Wunsch, in der Welt des Bösen zu bleiben, rationalisiert.

2) Raphael und Jesus sind dasselbe Wesen (81).

3) Vgl. „Traumdeutung“ — Bedeutung des Wassers als Symbol der Mutterschaft.

durch ihre Verbindung mit Christus" (82). Sie (Margarita) war seine angestammte Frau wie auch seine urewige Wesenheit, ebenso wie . . . der menschliche Geist. „Wäre Margarita nicht ein solcher Mensch wie Er mit menschlichem Geist außer ihrem Sein, das von Ewigkeit her da war, und mit einer tierischen Seele, so hätte Er nicht durch sie nur in dem Urewigen allein die ganze Natur des Menschen wiedergebären können, er kann aber seine Kinder nur wiedergebären, wie er sie auch nur gebären kann durch Seine Frau . . ." (81).

Die Taufe ist folglich eine Reinigung der Menschheit vom Bösen, der Sieg des Ichideals über das Ich, ein Kompromiß, den die beiden in Anna Schmidt miteinander kämpfenden feindlichen Mächte eingegangen sind, indem bei scheinbarem Triumph des Ichideals die Befriedigung der erotischen Bindung des Ich an den Vater verborgen wird. Die Taufe hat aber nicht alles Böse vernichtet: sie hat es nur im Neugetauften getilgt, außerhalb seiner fährt es fort zu existieren, darum hat das Böse den Menschen wieder angesteckt, und er begann wieder zu sündigen, „nicht aber erblich," sagt Anna Schmidt, „sondern persönlich auf seine eigene Rechnung" (87), d. h. vermutlich nicht unbewußt wie in der Kindheit, sondern bewußt, indem er sich von seinen Gefühlen Rechenschaft ablegt.[1]

Und aufs neue beginnt der Kampf des Guten gegen das Böse. Gott, der die von Ihm dem Menschen verliehene Willensfreiheit nicht stören will, und der nur das Gute schätzt, „das frei von Seinen Kindern gewählt wird", mischte sich nicht ein in den Kampf des Menschen mit dem Bösen; da aber die Neigung zum Bösen von der Erbsünde her in dem Menschen auch nach der Rechtfertigung noch wirksam, und das Böse noch sehr mächtig war, war Gott „überzeugt", daß, wenn er es dem Menschen anheim gäbe, allmählich gegen das Böse anzukämpfen, das Böse triumphieren und die ganze Welt überschwemmen würde. So war denn Gottes beständige Sorge, sagt Anna Schmidt, von zweifacher Art: dem Bösen nicht das Übergewicht zu geben und danach zu streben, daß der Kampf gegen das Böse zu einer Zerstörung und Umgestaltung der Welt führe. Darum auch muß der Mensch dem Bösen ein so starkes Übergewicht verleihen, „damit infolge seines hartnäckigen Kampfes gegen das Böse die Welt in ihre Bestandteile zerreißt" (102, 103).

---

1) Der abgefallene Engel war vierzig Jahre, und er war auch drei Jahre alt; es ist möglich, daß Anna Schmidt in reiferen Jahren Augenblicke gehabt hat, da sie ihre Gefühle verstand und bewußt dagegen ankämpfte.

Schon die Sintflut war ein Vorbote des Todes, aber damals ereilte der Tod nur beseelte und unbeseelte Wesen, jetzt aber sollte der Tod die Welt selbst, die ganze Welt in ihrer Gesamtheit treffen. Der Kampf des Guten und des Bösen sollte in der „Weltmaterie" stattfinden, die durch die Lichtemanationen des Menschen „in den einfachsten Bestandteilen", in „verdichteten, geistigen Lichten" weitergegeben wird. „In ihnen muß", so sagt Anna Schmidt, „der wahnsinnige Zusammenprall zweier Prinzipien des Denkens, des Guten und des Bösen, aus dem es sich zusammensetzt, erfolgen, und infolge dieses inneren Zusammenpralls wird die Welt zerfallen" (103). Gott aber schuf aus dem verdichteten geistigen Licht und aus den Lichtemanationen Margaritas die körperliche Welt; folglich ist „die Weltmaterie, die durch Lichtemanationen des Menschen übertragen wird", die Geschlechtsliebe überhaupt, die auch die Geschlechtsliebe des Menschen in sich schließt. In der Geschlechtsliebe des Menschen sind also „zwei Elemente des Denkens", das Gute und das Böse, der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen, die erlaubte und die verbotene Liebe, mitinbegriffen. Nach der Zerstörung der Welt wird „das verdichtete geistige Licht", „das einfachste Element der Welt", die Geschlechtsliebe „von der Ansteckung gereinigt sein" — vom Bösen, von der verbotenen Liebe, und aus dem Guten, das nun vom Bösen gesondert ist, „erschafft Gott ein neues irdisches Paradies, das reiner und herrlicher ist als das erste" (103). Aber der Kampf der beiden Prinzipien des Denkens ist ebenfalls ein Kampf Gottes gegen den Satan, der Finsternis mit dem Licht; — die Finsternis ist aber des Lichtes „Umkehrung" (87 und 42). „Jeder lichte Geist von engelhafter Natur", sagt A. N. Schmidt, „hat in der Welt der Finsternis seine Umkehrung." Finsternis und Licht, Haß und Liebe, sind Erscheinungsformen derselben Wesenheit — der Liebe. Und in dieser Wesenheit hat der Haß (der Destruktionstrieb) das Übergewicht über die Liebe (den Erhaltungstrieb); infolge „dieses inneren Zusammenpralls zweier Prinzipien des Denkens" muß die Welt bis in ihre tiefsten Tiefen zerfallen und zerstört werden (103). Dieser Desexualisierung des Triebes durch Umbildung der erotischen Regung in eine sadistische bedient sich das Über-Ich zwecks schonungsloser Verfolgung des armen „Ich": die Welt „muß zerplatzen", sie muß in Teile zerfallen. Der Tod muß jetzt „die Welt selbst", die ganze Welt in ihrer Totalität ereilen.

Anna Schmidt fürchtet den Tod aber nicht; im Gegenteil, sie erwartet ihn voller Ungeduld. „Nicht jeder", sagt sie, „kann eine solche Sehnsucht nach dem Tode empfinden, wie Margarita . . . Jeden Tag, jede Stunde

ihres Lebens auf Erden quält sich Margarita in Sehnsucht, und sie trägt ihr Leben wie ein schweres Kreuz aus Gehorsam gegen Gott, aber keinen Augenblick wünschte sie es noch mehr zu verlängern, als erforderlich ist, um zum Tode bereit zu sein; der Tod ist für sie die Krone ihrer irdischen Wünsche, der strahlende Tag, an dem ihre Vertreibung und ihre Trennung von Gott ein Ende hat . . .“ A. N. Schmidt sehnt sich nach dem Tode und kann sich nicht genug tun in dieser Erwartung, weil der Tod für sie die symbolische Ausdrucksform der Realisierung ihres Wunsches, mit Christus vereinigt zu werden, ist. „Der Tod ist der Weg in jene Welt, wo Christus lebt, und das Mittel zur Vereinigung mit ihm . . .“ (205). Und nicht nur ihr eigener Tod, sondern auch der Tod eines jeden Menschen hat für sie die Bedeutung ihrer Vereinigung mit Christus: bestand doch ihr Geist aus der völligen Totalität aller menschlichen Geister.

Als am 31. Juli 1900 Wladimir Solowjow — in dem, wie Anna Schmidt glaubte, Christus inkarniert war — starb, verfiel sie in völlige Verzweiflung. Sie dachte, nun wäre alles verloren, aber ihre Verzweiflung währte nicht lange. Sie beruhigte sich bald bei dem Gedanken, daß Wladimir Solowjow „im unverweslichen Leibe lebt“, folglich nicht sterben kann. In einer mystischen Offenbarung erfuhr sie, daß am Todestage Wladimir Solowjows, am 31. Juli 1900, ihr Geliebter empfangen worden war, und daß er nach neun Monaten vom Tode Solowjows an gerechnet, am 30. April 1901 geboren werden würde. „Bald darauf aber“, sagt Anna Schmidt, „offenbarte mir Gott, daß mein Geliebter zum letztenmal vor dem Ende der Welt neun Monate nach Wladimir Solowjows Tode geboren werden würde. Das bedeutet, daß er am 31. Juli 1900 empfangen war.“ Der Akt des Todes Wladimir Solowjows wird von A. N. Schmidt als ein Geschlechtsakt, den sie mit ihm eingegangen ist, aufgefaßt. Aus dieser Verbindung, so sagt sie, muß ihr Geliebter geboren werden. Sie ist aber Braut und Geliebte Christi. Wenn aus ihrer Verbindung mit Wladimir Solowjow Christus geboren werden soll, so identifiziert sie diesen, sofern sie Wladimir Solowjow mit dem Bilde des Sohnes identifiziert, mit dem Vater.

Diese Verbindung der Tochter mit dem Vater ist auch das von Gott erschaffene, „von jeder Ansteckung“ gereinigte, „neue irdische Paradies, reiner und herrlicher als das erste“. Wie jede fixe Idee, so erscheint die unterdrückte Inzestliebe immer wieder, und jedesmal endet der Kampf mit dem Ichideal mit einem Kompromiß, dem scheinbaren Siege des Über-Ichs, der die völlige Befriedigung der Wünsche des Ichs verbirgt.

Dieser Kampf „der beiden Prinzipien des Denkens“ in der „Weltmaterie“

hat noch eine andere Determinierung: es ist das der Kampf der autoerotischen Liebe mit der in Anna Schmidt erwachten Geschlechtsliebe.

„Das Nichtsein", „die untätige Liebe", die Liebe, die außer sich selber keine andern Objekte der Liebe finden kann, die erste Liebe, die sich selber nicht verwirklichen, um so weniger aber das erschaffen konnte, worauf ihr Wünschen gerichtet war" (248), diese auf sich selber konzentrierte, von der Welt der Objekte abgewichene Liebe, die eine Welt ohne Objekte erschaffen hat, vernichtet die Welt, zerstört sie, — das ist der Sinn der Lehre A. N. Schmidts über den Weltuntergang.

In einer Reihe mit diesem Gedanken über die Weltkatastrophe findet sich ein paralleler Gedanke: der Wunsch, daß diese Welt untergeht, daß die Welt, die dank der Konzentration der ersten Liebe auf sich selber, der Abkehr der Libido von den Objekten der Außenwelt erschaffen ward, zugrunde geht. „Je schneller die Welt zerstört wird," sagt sie . . . „desto besser. Die baldige Vernichtung der Welt ist eine große Gnade." Die Vernichtung dieser Welt ist für sie auch Vernichtung „der ersten Liebe", eine Möglichkeit des Überganges in eine andere Welt, in eine andere Liebe. „Ich wiederhole euch: betet für mich, arbeitet für mich, zerschlagt den Deckel des Sarges, in dem ich lebendig eingeschlossen bin, damit ich froh die Luft der Lebenden einatmen kann . . .", sagt sie (258).

Wie bereits oben vermerkt war, identifiziert Anna Schmidt sich selber mit der Welt. Die Welt und sie — das ist ein und dasselbe. Sie hat in sich den unwiderleglichen Beweis dafür gefunden, schreibt sie dem Priester Johann von Kronstadt, daß sie der ökumenische Geist ist, d. h. daß ihr Geist aus der vollen Totalität aller menschlichen Geister besteht, die in den Bestand der Kirche Christi eintreten können . . . „Nicht für irgendeine Repräsentantin der Kirche im menschlichen Sinne hält sie sich selber, sondern für die Kirche, für die lebendige und personifizierte Mutter ihrer Kinder selbst . . . Die Kirche ist nicht nur eine abstrakte Vorstellung. — sie hat ein lebendiges Geistantlitz, ist Geistleib . . . Die Kinder der Kirche sind ebenfalls alle in eins versammelt im lebendigen Leibe ihrer Mutter . . ." (241). „Die Sophia" (ebenfalls sie selber), sagt sie an einer anderen Stelle, „. . . begreift als Weltseele in sich auch den ganzen wahrhaften Gehalt der materiellen Welt und die ganze niedere Menschennatur, deren Christus teilhaft war, damit aber begreift sie auch Ihn Selber, als Menschen, in sich" (20). Anna Schmidt identifiziert sich mit der Welt, und die Wesenheit der Welt, sagt sie, ist die Liebe, „der Engel der Kirche in Philadelphia ist Margarita, der Geist Gottes;

Seine Idee ist die Liebe der Braut und der Frau ..." (175). Die Welt ist sie, die Wesenheit der Welt, ihre Wesenheit ist Liebe, die Liebe „der Braut" und „der Frau", die Erlösung der Welt ist ihre Erlösung, die Erlösung ihrer Liebe, der Liebe „der Braut und der Frau", der „fleischlichen (zweiten) Liebe".

Die erste Liebe vermochte „ihr Sein nicht hervorzubringen", und „infolgedessen erlosch ihr Leben". Die auf sich selber konzentrierte, autoerotische Liebe (erste Liebe) entfernt sich von der Welt; infolgedessen wird die Erde leer und geht zugrunde. Die Welt (d. h. sie selber) muß gerettet werden; sich (d. h. die Welt) retten kann man nur durch Erschaffung einer neuen Welt, der Welt einer neuen Liebe, „der Liebe der Braut und der Frau", d. h. der zweiten Liebe (der Genitalliebe); darum ist A. N. Schmidts Verzweiflung bei dem Gedanken an die Möglichkeit einer Nichtverwirklichung dieser Liebe so groß: „Das war auch der äußerste, höchste Grad der Verzweiflung, über den hinaus es gar keine Verzweiflung gibt" (248). Und diese Liebe nun entschließt sich „zu sein". Die Libido reißt sich von sich selber los, geht auf das eingebildete Objekt, auf Christus, über und gelangt, um mit Freud zu reden, unter den Primat der Genitalzone, deren Ziel Fortpflanzung ist. An Stelle der untergegangenen Welt wird eine neue Welt der Liebe der Braut und Frau erschaffen, eine Welt der zweiten Liebe, eine Welt des Himmelreichs. Nun kommt es zu einer „Auferstehung" alter, kindlicher Phantasien, zu einer Verwirklichung infantiler Wünsche, — zu der Verbindung der Tochter mit dem Vater (mit dem Sohne Gottes). „Der Sohn Gottes und Seine Frau", sagt sie, „sind miteinander nach dem allgemeinen Gesetz des geistigen Paares durch Verlobung und Taufe des Einen im Andern mittels Seiner Schichten verbunden. Die Schichten des Sohnes Gottes sind zwiefacher Art, und in ihre Mitte ist je eine Schicht des Vaters und Seiner Schwester (d. h. Anna Schmidts) eingebettet. Und jede dieser zwiefachen Schichten wird abgelöst durch ein Verlöbnis mit einer Schicht seiner Frau" (32), (d. h. wieder mit ihr selber). „Sein Name aber (des Heiligen Geistes), bislang verborgen — ist die Tochter Gottes (inkarniert in Maria bei der Verkündigung des Erzengels)" (274)[1], sagt sie an einer anderen Stelle. „Aus dieser Verbindung wird eine unabsehbare Zahl von Kindern geboren. Sie (Margarita), die einzige der auferstandenen Frauen, wird einen Sohn noch vor der völligen Vereinigung ihres Fleisches mit ihrem Mann gebären; darum

1) Anna Schmidts Sperrdruck.

wird sie als einzige von ihnen nach der völligen Verbindung mit ihm solche Kinder gebären, die sie vor ihrer Auferstehung nicht empfangen hatte."

„Ihr Erstgeborener wird nur aus ihrer Verbindung dem Blute nach geboren, während die andern Kinder aus der Verbindung sowohl von Fleisch als von Blut geboren werden. Sie wird deren zwölf haben . . ." (100).

„Der erste Mensch, der in der Auferstehung geboren wird, wird der Sohn Jesu Christi sein . . ."

„Dieser ihr Sohn wird der Stammhalter der künftigen Menschengeschlechter sein" (98).

„. . . Die geistige Natur des Paradieses Gottes wird verschmelzen mit der fleischlichen Natur des Paradieses der Menschen, und Himmel und Erde werden an einer Stelle sein, und Gott wird an einer Stelle sein mit den Menschen . . ." „Wohnstätte der auferstandenen Menschheit wird eben dieselbe Erde sein . . . aber . . . sie wird gleich sein dem jetzigen Himmel, dem Paradiese Gottes, mit dem sie ganz verschmelzen wird . . ."

Diese Erde, dieses himmlische Paradies ist wiederum sie selber, aber nun schon als Mutter, die Kinder hat. „Diese künftige Erde", sagt sie, „. . . ist die Kirche — Margarita selber mit ungezählten Tausenden von Kindern in ihrem Inneren" (99).

Auf diese Weise hat die erste Liebe ihren Wunsch „zu sein", d. h. zur Geschlechtsliebe zu werden, deren Ziel Fortpflanzung ist, verwirklicht: das Reich Gottes auf Erden und das Himmelreich sind nichts anderes als Verwirklichung in der Phantasie der kindlichen Sehnsucht einer Verbindung der Tochter mit dem Vater (Christi mit Margarita) und Realisierung der Sehnsucht nach Mutterschaft.

> Augenblick, geschwundener, nahte uns unhörbar,
> Streifte alles Hüllende von dem Aug' zurück . . .
> Sichtbar ward das Ewige und das Unzerstörbare,
> Und das Jahre Währende ward zum Augenblick.[1]

*

Verständlich wird nun, warum A. N. Schmidt von sich selber so redet, „wie keine Königin über sich zu denken wagen würde". Sie spricht so von sich selber, weil sie krank ist, und weil ihre Krankheit echter Wahnsinn ist, Paranoia.

---

1) Wladimir Solowjows Gedicht: „Les revenants".

Die normale Entwicklung ihrer Libido wurde bereits in ihrer Kindheit gestört. In sehr jungen Jahren, vermutlich als sie drei Jahre alt war (der Engel war drei Jahre alt), bildete sich in ihr der vollständige Ödipus-Komplex: erotische Anhänglichkeit, Eifersucht und feindseliges Gefühl zum Vater und eine ebensolche Anhänglichkeit an die Mutter. Das Über-Ich verdrängt in ihr die verbotenen Gefühle: „der Vater stürzte wie ein Blitz den Engel vom Himmel". Bereits als sie drei Jahre alt war, ereignete sich bei Anna Schmidt ein Konflikt zwischen ihren Gefühlen und Wünschen, der dann zu einer Spaltung ihrer Persönlichkeit führte. Es bilden sich in ihr zwei miteinander kämpfende seelische Instanzen: das Ich-Ideal und das Ich. Und von nun ab wird sie ein unversöhnlicher Feind einer jeden Liebe, besonders einer solchen Liebe, deren „Urbild" „die gegenseitige Liebe des Sohnes Gottes und der Kirche ist", einer solchen Liebe, wie sie zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geist zu bestehen pflegt.

Folglich ist das Urbild der gegenseitigen elterlichen Liebe (des Sohnes Gottes und der Kirche), „das Beispiel der Schlange, die zum erstenmal das Gesetz des Lebens durchbrach", der elterliche Koitus, jenes Trauma, das zwar Eva versucht hatte, aber auch als Ursache ihrer Erkrankung diente. Es nötigte Anna Schmidt, nicht nur ihre Inzestliebe, sondern auch die Geschlechtsliebe zu unterdrücken, nötigte sie dazu, eine unversöhnliche Feindin jeder Liebe, besonders aber der Geschlechtsliebe zu werden, „einer solchen Liebe, welche zwischen dem männlichen und weiblichen Geist zu bestehen pflegt", und wurde die Ursache der Entziehung der Libido von den Objekten der Außenwelt.

Dank diesem Umstande auf eine infantile Stufe der Entwicklung regredierend, speichert sich die Libido auf, ohne einen Ausweg zu haben, erreicht ein gewaltiges Ausmaß und ungewöhnliche Intensität, wird „flammend, wild, unersättlich", wie Anna Schmidt sie selber schildert. Gegenstand dieser Liebe ist das eigene Ich. Es ist natürlich, daß dieses Ich sich vergrößert und ebenso ein gewaltiges Ausmaß annimmt wie die darauf gerichtete Leidenschaft. Hier ist der Ursprung ihres Größenwahns. „Gott hat mich zu seinem Werkzeug erwählt," sagt Anna Schmidt, „um durch mich zum drittenmal Seine Offenbarung und Seinen Willen Seinen Menschen zu verkünden und sie zu Seinem großen Werke aufzurufen. Zum erstenmal hat Er zu Seinem Volke Israel durch Moses geredet . . . Zum zweitenmal ist Er selber in Israel erschienen . . . Nun will Er durch mich wieder Sich an die verlorenen Schafe aus dem Hause Israel und auch an die anderen

Schafe wenden . . ., darum hat Er mir auch den Auftrag erteilt, den Menschen viele Geheimnisse zu enthüllen . . . Ich aber, der Er dieses aufgetragen hat, ich bin die Kirche Christi, die einige und lebendige, der ökumenische und apostolische Geist" usw.

Anna Schmidts Libido ist narzißtisch an ihre eigene Person fixiert, der Übertragung auf Objekte nicht fähig. Ihr Leben ist (was die biographischen Nachrichten über sie bestätigen) ohne Herzensneigungen abgelaufen; sie zeichnete sich durch große Keuschheit und sittliche Reinheit aus. Jeder Wunsch, zu gefallen, ging ihr ab, und daher verhielt sie sich überaus nachlässig gegen ihr Äußeres und interessierte sich gar nicht für ihr Aussehen. So begab sie sich beispielsweise auf einen Ball im Konservatorium in einfachen Nachtpantoffeln, und es war unmöglich, sie zu bewegen, sich was Besseres anzuziehen. Als sie einmal in eine andere Stadt zu einer Versammlung reisen mußte und sie nicht gleich ihren Hut finden konnte, setzte sie das Hütchen der kleinen Tochter ihrer Bekannten auf und reiste so ab. Wenn ihr die Schuhe von den Füßen fielen, pflegte sie sie mit einer Schnur festzubinden. Ihre Kleider steckte sie mit Stecknadeln zusammen, weil ihr das bequemer erschien usw.

Trotz dieser extremen Abwendung der Libido von der Außenwelt blieb die Inzestliebe in ihrem Unbewußten erhalten. Sie sucht nach einem Ausweg; da sie den nicht findet, wächst sie ebenfalls, wird größer, wächst zu riesenhaften Maßen an und läßt in ihr eine andere krankhafte Idee der Erotomanie entstehen.

Die für das Bewußtsein unerträgliche, unterdrückte Inzestliebe kann nur in einer völlig unkenntlichen Form wieder bewußt werden und eine solche Ausdrucksform unbewußten Erlebens der Anna Schmidt sind ihre Tagträume. Ganz wie die Träume bedienen sie sich der Ideen und Vorkommnisse der Realität als eines Mittels zur Darstellung der Inhalte ihres unbewußten Ich. Die Wirklichkeit dient ihnen als Material, aus dem Symbole und Bilder geprägt werden, die die Erlebnisse des Unbewußten wiedergeben derart, wie Maeterlinck in seinem Drama „Die Blinden" sich der Wirklichkeit bedient, — des Waldes und der darin verirrten Menschen, die verzweifelt und hoffnungslos nach einem Ausgang suchen, um Vorstellungen über das menschliche Leben zu vermitteln, das sich jahrtausendelang in der Umklammerung seiner Beschränktheit windet. Anna Schmidt sieht „den Juden" in der Kapelle; sie hört über Wladimir Solowjow reden, und sie zieht sie in ihre Phantasie hinein und inkarniert in den beiden das Bild Christi, d. h. ihres Vaters, ihres Geliebten, ihres Bräutigams und

Gatten.[1] Auf diese Weise findet die „Konkretheit“, mit der Anna Schmidt ihre Idee auf Wladimir Solowjow Bezug nehmen läßt, die nach Meinung der Verfasser des Vorwortes zu ihren Schriften ihrer Lehre „eine ganz besondere Eigenart und Kraft“ verleihen, eine ganz natürliche Erklärung.

Eine gleiche Ausdrucksform unbewußten Erlebens der Anna Schmidt ist auch ihre Liebe zu Christus: „Gott Vater“, sagt sie, „gebiert Sich Selber im Bilde Seines Sohnes, durch den Seine zweite Seele personifiziert wird ... Sein Leib oder Licht ist dasselbe wie der Leib oder das Licht des Vaters aus eben derselben dreifachen Seele ...“ (27). Sein Alter ist, menschlichen Vorstellungen angepaßt, fünfzig Jahre, Christi Alter — einundzwanzig Jahre. Christus ist der Sohn. Sie selbst ist die Tochter Gott Vaters; folglich ist sie die Schwester Christi. Sie liebt den Bruder, da aber das Objekt ihrer Liebe eingebildet ist, so legt sie in ihn, worauf schon oben hingewiesen wurde, jene Gefühle hinein, die sie selber für ihn empfindet: „In Seiner Liebe zur Schwester“, sagt sie in ihrem Tagebuch, „ist nichts vom Gefühl eines Freundes der Geburt nach (dieses wäre nur die Liebe eines Bruders zum andern), sondern Anbetung des geheimnisvollen Elements (d. h. Gott Vaters), dem er ‚das Sein der Geliebten‘ verdankt, d. h. ihre Liebe zum Bruder ist Anbetung ihres Vaters, dem sie ‚das Sein der Geliebten‘ — das Vorhandensein der schöpferischen Liebe in ihr verdankt.“

„Der Gedanke der Kirche läßt für keinen Augenblick vom Sohne ab“, fährt sie weiter fort. „Aber mit diesem unersättlichen Gedanken (d. h. mit dieser Liebe zu ihm) paart sich das Bewußtsein, daß sie ohne Tochter überhaupt nicht wäre (nämlich diese Liebe wäre nicht), und sie könnte Ihm nicht angehören,“ d. h. damit sie dem Sohne angehören kann, muß sie Tochter sein, muß sie den Sohn mit der gleichen Liebe lieben, die sie für den Vater hegt. Indem sie ihre Neigung vom Vater auf den Sohn überträgt, identifiziert sie ihn mit dem Vater. „Die Furcht vor dem Nichtsein“ (das Fehlen der geschlechtlichen Liebe) nötigt Anna Schmidt „oft in ein zarteres und hilfloseres Kind sich zu verwandeln“, „den glühenderen Schoß ihrer Mutter zu suchen“ (Tagebuch, 250), d. h. sie nötigt sie, im Inneren ihrer Mutter während des Koitus dieser letzteren mit ihrem Vater

1) Sie gibt allerdings zu, es wäre verfehlt gewesen zu glauben, ihr Geliebter sei Jude und ein Mann aus dem Volke; Wladimir Solowjow habe sie eines andern belehrt; offenbar ist sie aber mehr als einmal wieder zu diesem Gedanken zurückgekehrt oder hat doch diesen Gedanken jedenfalls lange gehegt. „Die Episode in der Kapelle — sagt sie — hat (mir) eingegeben zu glauben, daß mein Geliebter auch jetzt wieder Jude ist, wieder ein Mann aus dem schlichten Volk. Lange habe ich das geglaubt, aber Wladimir Solowjows Brief nötigte mich dazu, diesen Gedanken fallen zu lassen“ (266).

zu sein: „Nach der Verkündigung Gabriels“, sagt sie, „erfolgte ihre (Mariens) Empfängnis in ihr nicht direkt und unmittelbar, sondern durch Margarita, die in ihr wiedergeboren wurde.“

Diese Mutterleibphantasie Anna Schmidts ist der Ausdruck des in ihr stattfindenden Kampfes der Genitallibido (Furcht vor dem Nichtsein) mit der narzißtischen Liebe und der Wunsch der Befriedigung ihrer Inzestliebe zum Vater. Darum bemächtigt sich ihrer auch „glühende Dankbarkeit“ zur Mutter, Dankbarkeit wohl dafür, daß sie in „ihrem glühenden Schoß“ einen Platz im Hinblick auf ihren Vater einnehmen kann.

Die Erotomanie Anna Schmidts ist — ebenso wie ihr Größenwahn — im letzten Grunde darauf zurückzuführen, daß ihre Libido in der Ödipusphase der Entwicklung fixiert blieb und im Abwehrkampfe des Ichs einer regressiven Erniedrigung zum Narzißmus unterlag.

Die Libido macht verzweifelte Anstrengungen, um sich von dem eigenen Ich zu lösen und auf ein anderes Objekt überzugehen, um aus narzißtischer zu geschlechtlicher Liebe zu werden.

Wie stark in Anna Schmidt die narzißtische Liebe war, ist aus ihrer Phantasie „die Bedingungen des geistigen Lebens im Fleische nach der Auferstehung“ zu entnehmen. Obwohl die „Auferstehung“ für sie eine Realisierung ihres Wunsches einer Verbindung mit ihrem Vater — der Empfängnis (in der Phantasie) einer unübersehbaren Zahl von Kindern von ihm, also völliger Triumph ihrer Genitalliebe ist, fährt die narzißtische Liebe dennoch fort, in ihrem Triebleben eine bedeutende Rolle zu spielen. „Wie der Geist gerade und ungerade von Geburt an ist,“ sagt sie, „so werden auch die Leiber sein; die jetzigen Geschlechtsorgane werden nicht in die Struktur des Menschen hineingehören, und die Stelle, die sie einnehmen, wird auf andere Weise, mit einer andern Bestimmung ergänzt und aus auferstandenen Partikeln dieser Glieder eingerichtet werden: das Gerade oder Ungerade des menschlichen Geistes aber wird sich seinem ganzen Fleisch und Blut in allen seinen Partikeln mitteilen“ (Drittes Testament, 95). Der ganze menschliche Leib muß sich somit in eine einzige erogene Zone verwandeln, muß zu einer Quelle der Betätigung der autoerotischen Liebe werden.

Dieser Kampf der Inzestlibido mit der narzißtischen, ihr Streben zur Wiederherstellung der normalen Liebe ist das, was Freud den Heilungsversuch nennt. Er ist bezeichnend für den Paranoiker.

Und dieser Versuch der Anna Schmidt ist offenbar erfolgreich gewesen. Wie bereits oben vermerkt, erblickte sie in dem Akt des Todes Wladimir Solowjows ihren eigenen Geschlechtsakt, den sie mit ihm beging. Wie der

Einleitung der Verfasser zu den Schriften Anna Schmidts zu entnehmen ist, versiegt ihr eigenes Schaffen merklich, ja, es hört fast vollständig auf nach ihrer Bekanntschaft mit Wladimir Solowjow, auf die dann bald sein Tod folgte, — d. h. sie beginnt zu genesen.

Freuds Behauptung, daß viele Ideen der Paranoia Heilungsversuche des Kranken sind, finden im vorliegenden Fall eine bemerkenswerte Bestätigung.

Diese Erlebnisse der Inzestlibido Anna Schmidts befinden sich außerhalb ihres gewöhnlichen Bewußtseins, jenseits der Grenzen ihres normalen Ich.

Der die Verfasser des Vorwortes zu Anna Schmidts Schriften betroffen machende Widerspruch „zwischen dem kosmischen Schwung ihres inneren Erlebens“ und „ihrem kleinbürgerlichen Provinzdasein“ findet eine natürliche Erklärung. Das kleinbürgerliche Provinzdasein: „eine häßliche Provinzlerin, niedergedrückt vom Kampf um das tägliche Brot, unter dem Druck ganz wirklicher Not“; „der kosmische Schwung“: „die Braut Christi, seine Geliebte, die Tochter Gottes, die Weltseele“. Zwei einander widersprechende Persönlichkeiten, zwei gleichsam einander ausschließende Wesen in ein und demselben Menschen. Eine derartige Dissoziation der Persönlichkeit ist in der psychopathologischen Literatur des öfteren anzutreffen. Hiedurch erklärt es sich, daß „die Reinheit der Heldin dieses so kühnlichen Romans weder durch Zweifel, noch durch Hoffart aufgeregt wurde“ (XI). Sie kannte diesen Roman nicht: ihre zweite Persönlichkeit hatte ihn geschaffen.

Ihre bewußte Persönlichkeit läßt eine Verschmelzung der Persönlichkeit der Maria und Margaritas nicht zu. Nicht einmal den Gedanken läßt sie aufkommen, daß zwischen Sophia (Maria) und Gott dem Wort (Christus) eheliche Beziehungen bestehen könnten, da derartige Beziehungen „sowohl ethisch als auch ästhetisch“ zwischen Mutter und Sohn nicht statthaft sind, sie „widersprechen jedem noch nicht verbildeten, gesunden Menschenverstande“ (20). Ihre unbewußte Persönlichkeit aber hört nicht auf zu wiederholen, daß sie die Geliebte und die Frau Christi sei, aus deren Verbindung mit ihm ihr zahlreiche Kinder geboren werden, daß die Empfängnis Christi in ihr, nicht aber in Maria stattgehabt hat, und daß von diesem Augenblick an „die Tochter und Maria“ „zu einem Wesen des zwiefachen Geistes werden, der unteilbar und untrennbar in der einen Person verschmolzen ist“ (122, gesperrt von Anna Schmidt).

„Die in gewissem Sinne keiner Erklärung zugängliche Gesetzmäßigkeit“ dieses Widerspruchs im Innenleben der A. N. Schmidt ist das von Freud entdeckte Gesetz, demzufolge jede Abweichung der Libido von ihrer normalen

Entwicklung zur Erkrankung führt, deren Erscheinungsformen ihre bestimmte Gesetzmäßigkeit haben.

Bekanntlich können die Paranoiker jenseits des Gebietes ihrer Wahnideen und alles dessen, was mit ihnen verbunden ist, normale Menschen mit vollkommen einwandfreiem, logischem Denken sein. Während Anna Schmidts zweite Persönlichkeit krank war, war der seelische Zustand ihrer ersten Persönlichkeit intakt. Das Zusammenfallen glänzender, oft genialer Fähigkeiten mit psychischen Abnormitäten dieser Art ist für die Paranoia sehr bezeichnend. Die den Verfassern der Einleitung zu den Schriften Anna Schmidts so unfaßlich scheinende „Tiefe (ihres) Denkens" und „der Glanz (ihrer) schriftstellerischen Darstellung" und „der Reichtum (ihrer) philosophisch-mystischen Eingebung", und ihre „tiefen und nicht selten weisen Lösungen" komplizierter religions-philosophischer Fragen werden so begreiflich. Wie die meisten Kranken, die an dieser Form von Wahnsinn leiden, war sie mit hervorragendem Verstande und durchaus nicht alltäglichen Fähigkeiten begabt, was ihre Biographen bezeugen. Der Redakteur der Zeitung, deren Reporter Anna Schmidt war, sagte von ihr, daß sie sich rasch in jeder Frage orientierte und in der Rede eines jeden das eigentlich Wesentliche zu fassen wußte. Sie hatte ein vortreffliches Gedächtnis; „was die Genauigkeit der Wiedergabe betrifft, so unterschieden sich ihre Berichte nicht von stenographischen, ja sie übertrafen sie sogar, da in ihnen das Zufällige bei Seite geschoben wurde, während das Wesentliche blieb". Ihre Musikbesprechungen und Theaterrezensionen ragten über das übliche Niveau hinaus. Den Worten desselben Zeugen zufolge verfügte sie über großen Verstand, feinen Geschmack, eigenartiges künstlerisches Verständnis, und ihre Rezensionen wurden daher mit besonderem Interesse gelesen. „Das war ein Gebiet", sagt er, „auf dem Anna Nikolajewna über ihre Sphäre als erstaunlich guter Reporter hinausging und ihren Geist und Geschmack zu Worte kommen ließ."[1]

Das arbeitsreiche Leben, das Anna Schmidt führte, gab ihr nicht die Möglichkeit, an ihrer Bildung weiterzuarbeiten; da sie mittellos war, konnte sie sich keine Bücher kaufen, aber die Art ihrer Betätigung konnte ihr bei ihrer Begabung, bei dem vortrefflichen Gedächtnis und bei ihrer Fähigkeit, alles im Fluge zu erhaschen, als Quelle für das mannigfaltigste Wissen dienen, besonders, wenn man noch die Intensität, mit der sie zu arbeiten pflegte, ins Auge faßt. Als Reporter, Korrespondentin und Kritikerin hatte

1) „Aus Anna Schmidts Manuskripten." VII.

sie an Semstwo-Versammlungen, an verschiedenen gesellschaftlichen und kulturellen Veranstaltungen, Konzerten, Aufführungen von Opern und Schauspielen teilzunehmen. Sie hatte so viel zu tun, daß sie nicht einmal einen Augenblick Zeit hatte, zu Hause zu Mittag zu speisen, und bis spät in die Nacht hinein war sie „auf Arbeit".

Daß bei derartigen Lebensbedingungen und bei ihren großen Fähigkeiten sich kein Einfluß auf das Schaffen Anna Schmidts geltend gemacht haben sollte, kann kaum angenommen werden; dennoch wird trotz der unzweifelhaften Verwandtschaft ihrer Lehre mit den Ideen Wladimir Solowjows, sein Einfluß auf ihre Werke von ihren Apologeten bestritten, da sie, „wie sie selber gesteht, von der Existenz Wladimir Solowjows . . . bis 1900 nichts gewußt hat."[1] Die Verfasser des Vorwortes folgern daraus, daß „ihr ganzes mystisches Schauen durchaus ihre eigene Schöpfung war, oder auf Einwirkung geheimnisvoller Inspiration erfolgte, der sie sie selber zuschrieb".

Daß Anna Schmidt glaubte, ihr Wissen um Wladimir Solowjow habe sie auf übernatürliche Weise, wie sie sich ausdrückt, „auf wunderbare, unirdische Weise" empfangen, stimmt schon. Daß sie aber nichts von Wladimir Solowjows Existenz wußte, als sie ihre Schriften schrieb, entspricht nicht ganz den Tatsachen. Sie hat ihn „fast" (283) nicht gekannt, aber jemanden fast nicht kennen, ist nicht gleichbedeutend mit — ihn gar nicht kennen; es bedeutet nur, daß man ihn wenig kennt. Dieses Kennen genügte aber vollauf, um jede übernatürliche Erklärung für die Verwandtschaft ihrer Ideen mit den Ideen Wladimir Solowjows völlig auszuschalten, um davon ganz zu schweigen, daß ihre Behauptung, sie habe Wladimir Solowjows Ideen wenig gekannt, — ebenfalls Zweifeln unterliegt, — wenn man dabei die Spaltung ihrer Persönlichkeit in Betracht zieht. Der Ursprung dieses Wissens kann zweifacher Art sein: selbständige Aufnahme der Eindrücke des „Unbewußten", die nicht bis zum Bewußtsein gedrungen sind, oder aber eigene Eindrücke dieses letzteren, die es unterdrückt oder vergessen hat, die sich aber in den für das Bewußtsein unerreichbaren Tiefen der Seele erhalten haben.

Aus dem Gesagten erhellt, daß man, um eine Erklärung für die Verwandtschaft der Lehren Anna Schmidts mit Wladimir Solowjows Ideen zu finden, weder zu einer „höheren Inspiration" Zuflucht zu nehmen braucht, noch dazu, daß „Anna Schmidts Eingebungen in gewissem Sinne . . . die

1) Den Anfang ihrer Offenbarungen verlegt A. N. Schmidt, laut eigenen Angaben, etwa auf das Jahr 1886. Siehe Vorwort zu ihren Schriften. VIII.

Frucht unsichtbarer telepathischer Einwirkungen auf gleichklingende Saiten ihrer Seele gerade seitens Wladimir Solowjows waren". Die Forschungen über das Unbewußte bieten eine natürliche Erklärung für diese Erscheinung.

Wladimir Solowjow illustriert sehr anschaulich in einem Traum, den eine ihm bekannte alte Frau träumte, sein eigenes Verhältnis zu der Verwandtschaft seiner Ideen mit den Ideen Anna Schmidts.

Die alte Frau träumte, daß man ihr einen Brief Wladimir Solowjows brachte, der mit seiner gewöhnlichen Handschrift geschrieben war, die er selber *patte d'araignée* zu nennen pflegte. Nachdem sie den Brief gelesen hatte, bemerkte sie, daß darin noch ein anderer, auf wunderschönem Papier geschriebener Brief enthalten war. Sie öffnete diesen Brief und sah nun mit wundervoller Handschrift und mit goldener Tinte geschriebene Worte und vernahm in diesem Augenblick auch seine Stimme: „Dieses ist mein echter Brief, warten Sie aber damit, ihn zu lesen", sprach diese Stimme, und nun sah sie, wie Wladimir Solowjow, gebückt unter der Last eines gewaltigen Sackes voll Kupfermünzen eintrat und sagte: „Wenn alles Kupfer verausgabt ist, wird man auch bis zu den goldenen Worten vordringen".

Er rät nun, Anna Schmidt möge diesen Traum auf sich selber beziehen, und fügt hinzu, er habe ihre Beichte nicht nur vorsichtshalber, sondern auch zum Zeichen dessen, daß sie Asche sei, verbrannt; unter der Asche aber wäre etwas Wertvolles verborgen. Im Traum schleppt er einen Sack voll Gold heran; im Sack liegt auch Kupfer, er wirft es hinaus, wie er auch die Beichte verbrannte, aber unter dem Kupfer, d. h. unter der Asche, „liegt sein echter Brief", den er mit seiner wunderbaren Handschrift geschrieben hat, „goldene Worte", und bis zu diesen, sagt er, muß man durchdringen.

*

Somit läßt die Fixierung der Libido in der Entwicklungsperiode des Ödipus-Komplexes in Anna Schmidt Größenwahn und Erotomanie entstehen.

Abweichung der Libido von ihrer normalen Entwicklung führt sie auch noch zu einer anderen Regression, zu der Regression auf die orale Stufe ihrer Entwicklung.

Anna Schmidt nennt die Geschlechtsliebe bildlich den Baum des Lebens, d. h. den Quell der Speisung, den Sündenfall — die Befriedigung der Inzestliebe — das Schmecken vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen. „Das Schmecken des Leibes und Blutes Christi (im Abendmahl)", sagt sie, „ist die Verbindung Christi und der Kirche" (142). „Das urewige

Paar — der Sohn und die Kirche — nähren sich aneinander. Darauf beruht auch ihre Verbindung, aus der Kinder geboren werden" (252). So ersetzt denn Anna Schmidt den Geschlechtsakt durch einen anderen Lebensakt — die Speisung. Und dieses „Verlegen nach oben" charakterisiert sie selber in ihrem Tagebuch mit folgenden Worten: „Beim Menschen", sagt sie, „geht die wahrhafte Liebe der Frau, die beste, stärkste Liebe, von unten nach oben, sie schaut aufwärts . . ." (255). „Das verborgene Manna ist der Leib Christi", sagt sie an anderer Stelle, „geheimnisvoll eingeschlossen vom Tage der allgemeinen Auferstehung ab in dem Leib Margaritas, und das man schmecken wird, d. h. man wird es in sich fühlen, sowohl sie selber als auch durch sie alle ihre Kinder, in ihrem ihnen allen gemeinsamen Leibe der Mutter — der Kirche" (100).

Diese Einverleibung des Liebesobjektes auf dem Wege des Fressens (Kannibalismus) erzeugt in Anna Schmidt einen dritten Wahn, nämlich Verfolgungswahn.

Die Menschheit, mit der sie sich selber identifiziert, wird von drei Rossen, auf denen Reiter sitzen, verfolgt: „Die Rosse", sagt sie, „sind ein Mittel zur Verbreitung der Ideen, da sie dazu dienen, im Raum schnell von einer Stelle zur anderen zu rücken" (179). Das rote Roß und der Reiter auf ihm, ist Empörung gegen die Gesetze und gegen die Staatsgewalt („die rote, soziale Revolution"). Sie wird der Menschheit Krieg und gegenseitige Vernichtung bringen. Das schwarze Roß und der Reiter auf ihm ist die Ketzerei; sie wird Verfolgungen und Foltern bringen. Das falbe Roß und der Reiter auf ihm ist Gottlosigkeit; sie wird an Grausamkeit der Verfolgungen und Foltern alle vorherigen Foltern übertreffen. Diese Ideen, die von den Rossen weitergetragen werden, treten an Stelle des wahrhaften Glaubens: sie verheißen auch der Welt Glück und Freude, aber im Gegensatze zum Glauben geben sie ihr nichts als Kummer und Leid. „Weder vom roten, noch vom schwarzen, noch vom falben Roß", sagt sie, „wird es gleichviel wo auf Erden Sicherheit geben, denn das alles wird in der ganzen Welt, in allen Völkern und in allen, auch den geringsten Winkeln der Erde geschehen" (179). „Und für lange wird die Erde", sagt sie in ihrem Tagebuch aus diesem Anlaß, „erstarren in ihrem Stöhnen, und für lange vielleicht wird das ersehnte Morgenrot hinausgeschoben werden" (259), das Morgenrot der Wiederkunft Christi. Diese Ideen — „das gefährliche Hinausverzögern", „das Hinausschieben des Anbruches des strahlenden Tages", der Krönung aller ihrer Wünsche, sind ihre Verbindung mit Christus. So ist denn die soziale, häretische und atheistische Idee nichts anderes als

die Umbildung einer anderen Idee — der Idee einer dritten Offenbarung „des wahren Glaubens“ der Anna Schmidt, ihrer Liebe zu Christus (dem Vater).

Und diese Umbildung ihrer Liebe zum Vater, welche die Verwirklichung ihres Wunsches sich mit ihm zu vereinigen, verhinderte, die für sie der Quell so vieler Leiden war, ist ihre Anhänglichkeit an die Mutter. Die drei Rosse mit den Reitern auf ihnen — sind die Umbildungen des weißen Rosses mit seinem Reiter. „Das weiße Roß“, sagt Anna Schmidt, „ist das Mittel, durch welches der letzte Glaube der dritten Offenbarung verbreitet wird. Es ist die neuisraelitische Offenbarung, die Margarita gebracht hat, deren Symbol die weiße Blume ist . . . Der Reiter auf dem Roß ist diese dritte Offenbarung selber“ (178). Alle drei Rosse, welche die Menschheit verfolgen, sind somit Umbildungen des weißen Rosses, Umbildungen ihrer Liebe zum Vater; ihre Liebe zur Mutter — alle drei Reiter — sind Umbildungen der dritten Offenbarung, d. h. Umbildungen ihrer selbst.

Indem Anna Schmidt den Vater liebt und die Stelle der Mutter im Hinblick auf ihn einzunehmen wünscht, identifiziert sie sich mit dieser letzteren. Und dieses introjizierte Liebesobjekt, ihre eigene Umbildung, — ist das Bild ihrer Mutter in ihr. Den bekannten Mechanismen der Paranoia folgend, projiziert sie dieses von ihr einverleibte Inzestliebesobjekt in die Außenwelt, und so wird es zu ihrem Feinde und Verfolger.

Außer den Rossen, von denen Margarita verfolgt wird, verfolgt sie auch noch der Antichrist — der Drache und das Tier, er verfolgt sie überall auf Erden und im Himmel. „Wollte man die persönliche Idee des Antichrists selber und aller seiner Nachfolger auf Erden in einer Person verwirklichen“, sagt Anna Schmidt, „und alle ihre einzelnen Ideen in einem Geiste sammeln, so hätte dieser Geist weibliche Gestalt.“[1] „Und diese weibliche Gestalt, dieses tote Gespenst aus der Welt der Finsternis“, sagt sie, „entspricht dem ökumenischen Geist der Kirche — der Mutter in der Welt des Lichts“ (190), aber da „jeder lichte Geist von engelhafter Natur in der Welt der Finsternis seine Umkehrung hat“, so ist die Umkehrung Margaritas „ihres lichten Bildes“ — der Antichrist.

Die persönliche Idee[2] des Antichrists, „die Umkehrung“[3] der Liebe — Haß und Inzestliebe — ist folglich ihre Idee, und diese Idee in ihr ist so groß, daß sie der Idee des Antichrists selber und aller seiner Nach-

1) Anna Schmidts Sperrdruck.
2) Die persönliche Idee Gottes, die Seele Gottes, ist Liebe.
3) Vgl. oben, Seite 11.

folger „gleich ist". Die gesammelten und in einer Person verwirklichten Ideen sind das in ihr inkarnierte weibliche Bild — das Bild ihrer Mutter. Darum auch wird dieses Bild „ein Geheimnis genannt" (Sperrdruck von A. N. Schmidt) — es bildet „das abstrakte Geheimnis der Scharen des Antichrists", und darum auch kann es niemals „sich klar verwirklichen". „So einen weiblichen Geist", sagt Anna Schmidt, „gibt es in Wirklichkeit nicht und wird es auch niemals geben" (gesperrt von A. N. Schmidt). Diese Abstraktheit oder das Gespenst ist möglich „nur in einem beispielhaften Gesicht" (190), d. h. in ihrer Phantasie. In ihrer Phantasie verwandelt es sich in den Antichristen, in den Drachen, in das Tier, — in ihren Feind und Verfolger.

So bildet sich in ihr aus der homosexuellen Liebe, dem unbewußten, gewaltigen Haß Anna Schmidts zu ihrer Mutter, der in überströmender Liebe zu ihr bewußt zum Ausdruck kam, dank der Regression der Libido auf die orale Stufe ihrer Entwicklung — Verfolgungswahn.

Diese ihre Anhänglichkeit an die Mutter zeigt sich auch in ihrer Beziehung zu ihr. Wie ihre Biographen bezeugen, war ihre Mutter eine despotische, harte, alte Frau. Die Tochter ertrug ohne Widerspruch alle ihre widersinnigen Forderungen und Launen. War es draußen heiß, ließ die Mutter sie ein warmes Kleid anziehen, sich einhüllen, weil sie fürchtete, sie könne sich erkälten; wenn sie sprechen wollte, hieß sie sie schweigen. Wenn Anna Schmidt in ihren Kinderjahren sich das Geringste zuschulden kommen ließ, bestrafte sie die Mutter, sie ließ sie stundenlang knien und um Verzeihung bitten. Die Patin ihrer Mutter teilt mit, daß sich dieselben Szenen mit dem Knien genau so wie in der Stadt auch auf dem Lande wiederholten, als sie dort zusammenlebten. Aber ihre Qualen hatten damit ihr Ende noch nicht erreicht. Im Walde duldete die Mutter nicht, daß die Kinder sich von ihr weiter als zehn Schritte entfernten. Gingen sie tiefer in den Wald, so pflegte die Mutter ihr eine Schnur an die Hand zu binden; auch ihre Freundin wurde so angebunden. Sie durften wohl Erdbeeren sammeln, aber verboten war es, sie zu essen. Die Freundin aß heimlich Erdbeeren, während Anna Schmidt „keine einzige Beere aß". Die Mutter verbot ihr, abends zu schreiben, und sie mußte ihre Schreibereien vor ihr verheimlichen. Ihr Gehorsam zu der Mutter war wirklich erstaunlich. „Einmal fühlte ich mich für Anna Nikolajewna gekränkt", berichtet dieselbe Zeugin ihres Familienlebens. „Damals schon setzte mich ihr demütiger Gehorsam zu der Mutter in Erstaunen, — sie weinte nur (wenn die Mutter sie strafte) und küßte ihre Hände. Als sie

bereits erwachsen war, an einer Zeitung arbeitete und unterrichtete, sprang die Mutter doch so mit ihr um, wie es ihr paßte. Anna Schmidt war bereits fünfundvierzig Jahre alt, durfte aber nicht, wenn sie müde nach Hause kam, Brot nehmen, ehe es ihr die Mutter gab. Ohne zu widersprechen, kam sie allen Launen der Mutter nach.“ Diese vollständige Hörigkeit (nach Freud) zur Mutter ist bezeichnend für die erotische Bindung überhaupt. Ein derartiges Ertragen unsinniger Forderungen des Liebesobjekts, die Unterwerfung, selbst wenn es sich um die aberwitzigsten Forderungen handelt, kann an verliebten Menschen des öfteren beobachtet werden.

Die homosexuelle Liebe kann nach Freud zu einem sozialen Gefühl, zu einem Gefühl der Liebe zur Menschheit umgebildet werden.

Eine derartige Sublimierung ihrer erotischen Neigung zur Mutter erfolgte auch bei Anna Schmidt. Alle, die sie näher gekannt haben, berichten, sie habe sich durch ungemeine Selbstverleugnung ausgezeichnet. „Ich glaube“, berichtet ein Augenzeuge ihres Lebens, „es ist nicht zu kühn, wenn man die entschlafene Anna Schmidt den nahen, sozusagen dem Geiste nach Blutsverwandten des heiligen Doktor Haas[1] zuzählt. Sie tat in Nishnij-Nowgorod dasselbe, was der berühmte Arzt seinerzeit in Moskau getan hatte: mit Wort und Tat half sie allen Notleidenden unermüdlich. Sich selber vergaß sie vollständig, sie überarbeitete sich, war stets aufgeregt, hatte es immer eilig, irgendwohin zu kommen, und zwar stets in den Angelegenheiten anderer Leute. Man konnte sie beim Erzbischof antreffen und beim Staatsanwalt, ebenso in der Gendarmerieverwaltung. Man schlug ihr ihre Bitten ab, man machte sich lustig über sie, manchmal ließ man sich sogar verleugnen, aber hartnäckig wußte sie immer durchzusetzen, was sie wollte; viele Tränen sind nicht geweint worden, eben weil sie so beharrlich war. Lange wird man mit dem Gefühl warmer Dankbarkeit an A. N. Schmidt zurückdenken . . .“ (VI). Ihre Anhänglichkeit an die Mutter wird sublimiert und geht in das Gefühl der Nächstenliebe über.

Die Erschütterung, die Anna Schmidt erlebt hatte, hervorgerufen durch die Szene des elterlichen Koitus, konnte nicht allein die Ursache ihrer schweren Erkrankung sein. Diese Erschütterung hatte in ihr zu einer Spaltung der Persönlichkeit geführt, hatte sie in psychischer Hinsicht nicht widerstandskräftig genug gemacht und ihren Organismus zu Krankheiten dieser Art disponiert. Damit ihre Libido auf die infantile Entwick-

---

1) Doktor Haas war ein in ganz Rußland durch seine aufopfernde Tätigkeit berühmter Gefängnisarzt.

lungsstufe regredierte, mußte sie noch andere schwere Erlebnisse erfahren, und andere psychische Ursachen mußten sich einstellen.

Tatsächlich hatte sie in ihrem Leben einen großen Schmerz zu ertragen. Ihr Vater lebte in Warschau, während sie mit der Mutter in Nishnij-Nowgorod lebte; die Mittel für ihren Unterhalt wurden ihnen vom Vater zugeschickt. Ganz unerwartet stellte der Vater die Geldsendungen ein. Da sie keine Subsistenzmittel hatten, gerieten sie in eine verzweifelte Lage. Sie reisten nach Warschau, aber da wartete ihrer ein neuer, harter Schlag. Sie erfuhren, daß der Vater eine Fälschung vorgenommen hatte, um sich größere Barmittel zu verschaffen. Er hatte sich das Alter und die Kurzsichtigkeit der Schwester seiner Frau zunutze gemacht, um sie zu betrügen. Die Sache kam heraus, ihm wurde der Prozeß gemacht und er wurde nach Archangelsk verbannt, wohin ihm seine Familie folgte. Anna Schmidt mußte nun für alle drei arbeiten und, „sich selber vergessend", gab sie sich ganz ihren Eltern hin.

Dies war eine große Erschütterung für sie, ein Unglück, mit dem sie sich nicht abzufinden vermochte. Es genügt, zu lesen, mit welch außerordentlicher Kraft des Unwillens sie jene angreift, die, wie ihr Vater, daran denken, Reichtümer zu erwerben, die sich um ihres Lebens Notdurft bekümmern, „um die Aufbesserung der eigenen Verhältnisse und der Verhältnisse ihrer Familie, um Mehrung ihrer Mittel" (207) — und man wird das verstehen. Hier fühlt man echtes Erleben. Es ist natürlich, daß sie sich bemühte, ihren Kummer zu vergessen, ihn zu unterdrücken; doch einmal unterdrückt, sucht er nach einem Ausweg. Er kann das Bürgerrecht in ihrem Bewußtsein nur dann wieder erlangen, wenn er eine Maske trägt, die ihn ganz unkenntlich macht: hieraus ergibt sich die Inkarnation des sittlich tief gesunkenen Vaters in sein absolutes Gegenteil, in das Ideal der Reinheit und Selbstlosigkeit, in Christus. Es ist eine Darstellung durch das Gegenteil — eine Überkompensation.

Nicht nur, um dem unannehmbaren, für sie sehr unangenehmen Erlebnis die Möglichkeit zu nehmen, in ihr Bewußtsein zu dringen, inkarniert Anna Schmidt das Bild Christi in ihren Vater, vielmehr findet hier noch ein anderer Vorgang statt, der für Paranoia sehr bezeichnend ist. An dieser Form des Wahnsinns leiden gewöhnlich Menschen, die zu schwach sind, um Mißerfolge im Leben zu ertragen, und denen die Kraft fehlt, gegen die rauhe Wirklichkeit anzukämpfen. Sie retten sich in die Krankheit (Krankheitsgewinn nach Freud). Aus der für sie unerträglichen Welt der Wirklichkeit flüchten sie in die herrliche Welt der Phantasie, wo ihre

Träume Erfüllung finden; sie retten sich in die Krankheit. In ihrer Phantasie stellt Anna Schmidt Menschen, wie ihren Vater, die sich nur um ihr eigenes Wohlergehen kümmerten, Christus gegenüber, d. h. den Vater so, wie sie sich gewünscht hätte, daß er wäre. „Während seines Erdenlebens", sagt sie, „hatte Er (Christus) nicht, wo er sein Haupt hinlegen konnte . . . Und da machen sich jene, die sich Christen nennen, alle Güter dieser Welt unbesorgt zunutze und denken sonst an nichts, als wie sie ihren Anteil an diesen Gütern vermehren könnten, während Christus hungert und dürstet, nackt und bloß, gefangen ist und krank darniederliegt . . . Er Selber hatte allen alles hingegeben, mit Seinem ganzen Herzen, mit Seinem ganzen Wesen . . ." (211).

Aber in die Welt der Wachträume flüchtet sie nicht nur wegen des großen Kummers, der ihr durch ihren Vater widerfahren war, vielmehr auch wegen ihres eigenen unsagbar schweren Lebens. Aus einer „häßlichen Provinzlerin", die ihr Leben lang der Kampf ums tägliche Brot niederdrückte . . ., „die ihr Leben lang mit wirklicher Not zu kämpfen hatte, die weder Bücher, noch freie Zeit hatte", wird sie in ihrer Phantasie zu Christi Braut, zu Seiner Geliebten, zur Tochter Gottes, zur „Weltseele": eben weil sie ein vom Schicksal stiefmütterlich behandeltes armes Mädchen war, und weil sie mit ungewöhnlichen Verstandesgaben, mit nicht alltäglichen Fähigkeiten und einer fein empfindenden, aufnahmebereiten Seele begabt war, konnte sie sich nicht mit der schweren Wirklichkeit aussöhnen, und da es ihr an Kräften gebrach, sich aus ihr emporzureißen, erschuf sie sich statt dessen ihre wunderbare, phantastische Welt. Natürlich war die Ursache ihrer Erkrankung nicht nur die Inkongruenz ihrer Ansprüche und ihres Lebens, und die völlige Unmöglichkeit, davon freizukommen, sondern es hat sich bei ihr auch eine Regression der Libido vollzogen. Durch das erlebte Trauma wird in der zu psychischer Erkrankung disponierten Person die Libidoregression zu den unbewußten Fixierungsstellen eingeleitet und dieser Prozeß führt bei ihr zu Größenwahn, Erotomanie und Verfolgungswahn. Und hierauf beruht auch das Geheimnis des Übergangs vom „spießigen Provinzlertum" zu „universalem Schwung des inneren Lebens", hier liegt auch die Antwort auf die Frage, wie sie es wagte, „unvermittelt über sich selber so zu denken, wie keine Königin wann je auch nur in den kühnsten Träumen zu denken wagen würde".

Die Quelle ihres eigenen Schaffens (Anpassung Christi an Wladimir Solowjow und ihre eigene Inkarnation in Maria) ist somit in der Abweichung der Libido von ihrer normalen Entwicklung zu suchen. Sie

bedient sich seiner (des Schaffens) ebenso wie der religiösen Ideen als einer symbolischen Ausdrucksform für ihre unbewußte Bindung an den Vater und die Mutter.

So findet denn Freuds Theorie über die Bedeutung der Libido für die Bildung religiöser Ideen in Anna Schmidts Schriften eine wahrhaft glänzende Bestätigung.

---

# REFERATE

**Levine, Israel: Das Unbewußte.** Übersetzung aus dem Englischen von **Anna Freud.** (Internationale Psychoanalytische Bibliothek XX.) Internationaler Psychoanalytischer Verlag 1926.

Zum erstenmal ergreift ein Fachpsychologe das Wort, um die Freudsche Lehre, rückhaltlos für sie eintretend, seinen Fachgenossen und einem größeren Publikum darzustellen und ihre umwälzende Bedeutung — besonders für Philosophie und Psychologie — klar zu machen. Das Buch beweist in seiner Anlage wie in allen Einzelkapiteln, wie genau der Autor die Freudschen Schriften kennt und wie tief er sich in seine Gedankenwelt hineingearbeitet hat. Wenn die Darstellung der psychoanalytischen Theorienbildung sich im allgemeinen damit begnügt, ein genaues Referat und einen vortrefflichen Kommentar zu Freuds metapsychologischen Aufsätzen „Triebe und Triebschicksale", „Das Unbewußte", „Die Verdrängung" und „Metapsychologische Ergänzung zur Traumlehre" zu geben, die neueren Forschungsergebnisse weniger berücksichtigt und nicht überall auf die ganze Tiefe und den vollen Umfang der sich ergebenden Probleme eingeht, so ist das eine Einschränkung, die sich der Autor im Sinne seiner Zielsetzung auferlegen mußte.

Wie der Titel des Buches sagt, ist seine eigentliche Absicht, die Lehre vom Unbewußten darzustellen. Da für den Psychoanalytiker die Lehre vom Unbewußten fast mit der von der Psyche überhaupt zusammenfällt, („Das Unbewußte ist das eigentlich reale Psychische. Das Attribut des Bewußtseins kann noch hinzutreten oder auch nicht") (S. 129), muß die gesamte psychoanalytische Theorie behandelt werden. Eine Einleitung spricht über das „Unbewußte vor Freud", dann werden wir über das „Unbewußte" bei Freud, dessen Rechtfertigung und Theorie belehrt; zum Schluß wird die Bedeutung des Unbewußten für die Geisteswissenschaften übersichtlich gewürdigt.

Leibniz, Schopenhauer, Maine de Biran, E. v. Hartmann, Fechner, Nietzsche und Butler haben vom „Unbewußten" gesprochen, jeder hat etwas anderes darunter verstanden; eine kurze Übersicht über diese Lehren zeigt, daß sie alle „das Gepräge eines verschwommenen Produkts der theoretischen Spekulation" (S. 37) tragen. Levine streut dabei gelegentlich mehr aphoristische Bemerkungen zur Psychoanalyse dieser Philosophen ein, wie z. B. den Hinweis, daß die „Spaltung der Persönlichkeit" bei Fechner (in Fechner und

Dr. Mises) durch den Verdrängungsmechanismus verständlich gemacht werden könne.

Levine betont immer wieder den empirischen Charakter der Freudschen Lehre. „Freud ist seinem Wesen nach medizinischer Psychologe und alles eher als der Begründer eines metaphysischen Systems" (S. 43). Sein „Unbewußtes" ist das Ergebnis naturwissenschaftlicher Induktion. Das Gedächtnis beweist die Existenz unbewußter Vorstellungen, der posthypnotische Auftrag und das Phänomen des Widerstandes ihre dynamische Wertigkeit, Inhalt und Charakter des Unbewußten wurden bei der Untersuchung von Traum, Fehlhandlung, Witz und Neurose erkannt. Für den Traum werden die Begriffe „manifester Trauminhalt" und „latente Traumgedanken", die Wunscherfüllungstheorie, die Zensur, die Traumarbeit und ihre Leistungen diskutiert, für die Fehlhandlung die Interferenz der Tendenzen; Freuds „Witz"theorie wird kurz dargestellt, aus der Neurosenlehre werden Fixierung, Sinnhaltigkeit, Aufbau und Genese der Symptome, die Verdrängung, die Libidotheorie, die infantile Sexualität, die Regression, speziell der Ödipus-Komplex und der Gegensatz von psychischer und faktischer Realität behandelt.

Die „Rechtfertigung" des Unbewußten wird durch eine Polemik gegen Williams und Semon eingeleitet, die die Psychologie des Unbewußten für entbehrlich halten und glauben, sie durch Erkenntnis physiologischer Fakta ersetzen zu können. Williams meine, die wirkliche Erklärung des unbewußten Seelenlebens liege in der Tätigkeit der innersekretorischen Drüsen. Dagegen rechtfertigt Levine zuerst die naturwissenschaftliche Psychologie überhaupt, — die Selbstbeobachtung sei genügender Beweis für die Existenz einer physiologischer Erfassung unzugänglichen Psyche, — sodann die der Annahme des Unbewußten, indem er nach Ablehnung der Bewußtseinstheorien von Field, James, Abot, Watson, Russel und vorurteilsfreier Untersuchung einer einfachen bewußten Handlung (Mitschreiben eines Studenten im Kolleg) auf die Argumente Freuds für das Unbewußte zu sprechen kommt und sie einzeln diskutiert.

Die „Theorie" des Unbewußten bringt das eingehende Referat der metapsychologischen Arbeiten Freuds. In allerengstem Anschluß an diese werden ausführlich behandelt: Der Gegensatz Lustprinzip—Realitätsprinzip, die Auffassung des seelischen Apparates als eines komplizierten Reflexapparates, das Konstanzprinzip, die drei psychischen Polaritäten („Triebe und Triebschicksale"), die Wandlung des Lust-Ichs über das purifizierte Lust-Ich zum Real-Ich, die Projektion, die Ambivalenz (dabei neue Beispiele für den „Gegensinn der Urworte" aus der englischen Sprache), die Gesichtspunkte der Ökonomik, Topik und Dynamik, der Mechanismus der Verdrängung (mit besonderer Betonung der Arbeit dieses Mechanismus im Sinne des Realitätsprinzips), die Unterscheidung Urverdrängung—Nachdrängen, die Abkömmlinge des Verdrängten, die Gegenbesetzung, die Vorstellungs- und Affektschicksale, die Reaktionsbildungen, der Primärvorgang, der Gegensatz zwischen äußerem Reiz und Triebreiz, die Inhalte des Unbewußten (phylogenetischer Kern + Verdrängtes), das Verhältnis von Sach- und Wortvorstellungen, der Verkehr der Systeme *Ubw* und *Vbw* (Zen-

suren, Gegensatz und Kooperation der Systeme), Natur und Topik des Systems *Bw*, Bewußtwerdung und Erinnerung (System *W* und *Er*-Systeme, Bewußtsein „an Stelle einer Erinnerungsspur"), die Trieblehre („Jenseits des Lustprinzips" nur in einer Fußnote; im Text Ich- und Sexualtriebe).

Der letzte Teil will kurz einige Anwendungsmöglichkeiten für die Geisteswissenschaften zeigen. Für die Pädagogik ist Psychoanalyse durch ihren „Sublimierungs"begriff und die von ihr angebahnte Charakterlehre bahnbrechend geworden (Vermeidung sexueller Geheimniskrämerei vor den Kindern sei erste Forderung). Für die Massenpsychologie wird der wesentliche Inhalt des einschlägigen Buches Freuds ganz kurz dargestellt, die Lehre von der Persönlichkeit kann aus der Psychoanalyse den Gewinn ziehen, nunmehr Rätsel wie das der „multiplen Persönlichkeit" lösen zu können; ein „unterbewußtes Ich" (Myers) gibt es nicht. Die Existenz der Symbolik spricht für ein „kollektives Unbewußtes"; dennoch sei die Lehre Jungs „mystisch und spekulativ".

Den Ausführungen über Ethik wird man vielleicht formal nicht ganz zustimmen können. Es ist nicht allgemein üblich, „die Wissenschaft, welche Sitten und Gesetze des menschlichen Zusammenlebens sammelt und einer Würdigung unterwirft", als „Ethik" zu bezeichnen (S. 168, 169). Was wäre dann Soziologie? Es ist natürlich richtig, daß die psychologische Untersuchung nur über den menschlichen Rahmen aufklärt, innerhalb dessen das moralische Handeln statthat; nicht aber, daß jedes Sollen ein Können voraussetze. Die Psychoanalyse kann die Tatsache „Moral" als psychologisches Phänomen in ihrem Gehalt und in ihrer Genese untersuchen, nicht aber durch Erkenntnis realer menschlicher Handlungsmöglichkeiten ethische Ziele selbst bestimmen helfen. Es ist richtig, daß die Psychoanalyse nur lehre, alles Handeln sei Ausdruck eines Luststrebens, nicht, die Herstellung von Lust sei erstrebenswertes Ziel, aber es ist üblich, nur die zweite Lehre, nicht die erste, „Hedonismus" zu heißen. Auch die Ausführungen über die „Verantwortlichkeit" sind nicht ganz überzeugend. Es bleibt doch noch Problem, ob und wie der wissenschaftliche Determinismus mit einer „moralischen Willensfreiheit" in Einklang zu bringen ist. (Siehe den seither erschienenen Aufsatz von Freud: „Die sittliche Verantwortung für den Inhalt der Träume", Ges. Schriften, Bd. III.) Levine glaubt, die moralische „Freiheit" aufrecht erhalten zu sollen, obwohl er selbst sehr beachtenswerte Bemerkungen zur Psychoanalyse der Sehnsucht nach moralischer Freiheit macht.

Auch die Ästhetik gewinnt viel durch die psychoanalytische Kunst- und Künstlerpsychologie. Erörterungen über die Differenz zwischen Tagtraum und Kunstwerk, über die Natur der Tragik, über die „künstlerische Vereinfachung" zeigen die Vielgestaltigkeit der einschlägigen Probleme.

Aus dem Gebiete der Philosophie werden zwei Problemkreise herausgegriffen: Das Problem der „Bedeutung" erhält durch Freuds Unterscheidung von Sach- und Wortvorstellungen eine neue Beleuchtung; die „Vernunft" fällt nach Levine mit dem „Realitätsprinzip" zusammen, ihr Gegensatz ist nicht das „Irrationale", sondern das „Prärationale".

Versichert uns der Autor, er habe „Vertiefung und Detailarbeit im Interesse

eines Eindruckes von Weite und Umfang geopfert", seine Absicht sei nicht gewesen, „eine erschöpfende Darstellung der Psychoanalyse" zu geben, sondern die „Untersuchung der ihr zugrunde liegenden reinen Theorie" (S. 206), so ist kein Zweifel, daß ihm diese beschränkte Aufgabe sehr glücklich gelungen ist.

Fenichel (Berlin)

Roffenstein, Gaston: Das Problem des psychologischen Verstehens. Stuttgart 1926.

Jede Psychologie, welche das komplexe seelische Geschehen begrifflich zu erfassen sucht, sieht sich vor der Frage nach Bedeutung und Erkenntniswert des psychologischen Verstehens. Diese Frage zielt auch nach einer der entscheidenden methodischen Voraussetzungen der Psychoanalyse als Wissenschaft. Für die Psychoanalyse, welche — wenn wir ihre Abkömmlinge hier außer Betracht lassen — die Psychologie seelischer Zusammenhänge κατ' ἐξοχήν genannt werden darf, muß die Auseinandersetzung mit dem Wesen des „Zusammenhängens" auf psychischem Gebiet und mit der Art, in welcher es erkannt wird, ein dringliches Problem sein; die Frage nach der Dignität des psychologischen Verstehens als eines Erkenntnismittels ist wissenschaftstheoretisch eine ihrer Grundfragen. Von der Stellungnahme zu diesem Fragenkomplex hängt nicht nur die Entscheidung für oder gegen den naturwissenschaftlichen Charakter der Psychoanalyse, sondern auch die viel wichtigere über die Geltung ihrer Beweismethoden ab.

In der seit der Arbeit Diltheys — er hat als erster das Problem greifbar herausgestellt — immer breiter anschwellenden Literatur über das Verstehen in der Psychologie kommt der Arbeit Roffensteins eine hervorragende Stellung zu. Er befreit den Begriff von den Unklarheiten, welche ihm in der Fassung durch Jaspers u. a. anhaften — Jaspers war zu dem Resultat gekommen, daß auch die Psychoanalyse im Wesen keine kausal gerichtete, sondern eine „verstehende" Methode sei! — und weist die sogenannte geisteswissenschaftliche Psychologie, welche im Verstehen die adäquate Methode zur Erfassung des „höheren" Seelenlebens sieht, in die ihr angemessenen Schranken. Seine Kritik zeigt eindringlich und klar die Mängel einer solchen Erkenntnisweise für jede Psychologie, die Wissenschaft vom realen Seelenleben sein und nicht — in metaphysischer Wendung, wie etwa bei Spranger — Zusammenhänge des „objektiven Geistes" aufzeigen will; er erweist weiter die Annahme eines Auseinanderfallens verständlicher und kausaler Zusammenhänge (und damit die Unzulänglichkeit der bloß verstehenden Methode) als notwendig für jeden psychologischen Standpunkt, der mit der Einführung des unbewußten Seelenlebens und des somatischen Einbruchs Ernst macht.

Hierin und in der scharfen Betonung der Notwendigkeit induktiver Kontrolle für alle verständlichen Zusammenhänge vertritt Roffenstein jenen Standpunkt, welcher auch der der Psychoanalyse sein muß. Auch seine Tendenz zur Fundierung der Psychologie auf die Biologie steht im Einklang mit psychoanalytischen Gedankengängen; Schlußfolgerungen wie: „Jede Psychologie muß letzten

Endes zum Trieb führen und somit notwendig in die Biologie einmünden" werden von jedem Analytiker unterschrieben werden. Um so überraschender wirkt es dann freilich, wenn Roffenstein, nachdem er die naturwissenschaftliche Auffassung des Psychischen konsequent durchgedacht und die methodischen Mängel der verstehenden Psychologie nach allen Richtungen auseinandergelegt hat, in seiner Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse doch wieder dem Einsichtserlebnis als Kriterium wirklichen Zusammenhängens „ein gewisses Maß von Wertigkeit" zuspricht, beziehungsweise sein Fehlen als Einwand gegen die Richtigkeit bestimmter Freudscher Lehren über das Unbewußte geltend macht.

Hartmann (Wien)

Wertheimer, Max: Über Gestalttheorie. Sonderdrucke des Symposion, Heft 1. Verlag der Philosophischen Akademie. Erlangen 1925.

Inhaltsvoll, schön geschrieben, aufklärend für diejenigen, welche sich über das Problemgebiet der „Gestalttheorie" kurz orientieren wollen. „Es gibt Zusammenhänge" — so wird das Grundproblem formuliert — „bei denen nicht, was im ganzen geschieht, sich daraus herleitet, wie die einzelnen Stücke sind und sich zusammensetzen, sondern umgekehrt, wo — im prägnanten Fall — sich das, was an einem Teil dieses Ganzen geschieht, bestimmt von inneren Strukturgesetzen dieses seines Ganzen." Diese Formulierung läßt noch nicht durchblicken, welche innere Berührungspunkte zwischen der Gestalttheorie und der Psychoanalyse bestehen. Es muß aber einem auffallen, wie sehr im Laufe der Schrift statt der Frage der „Gestalt" immer mehr die Frage vom Sinn, von Sinnlosem und Sinnvollem in den Vordergrund tritt. Einmal wird die Frage aufgeworfen, was an der Grundeinstellung der früheren Wissenschaft sie für die Fragen des Lebens blind macht; hier wird nicht auf die Verdrängung hingewiesen, die unseres Erachtens auch an der Zerstückelung der einheitlichen Erfahrung mitschuldig ist. Auch beim Hinweis auf das Dynamische der seelischen Beziehungen vermissen wir ein Wörtchen über die Psychoanalyse. Allerdings wurde von psychoanalytischer Seite das Methodische der Ganzheitsauffassung nicht so zusammenfassend herausgearbeitet, wie man es beim Verfasser vorfindet.

Hermann (Budapest)

Klages, Ludwig: Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches. Leipzig 1926.

Hier kann es sich nicht darum handeln, den Psychologen Klages in den einzelnen Punkten, die ihn mit der Psychoanalyse verknüpfen, zu würdigen, obwohl das vorliegende Buch dazu verführen könnte. Nur so viel: Es wird gesagt, Klages lehne die Psychoanalyse ab. (Daß er das Wesen der Psychoanalyse verkennt, zeigt die Bemerkung, die er an das Nietzsche-Zitat, „alle guten Dinge waren ehemals schlimme Dinge" knüpft: das sei beiläufig das Thema der Psychoanalyse von heute.) Wie dem aber sei, tatsächlich dürfen wir seinen

Geist, zwar nicht dem Herkommen, aber dem Ziele nach, gleichgerichtet mit dem der Psychoanalyse halten.

Aus innerster Wesensverwandtschaft — das spricht aus jeder Zeile — ist dieses Nietzschebuch entstanden. Es führt darum auch nicht nur einen neuen Aspekt Nietzsches vor, es führt in Nietzsches persönliche Problematik, analytisch tiefer und tiefer schreitend, hinein, auf diese Weise all das Schillernde, das dieser reich facettierte Denker jedem bot, der sich mit ihm befasste, auflösend und zurückführend in einen unheilvollen Selbstwiderspruch: „Der Selbstwiderspruch . . . er ist fundamentalster, um nicht zu sagen furchtbarster, Art . . . betrifft nicht die Abfolge, Wandlung und Entwicklung seiner Gedanken, sondern mehr oder minder jeden Hauptgedanken selbst, und spaltet alle seine Werke, die frühesten nicht minder als die spätesten, ja oft sogar die einzelne Seite, sogar nicht selten den einzelnen Satz" (15). Der Versuch, diesen Widerspruch mit zwei Worten zu umreißen, gipfelt in dem Satz: „Er war der Kampfplatz des Orgiasten, den er uns geschildert, mit dem asketischen Priester, den er uns entlarvt, oder, in der kürzeren Sprache des Mythos — der Schauplatz des Kampfes zwischen Dionysos und Jahwe." „Daß eine und dieselbe Persönlichkeit zugleich dem Dionysos und dem Jahwe gehöre, ist ein seltenster und furchtbarster Fall. Vom Stundpunkt des Jahwisten bedeutet er einen entgleisten Priester. Vom Standpunkt des Bakchen einen Orgiasten, der verwunschen wurde ‚in Ketten zu tanzen', vom Standpunkt des Lebens unabwendbare Selbstvernichtung, vom Standpunkte aber der Erkenntnis einen tragischen Glücksfall ersten Ranges" (210).

Nietzsches Kampf, durch den das Buch in klassischem Aufbau hindurchführt, gipfelnd in der für ein bewußtseins- und wahrheitsstolzes Zeitalter vernichtenden Relativierung des Bewußtseinswertes und seiner Wahrheit bezogen auf die Ganzheit des Lebens; dieser Kampf wird von einer Position aus geführt, die auch uns die gesichertste erscheint: Nietzsche basiert auf den „nächsten Dingen", welche, um es kurz zu sagen, nichts anderes sind, als die triebtragende Körperlichkeit. Ihr will er zu ihrem geistigen Rechte verhelfen, wenn er sagt: „Schreibe mit Blut, und du wirst erfahren, daß Blut Geist sei." „Es ist die Lebensabhängigkeit, ja, darüber hinaus, in engster Bedeutung die Leibesabhängigkeit seines Geistes gewesen, was ihn zu seinen folgerichtigsten Befunden befähigt hat" (75). In Nietzsche verläuft die Kluft zwischen „Leibesgefühl und Sittlichkeitspathos". „Er wird zum Richter der Wertansprüche der Vernünftigkeit, aus martervoll von ihm erlittener Auflehnung gegen Wertansprüche der Sittlichkeit, und er wird zum grimmigsten Feind der Sittlichkeitswerte, weil gegen den Felsen der Moralität, an die er selbst geschmiedet, der Geist seines Leibes sich aufbäumt."

Hier würde psychoanalytische Betrachtung tiefer führen können: Der Pastorensohn bekämpft den Vater in der Welt der moralischen Werte, um schließlich am introjizierten Vater doch unheilvoll zugrunde zu gehen, am „Gott, der einen von hinten angreift", wenn man ihn von Angesicht zu Angesicht überwältigt hat. Als besiegter Sieger geht Nietzsche an der schuldzerfressenen Körperlichkeit, für die er sich einsetzte, zugrunde. — Eine in dieser Richtung zielende

Vertiefung ist nicht geschehen. Zu größerm Nachteil gereicht aber der Arbeit die Vermeidung (oder Unkenntnis) des Begriffs der Sublimierung. Zwar hat Klages recht, wenn er Nietzsche vorwirft, keinen Unterschied gemacht zu haben, zwischen Trieben und Willensimpulsen, und daß dadurch die unheilvolle Formel des „Willens zur Macht“ für ihn zur Klippe wurde. Dagegen aber — wie es übrigens Klages in all seinen Arbeiten tut — den Trieben triebunabhängige „Triebfedern“ gegenüberzustellen, „dispositionelle Vorbedingungen einer gattungsmäßig abzugrenzenden Willensrichtung“ halten wir für unzweckmäßig. Uns ist die historische Triebidentität dieser Sublimierungen so augenfällig, daß uns der Fehler Nietzsches tiefere Berechtigung zu haben scheint, als derjenige Klages', wenn auch dieser wohl für Nietzsches Geschick weniger unheilvoll gewesen wäre.

Dort, wo das Wort vom Willen zur Macht, zur starren Formel wird, wo sich Nietzsche an die Stelle des entlarvten Priestergottes setzt und predigt: „Das Leben (selbst) ist der Wille zur Macht“, dorthin folgen wir ihm mit Klages nur unter äußerstem Vorbehalt. Dort wird auf Schritt und Tritt aufgezeigt, wie sich Nietzsche selbst in das Netzwerk der Seins- und Wahrheitslügen verstrickt, das er seinen Feinden zerrissen hatte. Überall leuchtet hier der tragische Vaterkonflikt durch: „Hier sind Priester — und wenn es auch meine Feinde sind, geht mir still an ihnen vorüber und mit schlafendem Schwerte. . . . Mein Blut ist mit dem ihren verwandt; und ich will mein Blut auch noch in dem ihren geehrt wissen . . . und als sie vorübergegangen waren, fiel Zarathustra der Schmerz an.“

Gerade an dieser Stelle wäre bei Kenntnis der Psychoanalyse der unheilvolle Konflikt in letzter Klarheit zu verdeutlichen gewesen:

Die Ichabhängigkeit vom Trieb hat Nietzsche zum erstenmal erkannt. In seiner Bedeutung verkannt hat er die Ichabhängigkeit vom Über-Ich, dessen triebeinschränkende Macht er glaubt überwunden zu haben, wenn er den Willen zur Macht in der Maskerade des Über-Ichs als kategorischen Imperativ auftreten läßt.

Wir können uns auch der Ansicht nicht erwehren, daß bei der Wahl der Einschränkungen, zu denen die Fülle Nietzschescher Problematik jeden zwingt, der sich mit ihr befaßt, Motive bei Klages mitsprachen, die tiefere psychoanalytische Einsicht in Nietzsches Wesen verwehren. So, wenn er „seine Psychologie der Geschlechtscharaktere (nicht berücksichtigt), die ungeachtet erstaunlich hellsichtiger Einzelheiten alles in allem mehr von persönlichen Geschmackseigentümlichkeiten ihres Schöpfers als von der Sache selbst verrät“, oder wenn er „kaum berührt, was er (Nietzsche) vom Wesen der Liebe und des Mitleids glaubt erkundet zu haben“. Gerade von diesen Seiten her könnte sich ein neuer Aspekt des unheilvollen Verhältnisses Nietzsches zu der in seinen Händen erstarrten Formel vom „Willen zur Macht“ gewinnen lassen. — Aber gegenüber dem, was Klages in diesem Buche unternommen hat, sind diese Einwände, so wichtig sie uns scheinen, von sekundärem Belang. Nichts weniger ist hier geglückt, als den archimedischen Punkt zu erreichen und zu behaupten, von dem aus wir einzig der Welt Nietzsches gerecht werden können.

Bally (Berlin)

## Utitz, Emil: Charakterologie. Charlottenburg 1925.

Utitz unternimmt in diesem Buche das Wagnis, aus den bisher gewonnenen psychologischen Erfahrungen eine wissenschaftliche Charakterkunde zu umreißen. — Ein ungeheures Material wird herangetragen. Gemacht wird daraus verzweifelt wenig. All die hundert Wege, auf denen Utitz für eine Charakterologie gültige Kategorien zu gewinnen sucht, haben nur in einem beschränkten Raume Gültigkeit, dann werden sie — ein Spiel, das in eintöniger Weise das ganze Buch durchzieht — von andern Wegen gekreuzt und relativiert. Ob es sich um „Richtungsbestimmtheit", „Dimensionalität", „Dynamik", „Rhythmik", ob es sich um Ansprechbarkeit, Nachhaltigkeit, Bewußtseinsgrad, ob es sich endlich um Ziel- oder Willens- oder Künstlercharaktere handelt, überall wird an der Vielgestaltigkeit des Einzelfalles die Absolutheit des Idealfalls oder der idealen Strebung endlich doch unmöglich. Vor dieser Tatsache flieht Utitz in die Geste der Bescheidenheit. Wir empfehlen ihm, diesen Schritt noch einmal zu prüfen, nachdem er seinen Widerstand gegen die psychoanalytische Forschung, hauptsächlich die der letzten Jahre, aufgegeben und sich in „die — zum Teil ergreifende — Mystik der Greisenjahre Freuds" vertieft hat. Er braucht diese „Mystik" um so weniger zu fürchten, als sie ja seiner Ansicht nach „eher aus der Psychoanalyse heraus, als in sie hinein" führt. — Dort wird er die drei Arten der psychologischen Betrachtungsweise vorfinden, die dynamische, die ökonomische und die topische. Dort wird er endlich auf eine Gliederung der Persönlichkeit stoßen; macht doch die Einführung der im Unbewußten verankerten Persönlichkeitsinstanzen, des Es und des Überichs und die Kenntnis ihrer Wirkungsmöglichkeiten auf das Bewußtsein Charakterologie erst möglich.

Da Utitz aber die Psychoanalyse verschmäht, weiß er nur von „Ichmasken" zu reden, mißt er nur immer wieder das Ich am Ich, und sieht nicht, daß das Problem der Ichgestalt nicht und nie auf dem Boden der Ichgestalten selbst gelöst werden kann. Nirgends wird ihm klar, daß auf Formen, in denen das Ich erscheint, keine charakterologischen Bezogenheiten zulässig sind, und daß Milieu und Disposition ungenügende Kategorien abgeben, weiß Utitz selbst. Der einzige Charakterologe, der bisher — abgesehen von der Psychoanalyse — zu fruchtbaren Resultaten gelangte, der von Utitz so überaus geschätzte Klages, konnte das nur in der strengen Bezogenheit des Geschauten auf die Dreiheit Geist—Seele—Körper. Warum Utitz sich nicht wenigstens dieser — unserer Ansicht nach antiquierten, aber immerhin in weitesten Grenzen zu praktischen Resultaten führenden Gliederung grundlegend bediente, ist unverständlich.

Es bleibt bei einer fleißigen Häufung von hundert Möglichkeiten. Man legt das Buch aus der Hand mit dem Bedauern, daß so riesige Arbeit sich aus Mangel an Einsicht in das Wesen der Psyche vergeudet hat.

Bally (Berlin)

## Wulff, Dr. M. W.: Phantasie und Realität in der Psyche des Kindes. Odessa 1926. (Russisch.)

In seinem in der Moskauer Psychoanalytischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag „Phantasie und Realität in der Psyche des Kindes" sucht der Verfasser zu zeigen,

wie wichtig die Kenntnisse der Freudschen Theorie des kindlichen Seelenlebens für die Erziehung sind. Das Denken des Kindes ist wie das der Primitiven im Gegensatz zum begrifflichen Denken des Erwachsenen symbolisch (archaisch). Da das Seelenleben des Kindes durch das Lustprinzip geleitet und die Wahrnehmung der Außenwelt für es mit Unlust verbunden ist, steht es überdies noch der Außenwelt feindselig gegenüber. Der Erzieher muß diese Kinderpsychologie verstehen, um nicht nur zu vermeiden, durch Fehlgriffe die negative Einstellung des Kindes zur Außenwelt etwa noch zu fördern, sondern um es mit ihr zu versöhnen. Da das Denken des Kindes symbolisch und seine Einstellung zur Welt negativ ist, bleibt ihm die Außenwelt verschlossen. An Stelle dieser für ihn fremden Welt schafft es sich eine andere Welt, die Welt der Phantasie, die nichts anderes als die wiederholende Darstellung seiner Erlebnisse ist. Es erlebt sie gleich intensiv wie die Realität, darum sind ihm seine Phantasien ebenso real wie die Wirklichkeit dem Erwachsenen. Diese Bedeutung der Phantasie für das Innenleben des Kindes ist bei der Erziehung besonders zu beachten. Wie dem Primitiven sind dem Kinde der Animismus und der Glaube an die Allmacht der Gedanken eigen. Wegen dieser Übereinstimmung hat das Kind großes Interesse für Märchen, Mythen, Sagen und Legenden. Diese archaischen Phantasien sind eben seinen eigenen ähnlich.

Der Verfasser meint, daß die Märchen nebenbei auch noch deshalb das Interesse des Kindes erwecken, weil sie seinen moralischen Anforderungen genüge tun. So befriedige z. B. „Das Rotkäppchen" in Tolstois Umarbeitung, der das übliche Ende — das Erscheinen des Jägers, der dem Wolf den Bauch aufschneidet und die Großmutter mit dem Kinde befreit, fehlt, — das Kind nicht, weil dabei das Gute besiegt und das Böse unbestraft bleibe. Der Verfasser hat recht, wenn er meint, daß der Sinn dieses Märchens die Darstellung der infantilen Sexualtheorie über die Einverleibung des Kindes auf dem Wege des Essens sei, aber es ist zu beachten, daß dieses Märchen, wie jede Phantasie, nicht nur Darstellung der Anschauungen und Erlebnisse des Kindes, sondern Verwirklichung seiner Wünsche ist. Das übliche Ende des Märchens, das Ausschneiden der Frau und des Kindes aus dem Bauche des Wolfes, enthält die Realisierung der infantilen Inzestwünsche. Wenn dieses Ende fehlt, bleibt das Kind unbefriedigt, weil ihm die Erfüllung seiner intimsten Wünsche fehlt. Im übrigen ist Wulffs Darstellung der Theorie Freuds über das Seelenleben des Kindes, speziell über das Verhältnis von Phantasie und Realität in der Psyche des Kindes, sicherlich gelungen.

F. Lowtzky (Berlin)

## Jones, Ernest: Mother-right and the sexual ignorance of savages. Int. Journal of PsA. VI/2.

Seit Bachofen steht das Problem des „Mutterrechtes" im Mittelpunkt des Interesses. Die Annahme eines einstigen „Frauenstaates" mit extremer Vertauschung der Geschlechtsrollen (Vaerting) läßt sich anthropologisch kaum stützen. So betont Frazer ausdrücklich, daß die häufige Berechnung der Verwandtschaft nach der mütterlichen Linie nicht mit Mutterherrschaft zusammenfällt. Die

Behandlung dieser Fragen wird erstens durch affektive Vorurteile erschwert, weiters aber durch die Kompliziertheit des Materials selbst. So muß selbst bei Völkern mit mütterlicher Verwandtschaftsberechnung das Kind nicht immer dem gleichen Clan angehören wie die Mutter, der Totem, der die Mutter schwängerte, muß mit ihrem eigenen Totem nicht identisch sein. Von „Matriarchat" sollte man aber nur dort sprechen, wo die Mutter willkürlich über die Kinder verfügen kann, was außerordentlich selten ist. Wo die *„Potestas"* über die Kinder nicht vom Vater ausgeübt wird, hat sie meist der Onkel, der Bruder der Mutter inne — oder Vater und mütterlicher Onkel teilen sich nach komplizierten Vorschriften in die Ausübung dieses Rechtes. Oft folgt der Sohn im Range dem mütterlichen Onkel, aber in Melanesien gibt es z. B. auch väterliche Erbfolge bei mütterlicher Verwandtschaftsberechnung, in Torres Straits wieder mütterliche *Potestas* bei väterlicher Erbfolge und väterlicher Verwandtschaftsberechnung; gelegentlich wohnt der Mann am Wohnort der Frau, es gibt aber auch männliche Wohnortsbestimmung bei mütterlicher Verwandtschaftsberechnung.

Manche Autoren halten die mütterliche Verwandtschaftsberechnung allgemein für die primitivere und begründen dies mit der ewigen Unsicherheit der Bestimmung des Vaters (obwohl es mütterliche Berechnung bei Völkern gibt, die weibliche Untreue mit dem Tode bestrafen, und väterliche bei solchen mit sexuell freien Sitten) und damit, daß das Mutterrecht ein Überrest aus einer Zeit sei, in der man über die Rolle der männlichen Zeugung noch nichts wußte. Dazu würde stimmen, daß man bei den Völkern, die diese Unkenntnis noch heute besitzen, tatsächlich Mutterrechtsinstitutionen findet. Am ausführlichsten wurde solch ein primitiver Stamm, die Trobriander in Neuguinea, von Malinowski untersucht. Die Schwangerschaft gilt als Werk eines *„Baloma"*, eines (meist weiblichen) Geistes eines Verstorbenen, der ein geistiges Kind, *„Waiwaia"*, in den Mutterleib einführt. Voraussetzung dafür ist aber, daß vorher die Vagina durch Sexualverkehr geöffnet wurde. Es gibt auch australische Eingeborene, die von der Rolle des Vaters beim Menschen nichts wissen, sie aber beim Tiere kennen. Die angeblich unwissenden Trobriander sind entsetzt, wenn sie ihrer Mutter ähnlich sehen, und freuen sich über Ähnlichkeit mit ihrem — ihnen nicht verwandten — Vater. In alten Sitten und Glauben verraten sie symbolisch eine unbewußte Kenntnis von der Vaterschaft: Der Geist kommt in Form einer Schlange, eines Vogels in die Frau, während sie im Meere badet. Man darf nicht vergessen, daß der primitive Kausalitätsbegriff von dem unsrigen verschieden ist; auch die hellenischen Frauen betrieben Fruchtbarkeitszauber und hielten die Schwangerschaft für ein Göttergeschenk; und doch kannten sie die Rolle des Vaters.

Die Psychoanalyse kennt die Verbindung von realer Unkenntnis oder Halbkenntnis eines Materials mit Handlungen, die von einer genauen Kenntnis zeugen, als Werk der Verdrängung. Es ist anzunehmen, daß auch die Befruchtung durch den *Baloma* eine Ersatzbildung ist, die ein unbewußtes besseres Wissen verleugnen soll. Schon Carveth Read hat an eine Verdrängung sexuellen Wissens bei Primitiven geglaubt.

Jones nimmt nun an, daß ein enger Zusammenhang besteht zwischen dieser Verdrängung und den Mutterrechtsinstitutionen. Das Motiv für beide Erschei-

nungen wäre das Bestreben, den Haß der heranwachsenden Söhne gegen den Vater unschädlich zu machen. Die Trennung der Begriffe „Verwandtschaft" und „Erbfolge" dienen der gleichen Tendenz, wie Reik durch seine Analyse der Pubertätsriten gezeigt hat. In ihnen soll die Geburt durch die Mutter aufgehoben und durch eine durch den Vater ersetzt werden. Die umgekehrte Idee, der Vater sei an der Zeugung unbeteiligt, diese spiele nur zwischen Mutter und Kind, findet man häufig bei der Analyse von Neurotikern; die jungfräuliche Mutter ist die verbreitetste Mythenfigur. Die Kombination solcher sexueller Unwissenheit mit Mutterrechtsinstitutionen schützt Vater und Sohn vor ihrer gegenseitigen Feindseligkeit.

Es ist z. B. merkwürdig, daß das Thema des Sexualverkehrs bei den Trobriandern trotz ihrer Unwissenheit als höchst anstößig *gilt*; es soll eben verdrängt werden. Das Verdrängte kehrt aber wieder: Denn nichts anderes als der Vater kann im Unbewußten mit dem *Baloma* gemeint sein, der gelegentlich auch als „Stammvater" bezeichnet wird. Der reale Vater, gegen den der abzuleitende Haß gerichtet war, ist nun — bei seiner sozialen Rechtlosigkeit — ein gutmütiger Freund seiner Kinder, weil der Geist alle feindlichen Affekte auf sich genommen hat und die Autoritätseigenschaften des Vaters auf den mütterlichen Onkel abgelenkt sind. Die Vaterimago ist — wie oft bei Neurotikern — „gespalten" in den mächtigen, gefürchteten Onkel (und Geist) und in den harmlosen, freundlich geliebten Vater — ähnlich wie in England Premierminister und König einander gegenüberstehen. Dazu stimmt, daß in Loango Vater und Onkel als „Vater" bezeichnet werden. Es ist sicher kein Zufall, daß bei den Trobriandern der Inzest zwischen Bruder und Schwester ganz besonders verpönt ist. Der Onkel ist also der unbewußte Liebhaber der Mutter und als solcher besonders geeignet, als Vatervertreter zu fungieren; und tatsächlich tritt gelegentlich — dem Ödipus-Komplex der Mutter entsprechend — der mütterliche Großvater als Ausüber der *Potestas* an Stelle des Onkels.

Aus all dem ergibt sich, daß die Verwandtschaft vom Vater, Mutter und Kind doch das Prototyp ist, von dem die anderen Verwandtschaftsauffassungen derivieren. Jones hofft, im Gegensatz zu Malinowski, die mütterliche Verwandtschaftsberechnung als Abwehrmaßnahme gegen den Ödipus-Komplex in unserem Sinne nachgewiesen zu haben, nimmt also an, daß dieser für die Psychoanalyse trotz Malinowski „*fons et origo*" bleibe. Die Frage, ob Matriarchat oder Patriarchat im heutigen Sinne primärer seien, wäre dann falsch gestellt. Primär wäre die „Urhorde" Freuds, in der der Ödipus-Komplex erworben wurde. Seine Folge wäre das Matriarchat. Es läßt sich nicht ohne weiteres sagen, ob kulturgeschichtlich dieses ein Durchgangsstadium auf dem Wege zu unserem Patriarchat war; denknotwendig ist das nicht. Jedenfalls ist das Mutterrecht ein Mittel, um ein Zusammenleben mit dem leiblichen Vater, das einem primitiven Ödipus-Komplex unmöglich war, zu ermöglichen. Die Wieder-Übernahme der „*Potestas*" durch den Vater ist sicher eine wichtige Stelle der Kulturentwicklung. So weit wir sehen, wurde sie ermöglicht durch Ersetzung des ursprünglichen Hasses durch sublimierte homosexuelle Liebe und der Mordgedanken durch Kastrationsgedanken; der Preis, der dafür

gezahlt werden mußte, war die Verminderung der Potenz des zivilisierten Mannes.

Die Lektüre dieser Arbeit, die so bedeutende originelle Gedanken enthält, ist nicht nur für den Ethnologen, sondern sicher auch für den ethnologisch nicht weiter gebildeten Psychoanalytiker außerordentlich interessant.

Fenichel (Berlin)

Schroeder, Theodore: The Psycho-Analytic Method of Observation. Int. Journal of PsA. VI/2.

Da die bisheriger Psychologie fremden Resultate der Psychoanalyse auf ihrer bisheriger Psychologie fremden Methode beruhen, könnte auch nur eine methodologische Kritik sie treffen. Eine solche — einzig sachliche — Kritik der Psychoanalyse ist nach der Ansicht des Autors bis jetzt noch nicht geleistet worden. Um sozusagen Kritiker in das rechte Gleis zu bringen, versucht der Autor eine Darstellung der psychoanalytischen Beobachtungsmethode und betont ausdrücklich, daß diese nicht mit der psychoanalytischen therapeutischen Technik zusammenfällt.

Der hochdifferenzierte Prozeß der „Einfühlung" in einen fremden Menschen ist mehr als eine bloße Projektion eigener seelischer Empfindungen in ein Objekt, wie es ungefähr Lipps und Wundt meinten und wie es bei einer „Einfühlung" in Unbelebtes der Fall sein dürfte; sie verdient durch eine eigene Bezeichnung *(„empathy")* von primitiveren Einfühlungsarten unterschieden zu werden. Sie ist die Grundlage der Psychoanalyse. Sie ist jeder äußerlichen Beobachtung absolut inadäquat, wie eine aufschlußreiche Gegenüberstellung der beiden Methoden zeigt; während sonst naturwissenschaftliche Beobachtung alle Affekte des Beobachters ausschalten muß, können Affektvorgänge nur voll beobachtet werden, wenn man seine eigenen analogen Affektvorgänge spielen läßt. Der Psychoanalytiker muß bei der Arbeit Erinnerungen aus der eigenen psychischen Vergangenheit reproduzieren und sie mit dem Beobachtungsmaterial vergleichen. Er muß deshalb zunächst Logik und Kritik ausschalten, (woran ihn keine eigenen Verdrängungen hindern dürfen), um dann erst beim nachfolgenden Vergleichen die nötigen Korrekturen anzubringen, (woran der unter Verdrängungen Leidende gleichfalls gehindert wäre). Er sieht die Versuchsperson gleichsam von innen her, benutzt die Kenntnis der eigenen unbewußten Determinanten zum Verständnis der fremden. Wer die *„empathy"* nicht kennt, kritisiert, die Psychoanalyse baue ihre Schlüsse auf „vage Analogien" auf; dieser Eindruck entsteht, weil das eigentliche psychoanalytische Erleben in Worten nicht ganz wiedergegeben werden kann; die Worte der psychoanalytischen Literatur täuschen Analogien vor, wo in Wahrheit unbezweifelbare Identitäten vorliegen.

Die Tatsachen, daß der Psychoanalytiker nicht nur Einfühlungsfähigkeit besitzen, sondern auch seine für gewöhnlich unbewußten Regungen (z. B. prägenitale) zur bewußten Verfügung haben muß, daß er seine Arbeit ohne ein lebendiges Verständnis für seelische Entwicklungsprozesse nicht leisten kann, daß er seine

Vergangenheit nach Fakten, Gefühlstönungen, Genesen und wirksamen psychischen Mechanismen kennen muß, daß die dazu nötige Introspektion von allem, was bisher so genannt wurde, wesensverschieden ist, macht für den Psychoanalytiker die vollendete eigene Analyse zur unumgänglichen Voraussetzung. Die neue von Widerständen befreite Introspektion läßt die Seele als organische Einheit, als dynamisches und sich entwickelndes Ganzes erfassen. Die nötige Korrektur bringt hier der technische Kunstgriff der „induktiven Introspektion", d. h. die Anwendung der Freudschen Regel, alle seelischen Erscheinungen, die man nicht mit bewußten Motiven erklären kann, so anzusehen, als ob sie Erscheinungen einer anderen Person wären.

Die für psychoanalytische Forschungsarbeit notwendigen Voraussetzungen werden am Ende zusammengefaßt: 1) Unwirksamkeit der eigenen Widerstände, 2) Geschicklichkeit im Unterscheiden unbewußten Materials von bewußtseinsnahem, 3) Fähigkeit, das unbewußte Material des anderen sofort mit dem entsprechenden nunmehr bewußten eigenen Material in Verbindung zu bringen. — Für therapeutische Arbeit müssen außerdem noch weitere Vorbedingungen erfüllt sein, z. B. eine gewisse pädagogische Begabung, wesensverschieden von der von Dubois.

Sicher ist diese dankenswerte Darstellung in allen Punkten durchaus richtig. Und doch meldet sich bei der Lektüre der Verdacht, daß die nachdrückliche Betonung der Einfühlungsgrundlage der Analyse und die relativ oberflächliche Behandlung der nachherigen kritischen Korrektur dem, der die Psychoanalyse nicht kennt, nicht den richtigen Eindruck von der naturwissenschaftlichen Legitimität unserer Methode vermitteln könnte. Fenichel (Berlin)

## Gemünd, Dr. Wilhelm: Leben und Anpassung. Bonn 1925.

Daß logisch einwandfreies Durchdenken des biologischen Geschehens zu Resultaten führen kann, denen sich die Psychoanalyse auf dem Wege der Empirie genähert hat, zeigt Gemünds Schrift. Sie bearbeitet ein Gebiet, das unsere Beachtung in hohem Grade auf sich zieht: Das der Organisierung und Vererbung erworbener Eigenschaften und damit der Anpassung an die Realität.

Gemünd ist ein konsequenter Schüler Semons, dessen in „Die Mneme" und „Die mnemischen Empfindungen" niedergelegte Gedankengänge er in vollem Umfange auf das Gebiet der Anpassung anwendet:

Daß die lebende Substanz im gegenwärtigen Zeitpunkt auf einen aus der Außenwelt wirkenden Reiz überhaupt anspricht, hat sie ihrer spezifischen Struktur zu verdanken, die dadurch erklärt ist, daß die reizauslösenden Elemente des aktuellen Reizkomplexes in anderer und eventuell immer wieder anderer Ordnung im phylogenetischen oder ontogenetischen Vorleben erfahren wurden. Dadurch muß sich schließlich die lebende Substanz in bezug auf diese Reizelemente im Sinne einer durch Generationen immer fester werdenden „molekularen" reaktiven Umgruppierung verändern.

„So wurzelt der ganze ungeheure Engrammschatz, der unsere Gegenreaktionen auf die momentanen Reize der Umwelt bewirkt und beeinflußt, und dadurch unser

jeweiliges Verhalten in der Gegenwart regelt, dem wir unsere Art-, Rassen- und Charaktereigenschaften, kurz, unser allgemein menschliches und individuelles Gepräge verdanken, in den Geschehnissen, Erlebnissen und aus ihnen sich ableitenden, in ebenso zahlreichen Engrammen und Engrammsystemen verankerten Erfahrungen der Vergangenheit in unserem eigenen Leben und dem unserer Vorfahren. Auf diese Weise unterliegt unser derzeitiges Verhalten, natürlich nicht nur auf dem Gebiete der psychischen, sondern auch dem der motorischen, sekretorischen, nutritiven, plastischen Reaktionen, also im Bereiche sämtlicher Organfunktionen, ständig dem regulierenden, sichtenden, gleichsam prüfenden und alle bisherigen Erfahrungen und Erwerbungen in unser gegenwärtiges Verhalten einbeziehenden Einfluß unseres historischen Bildungs- und Entwicklungsganges" (S. 100).

Aber wir reagieren zu verschiedenen Zeiten auf denselben Reizkomplex nicht in gleicher Weise. Es muß also in der Zwischenzeit eine reaktive Umformung innerhalb der leb. S. (= lebenden Substanz) geschehen sein, die demzufolge unter einer in ihr selbst begründeten Reizwirkung stehen muß. Es sind dies die „topogenen Erregungen" Semons, Reize, die „mit der gegenseitigen Lagebeziehung der verschiedenen Gewebe und Gewebsteile und dem Druck, den sie aufeinander ausüben, zusammenhängen" (S. 18). „Demnach ist auch der Ruhestoffwechsel ein Reizstoffwechsel beziehungweise Erregungsstoffwechsel, aber ein Reizstoffwechsel, der charakterisiert ist durch ein dauernd bestehendes Stoffwechselgleichgewicht ohne stärkere, vom Mittelwert sich allzuweit entfernende Ausschläge" (S. 18).

Es ergibt sich, daß nur Reize aufgenommen werden können, für die in der leb. S. ein Resonanzvermögen besteht. „Dieses und die ihm zugrunde liegenden spezifischen Strukturen können sie (die relativ primitiven Strukturelemente des kindlichen Gehirns) aber im bisherigen eigenen Leben des Kindes nicht erworben haben. Dieselben müssen sich also auf die Erlebnisse der Vorfahren und die Vererbung der von ihnen erworbenen Eigenschaften (Struktureigentümlichkeiten) zurückführen" (S. 92).

Mit diesen Überlegungen tritt Gemünd an das Problem der aktiven Anpassung heran. Er folgert aus ihnen, daß „jeder als Erfolg eines Reizeinfalles schließlich resultierende und nach der Zahl seiner Komponenten unter Umständen äußerst komplizierte Erregungskomplex im allgemeinen mit der weit überwiegenden Mehrzahl seiner Komponenten in der Vergangenheit, dem Vorleben des betreffenden Organismus und seiner Ahnen wurzelt und hiedurch in erster Linie sein Ablauf und die ihn schließlich manifestierende Reaktion bestimmt wird. Die Reizeinwirkungen des gegenwärtigen Augenblicks stellen eigentlich nur die auslösenden Momente für diese mnemischen Komponenten dar, während sie nur mit einem ganz geringen Bruchteil der von ihnen bewirkten Erregung in der Gegenwart wurzeln" (S. 110).

So stellt sich Gemünd der auf einen äußeren Reiz erfolgende Erregungsablauf als die „energetische Resultante all der Einzelerregungen dar, wie sie sich aus den Gesetzen der Superposition und Interferenz von Schwingungen ergibt, oder wie sie, wenn wir weniger an die Erregungsabläufe (Schwingungen)

als an die in ihnen sich ausdrückenden Kräfte und Strebungen denken, unter dem Bilde eines Kräfteparallelogramms, beziehungsweise da es sich um mehr als zwei Kräfte handelt, eines Kräftepolygons vorgestellt werden kann“ (S. 113).

Es ist nun ohne weiteres einleuchtend, daß die phylogenetisch und ontogenetisch ältesten Strukturelemente entsprechend ihrer größeren Erfahrung auch weit größere energetische Komponenten abgeben als die jüngeren, deren Äußerung Willens- und Bewußtseinsphänomene entsprechen. Darum „können wir diese . . . also völlig außer acht lassen, und unser Interesse lediglich den supponierten zugeordneten Vorgängen im materiellen Substrat unseres Geisteslebens zuwenden. Diese, beziehungsweise die dort sich vollziehenden Homophonien von Erregungen, die Bildung der energetischen Resultanten, der abstrahierenden Sammelengramme usw. sind die Ursachen der Anpassungen und Selbstregulationen auch unseres Geisteslebens, nicht unser Bewußtsein und unser Wille. Damit entfällt dann aber auch jede prinzipielle Schranke gegenüber den Erregungsvorgängen und entsprechenden Folgezuständen jedweder anderen Form der leb. S. Die Unterschiede sind nur solche des Grades und der Komplikation. Und die Fähigkeit der Reizbewahrung usw. sind auch dort (in der leb. S. schlechthin, nicht allein in der nervösen Substanz) die Ursachen der Anpassung und der Selbstregulationen. Hier wie dort unterstellen sie das gegenwärtige Geschehen dem regulierenden und sichtenden Einfluß der Vergangenheit“ (S. 145 f.).

Wir sehen hier einen Biologen Probleme behandeln, die auch uns angesichts des Wiederholungszwanges, der Gestaltung des Über-Ichs, des Auftauchens archaischer Inhalte u. ä. Erscheinungen entgegentreten.

Wir finden in dieser Schrift vor allem zwei wichtige Gesichtspunkte erörtert und vorläufig mehr oder weniger im Sinne unserer Forschung beantwortet:

Erstens enthält sie den Versuch einer prinzipiellen Gleichsetzung von phylogenetischem und individualhistorischem Geschehen für die aktuellen Reaktionsformen.

Der zweite bedeutungsvolle Punkt ist die konsequente Parallelsetzung des psychischen Geschehens mit jedem anderen biologischen Vorgang. Die Psyche wird nie isoliert, sondern nur unter ständiger Berücksichtigung der Gesamtsituation der leb. S. gesehen, sozusagen als zugänglichster Spezialfall des gesamten Reaktionskomplexes. Denn die Psyche ist letzten Endes nie eine Einheit, der man eine Einheit „Körper“ gegenüberstellen könnte, sondern höchstens ein Aspekt, durch den die biologische Einheit „lebende Substanz“ wahrgenommen werden kann (was natürlich nicht ausschließt, daß sie praktisch oft isoliert betrachtet werden muß). — Die in der Großhirnrinde lokalisierte Psyche ist eben die phylogenetisch jüngste Reaktionsweise der leb. S. und infolgedessen die der äußeren Einwirkung zugänglichste und darum am unmittelbarsten verstehbare Schicht einer Hierarchie, deren ältere (nur künstlich aus der Gesamtheit „leb. S.“ zu trennende) Anteile weniger und immer weniger auf die Reizeinwirkungen der Außenwelt plastisch reagieren, da ihren immensen Erfahrungsinhalten gegenüber der einzelne Reiz von außen immer weniger ausmacht und so im extremen Fall höchstens auslösend, nicht mehr richtunggebend wirken kann. In unserer Sprache: Je phylogenetisch älter eine Schicht der leb. S. ist, desto narzißtischer reagiert sie.

Die Freude an der Einschlägigkeit dieser Gedankengänge kann uns aber nicht hindern, den prinzipiellen Nachteil der Art des Vorgehens von Gemünd wahrzunehmen: In seinem Bestreben, sein System lückenlos zu schließen, verfällt Gemünd einem konstruktiven Atomismus, mit dessen Hilfe er jeden beliebigen Reiz auf eine der Empirie nirgends zugängliche Kombination hypothetischer Reizelemente zurückführen kann. Damit hat er sich den Boden empirischer Forschung zugunsten eines spekulativen Systems entzogen. Bally (Berlin)

Günther, Just: Begriff und Bedeutung des Zufalls im organischen Geschehen. J. Springer, Berlin 1925.

Der „Zufalls"begriff kann zweierlei Bedeutungen haben. Einmal wird als „zufällig" ein Geschehen bezeichnet, bei dem eine individuelle Beziehung zum Kausalen fehlt, das also nicht der kausalen Analyse des Einzelfalles, nur der statistischen und wahrscheinlichkeitsmathematischen Erfassung zugänglich ist; die kausale Geschlossenheit der Welt wird durch solchen Zufall nicht durchbrochen, die Möglichkeit der Analyse der für die Einzelfälle unberechenbaren Massenerscheinungen beweist sie vielmehr erst recht. Zweitens gilt als „zufällig" das Phänomen, dem bei geschlossener Kausalkette — eine finale Beziehung fehlt; in diesem Sinne wäre die Entstehung der zweckmäßigen biologischen Formen nach Darwin zufällig. — Der Autor untersucht besonders die Beziehung der Mutationen zu den beiden Zufallsarten und kommt zum Resultat, daß es neben in beiden Sinnen zufälligen Mutationen auch solche, die kausal, und solche, die final gerichtet sind, geben dürfte. Fenichel (Berlin)

Flügel, J. C.: *Some unconscious factors in the international language movement with especial reference to Esperanto.* Int. Journal of PsA. VI/2.

Flügel bietet uns eine sehr aufschlußreiche gründliche Studie über die unbewußten Grundlagen der Esperantobewegung, die auch für die allgemeine Sprachpsychologie von Bedeutung ist. Er geht bei seiner Untersuchung von dem fast religiösen Charakter dieser Bewegung aus. Nicht die Sprache, sondern ihre „innere Idee", die Idee der internationalen Verbrüderung, ist der Gegenstand der Begeisterung der Esperantisten. Die Sprache ist das Symbol dieser Idee und hat — wie alle Symbole — hohen Gefühlswert *(„la karo linguo")* Diese Differenz gegenüber anderen künstlichen Hilfssprachen wird verständlich durch die Persönlichkeit ihres Gründers Zamenhof, dem selbst seine Sprache nur ein Mittel zum Ziel der uneingeschränkten Menschenliebe bedeutete. Es ist kein Zweifel, daß er für die meisten Esperantisten die Stelle eines Idealvaters einnimmt, gleichermaßen ausgezeichnet durch seine Schöpferkraft und seine umfassende Liebe, denn seine Schöpfung, das Esperanto, gab er allen Menschen in gleicher Weise. Sein Verzicht darauf, als „Eigentümer" seiner Sprache zu gelten, ist, da die Sprache („Muttersprache") mütterliche Bedeutung hat, von hervorragender symbolischer Bedeutung für die Ödipus-Wünsche seiner Anhänger.

Trotzdem hat sich auch hier das Inzestverbot durchgesetzt, freilich an anderer Stelle, nämlich im sogenannten *„netusebleco“*, d. h. in der Regel, das *„fundamento“*, die Grundgesetze der Grammatik, dürften niemals und von niemand geändert werden. Diese Bestimmung, heilig für alle echten Esperantisten, war immer der Stein des Anstoßes für alle Aufrührer, z. B. bei der Gründung der „Ido“bewegung. Es wird im einzelnen gezeigt, wie alle Schritte Zamenhofs immer dazu geeignet waren, ihn als gütigen Vater erscheinen zu lassen, so wie die Esperantisten sich in ihrer Hymne auch selbst *expressis verbis „una granda rondo familia“* nennen.

Vom Sozialismus, der ja auch Liebe und Frieden will, unterscheidet sich die Esperantobewegung durch das Fehlen des wirtschaftlichen Moments in ihrem Programm und durch den Mangel an gewalttätig-revolutionären Elementen. Man kann sie eher mit dem Urchristentum vergleichen, mit dem sie die prävalente Vaterliebe, die Brüderlichkeit zu allen Menschen, die engen Bande zwischen den Mitgliedern und den sozial niedrigen Stand ihrer Anhänger gemein hat. Eine durch den letzten Umstand bedingte gewisse Roheit der Propaganda stößt heute manchen Kultivierten ebenso von der Esperantobewegung ab, wie seinerzeit manchen Römer vom Christentum. Die Persönlichkeit Zamenhofs selbst verleitet zu diesem Vergleich: Er scheint sich zu Beginn der Bewegung geradezu für das Wohlergehen seiner Anhänger persönlich verantwortlich gefühlt zu haben. Aufgewachsen in Bialystok, wo Polen und Russen, verschiedene Sprachen sprechend, einander haßten, hat er früh ein tiefes Empfinden für fremdes Leiden gehabt, das ihm die Überwindung der Rassenstreitigkeiten zum Ziele setzte. Seine Liebe, Selbstlosigkeit, Geduld und Toleranz entsprachen mütterlichen Eigenschaften, seine linguistische Begabung, sein Pflichtgefühl, seine Ausdauer väterlichen. Zamenhof war in seiner Jugend sehr gläubig (beide Eltern waren fromme Juden) und setzte nach einer schweren Depression nach Verlust seines Kinderglaubens das Ideal der Menschenliebe an die Stelle Gottes. Die Bildung der charakterlichen Synthese aus Eigenschaften beider Eltern kann ihm nicht leicht gefallen sein, da der Vater von einer außerordentlichen, oft grausamen moralischen Strenge war, so daß er einmal sogar in der Abwesenheit des Sohnes sein Manuskript mit dem Schema für eine internationale Hilfssprache vernichtete, weil er in den Sprachstudien seines Sohnes nur Zeitvergeudung sah. Die daraus stammende Feindseligkeit gegen den Vater verrät sich gelegentlich in der sonst so friedliebenden Bewegung bei der Propaganda.

Hinter den Ödipus-Regungen verbergen sich in der Esperantobewegung primitivere prägenitale und narzißtische Regungen. Die phallische und die Flatusbedeutung der Sprache, die von Jones nachgewiesen wurde, kommt auch dem Esperanto zu. Sprachliches Können wird im Unbewußten sexuellem Können gleichgesetzt, sprachliches Versagen der Impotenz; die Sprache selbst ist das Produkt der Sublimierung sexueller Kräfte, was mit der Theorie von Sperber übereinstimmt, der sich neuerdings hervorragende Philologen wie Jespersen angeschlossen haben. Beim Reden in der Muttersprache wird der Ursprung freilich nur deutlich, wenn die Sprache besonders „sexualisiert“ ist. Das Reden und

Verstehen von fremden Sprachen aber ist von hohen Affektwerten durchsetzt, ein Versagen macht schwere Impotenzgefühle, ein Erfolg inadäquat hohes Machtgefühl. Da es sich mit Esperanto hierin nicht anders verhält als mit natürlichen Sprachen, geben sich auch die philologisch Interessierten gern mit Esperanto ab, die sehr viele Sprachen beherrschen, das Erlernen einer Hilfssprache rational also gar nicht nötig hätten. Das Potenzgefühl kann aber infolge mehrerer Umstände durch Esperanto noch mehr geweckt werden als durch natürliche Sprachen: Erstens ist Esperanto viel leichter zu erlernen; zweitens kann innerhalb des unantastbaren *fundamento* jedermann selbst neue sprachliche Formen schaffen; drittens ist bei den natürlichen Sprachen der, dessen Muttersprache sie ist, in unausgleichbarem Vorteil, bei Esperanto ist die Basis für alle gleich. Sprachliche Fehler erscheinen endlich hier nie so lächerlich wie bei den natürlichen Sprachen.

Das Ziel der Hilfssprachen, die Überwindung der Sprachenverwirrung, ruft den Mythos vom Turmbau zu Babel in Erinnerung, der nach Lorenz ein Ausdruck des Ödipus-Komplexes, des Kampfes gegen den Vater ist. Ist das richtig, so ist die strafende Sprachenverwirrung ein Symbol der Kastration. Dazu stimmen andere Varianten des Mythos, die den Kastrationscharakter der göttlichen Unterbrechung des Turmbaues deutlich erkennen lassen. Andere Mythen, die von einer plötzlichen Verständigung verschiedensprachiger Menschen erzählen, die Erscheinung der Glossolalie (Pfister) wollen diese durch die Sprachverwirrung gesetzte Kastration wieder aufheben. Die Hilfssprache ist also die Erfüllung eines alten Sehnsuchtstraumes der Menschheit, eine angenommene Urkastration wieder wettzumachen.

Jones hat die analen Regungen, die bei sprachlichen Angelegenheiten immer hinter den genitalen stecken, deutlich gemacht. Bei der Freude, sprachlich schöpferisch tätig zu sein, wird das besonders deutlich. Das lustvolle Spielen mit dem Kot findet sein sprachliches Gegenstück im „Spielen mit der Sprache", im Ausdenken neuer Phrasen und Redeweisen, wozu Esperanto reichlich Gelegenheit bietet. Wie immer sind anale Regungen auch hier enge mit sadistischen verbunden, wie die revolutionäre Idobewegung zeigt, die gleichzeitig Vatermord (Aufstand gegen Zamenhof), Mutterinzest (Veränderung der Sprache) und anale Beschäftigung darstellt. Im *„netusebleco"* ist neben dem Inzestverbot auch das Verbot analer Spielereien enthalten.

Der Widerstand gegen das Esperanto beruht auf einem richtigen Verständnis seiner unbewußten Grundlagen. Oft wird die Hilfssprache einfach „ekelhaft" empfunden — wie sonst anale Angelegenheiten. Oft wird der Idee der Hilfssprache die „Heiligkeit der Sprachen" (Mutter) als Argument entgegengehalten. Bei der sexuellen Bedeutung des Sprachenstolzes leiden die, die fremde Sprachen beherrschen, immer an Minderwertigkeitsgefühlen, die überkompensiert werden müssen, und lehnen die Hilfe der künstlichen Sprachen so ab, wie etwa ein alter Mann es ablehnt, sich beim Anziehen des Rockes helfen zu lassen. — Man kann auch noch zeigen, eine wie große Rolle anale Momente bei der Entstehung der Hilfssprachen gespielt haben: So schuf Urquart 1653 den Entwurf einer Sprache mit 11 Kasus, 4 Numeri (Singular, Dual, Trial, Plural),

11 Geschlechtern, 7 Modus und 11 Tempora. Molenaar publizierte 1903 den Entwurf einer in entgegengesetzter Weise ganz besonders „sparsamen" Sprache.

Zusammenfassend wird noch einmal gezeigt, wie in der Esperantobewegung zahlreiche unbewußte Mechanismen am Werke sind (Ödipus-Komplex, Narzißmus, Analerotik), von denen die meisten auch der Beschäftigung mit natürlichen Sprachen zukommen müssen, so daß die Beschäftigung mit Psychoanalyse den Philologen zu neuen Einsichten wird verhelfen können. Fenichel (Berlin)

Cohn, Max: Grenzen und Mystizismus in der Psychoanalyse. Abhandlungen aus dem Gebiete der Psychotherapie und medizinischen Psychologie, herausgegeben von Albert Moll. Enke, Stuttgart 1926.

Man ist von Autoren, die sich für berufen halten, gegen die Psychoanalyse zu Felde zu ziehen, mancherlei gewohnt; aber ein so merkwürdiges Werk wie das vorliegende ist dem Referenten bisher noch nicht in die Hände gelangt. In affektreicher, nach den meisten Sätzen Rufzeichen benötigender, völlig unübersichtlicher und ungeordneter Schreibart werden die Resultate der Psychoanalyse angegriffen, wobei die Argumentation in der Anekdote vom Topf, der erstens schon zerbrochen gewesen sei, als man ihn ausborgte, zweitens noch ganz sei, weit übertroffen wird, indem Freudsche Funde einmal als gültige Selbstverständlichkeiten behandelt, dann wieder wie des Autors Funde dargestellt, dann wieder als längst vor Freud anerkannte Tatsachen nachgewiesen werden, um schließlich eine ausdrückliche „Widerlegung" und Zurückweisung als barer Unsinn zu erfahren. Die zu widerlegenden Freudschen Ansichten selbst sind oft recht merkwürdige: So werden wir unter anderem darüber belehrt, daß die Psychoanalyse Ethnologie, Soziologie, Religion und Kunst „in sich einbeziehen" wolle, daß die Triebe nach Freud weder physisch noch psychisch seien, sondern ein drittes Reich darstellen, den Ideen Platos vergleichbar, daß Freud „das Physiologische nur als ein verzerrtes Psychisches gelten" lasse, daß „den Beweis für den Ödipus-Komplex Freud die Ödipus-Sage liefere", daß die Lehre von der Verdrängung aufgegeben und durch eine Lehre von der Verurteilung ersetzt sei, daß Freud der Telekinese verständnisvoll gegenüberstehe; das Gleichnis von den Räumen, das in den „Vorlesungen" die topische Auffassung erläutert, bringt den Autor zur Formulierung über die Freudsche Theorie: „An diesen Raum des Unbewußten läßt Freud einen weiteren . . . sich anschließen, den er als ‚Salon' bezeichnet." Die Inhaltsangaben von „Jenseits des Lustprinzips" und „Das Ich und das Es" werden demgemäß reine Karikaturen. Der Inhalt des „Jenseits" z. B. sei, daß Freud, der bisher die Alleinherrschaft des Lustprinzips gelehrt hätte, nunmehr auch ein Realitätsprinzip gelten lasse, der Unfallskranke erspare sich durch eine körperliche Verletzung eine Neurose, weil „durch die Wunde das Physiologische gleichsam einen Schlitz bekommen habe", wobei die Übereinstimmung zwischen Freud und Bergson, der schon alles vorher gewußt hätte, sich bis auf den gemeinsamen Gebrauch des Wortes „Schlitz" erstrecke; (Referent hat die einzig in Betracht kommende Stelle im „Jenseits", Ges. Schr. Bd. VI, S. 221/222, nach-

gesehen, ohne das Wort „Schlitz" finden zu können); den Satz im „Ich und Es" „Das Ich ist vor allem ein körperliches" (Ges. Schr. Bd. VI, S. 369) faßt der Autor dahin auf, daß das Ich als körperliches Wesen, etwa als Tierchen, gedacht sei. — Die Gegenargumente des Autors sind, soweit sie verständlich sind, die gewohnten: Das Unbewußte sei metaphysisch, nur logisch erschlossen und deshalb ohne Wahrheitswert *(sic)*, das Es mysteriös, nach der Analyse sei eine Synthese nötig, in der Seele gäbe es keine Energie, das Sexualleben werde in „fast unerträglichem Maße bewertet"; die Traumlehre wird durch den Hinweis widerlegt, daß Träume Phantasieprodukte seien, was Freud übersehen hätte. — Neu und beachtenswert ist nur der Stil, in dem das alles vorgebracht wird, die Wiederholungen, Widersprüche, Pleonasmen, die von einer unvorstellbaren Nachlässigkeit zeugen. Behauptungen, wie daß etwas „Umgestaltungen, Veränderungen und Modifikationen" erleide, finden sich in jedem Satz. Den Satz z. B. „Diese Potentialitäten oder Möglichkeiten (Bereitschaften) werden gebildet auf Grund der physiologischen Faktoren, mit denen sie in der physisch-psychischen Organisation als ihrer und der stofflichen Faktoren Trägerin Einheit und Ordnung verknüpft sind, und durch ihre eigenen Antezedentien" hat Referent nicht verstanden; er kann deshalb seinen Inhalt nicht referieren und setzt ihn lieber *in extenso* hieher. — Während Freuds „Hauptfehler" in seiner Trieblehre liegt, faßt der Autor die seine zusammen: „Die Triebe sind einfache Handlungen des lebenden Organismus, die häufig durch einen einzigen Eindruck ausgelöst, ohne das Antezedens der Überlegung oder der Wahl, impulsiv und selbst ohne das Gefühl der Selbsttätigkeit (Spontaneität) zu Handlungen sich umsetzen. Im engeren Sinne sind sie Strebungen, die auf Grund der verschiedensten Bedürfnisse des Organismus als gleichsam dessen Nicht-Ich (primärer, sekundärer, körperlicher und geistiger Bedürfnisse) sich äußern."

Der Kuriosität halber sei noch erwähnt, daß nach dem Autor die Säuglingssexualität bis zum dritten oder vierten Lebensjahr währe, das Denken bis zum vierten Lebensjahr vorbewußt, später erst bewußt sei, das Bewußtsein „stets nur ein Abgeleitetes, eine Abstraktion, nichts Unmittelbares" und die Kausalität eine unbewiesene Hypothese sei.

Wir hätten über dieses Werk nicht so viel Worte verloren, wäre es nicht in einer vielgelesenen Sammlung psychotherapeutischer Arbeiten erschienen; es ist doch wohl gut, da wieder einmal festzustellen, was in dieser Beziehung auch 1926 noch möglich ist.

Fenichel (Berlin)

Furrer, A.: Der »moralische Defekt«, das Schuld- und Strafproblem in psychanalytischer Beleuchtung. Orell Füssli-Verlag, Zürich 1926.

In dieser verdienstvollen kleinen Arbeit wird gezeigt, wie groß die Bedeutung der liebevollen Erziehung für die Herstellung der moralischen Hemmungen ist. „Je weniger zärtliche Liebe einem kleinen Kinde geschenkt wird, desto weniger wird es geneigt sein, auf primitive Triebbefriedigungen zu verzichten und die Libido . . . in gesellschaftsgerechte Bahnen hineindrängen zu lassen." Die

Bedeutung der Milieuwirkungen für die Entwicklung der Sublimierungsfähigkeit wird mit Recht besonders hervorgehoben. Die Angst, die im Schuldgefühl gefunden wird, sei erst in zweiter Linie Straffurcht, im Kern sei sie Angst vor drohendem Liebesverlust.

Für nicht zutreffend halten wir die Ansicht, daß „hochgradige Liebesunfähigkeit, das Unvermögen, zärtliche ‚Objektbindungen' herzustellen, die konstitutionelle Grundlage des moralischen Defektes" sei. Die Analysen „moralisch Defekter" — der weniger wertende Begriff „triebhafter Charakter" wäre vorzuziehen — zeigen, daß die als angeboren imponierende Liebesunfähigkeit ein Erfolg allzu brutaler oder (seltener!) zuviel gewährender Erziehung ist. Davon abgesehen ist schwer vorzustellen, wie Liebesunfähigkeit angeboren sein sollte, da doch nur die Libido, an erogene Zonen gebunden, mitgebracht wird und die Objektliebe, wie Freud gefunden hat, sich erst relativ spät entwickelt; auf die Art dieser Entwicklung hat einzig das Erlebnis Einfluß.

Richtig ist, daß das Schuldgefühl von der Liebesfähigkeit abhängt, aber daraus ergibt sich noch nicht, daß die moralisch Defekten kein Schuldgefühl entwickelt hätten. Im Gegenteil: wir sehen, daß bei Fällen von *moral insanity* ein verdrängtes Schuldgefühl mit am Werke ist und daß das mit dem Ich im Konflikt stehende Über-Ich nicht imstande ist, die Impulse zu hemmen.

Der Autor tritt dafür ein, „daß das Hauptziel der Erziehung in der Weckung, Förderung und Erhaltung der Liebesfähigkeit bestehen muß", und berührt das Kernproblem der Erziehung, indem er schreibt: „. . . Die Störungen des Liebeslebens der Eltern verdienen die gleiche Beachtung wie diejenigen des Kindes."

An die Stelle der Strafen, die „ihren Sinn verloren haben", weil es zufolge der Determiniertheit alles Geschehens keine Schuld gäbe, sollten treten: Schutzmaßnahmen, Erziehung der besserungsfähigen Delinquenten, Freiheitsentzug, Analyse von Rechtsbrechern etc. — Hierzu wäre nur zu bemerken, daß aus der Negierung der Willensfreiheit noch nicht folgt, daß das Individuum für sein unbewußt determiniertes Handeln nicht verantwortlich sei. Ob man für sein Unbewußtes einzustehen hat, ist eine Sollfrage, die durch die Feststellung der Determiniertheit des Handelns nicht entschieden werden kann. Die Frage, ob die Strafen abzuschaffen seien, ist mit dem Autor zu bejahen, aber nicht deshalb, weil „es überhaupt keine Schuld gibt", sondern weil sie das Gegenteil von dem erzielen, was beabsichtigt wurde: sie werden Ursachen neuer Schuld.

W. Reich (Wien)

Slight, David: Hypnagogic Phenomena. (Journal of abnormal Psychology and Social Psychology, Vol. XIX, p. 274.

Der Autor sieht sich auf Grund seiner Untersuchungen über hypnagogische Erscheinungen zu einer weitgehenden Anerkennung der „funktionalen Symbolik" Silberers veranlaßt und unterschätzt daher, wie zu erwarten, die Symbolbedeutung im psychoanalytischen Sinne und die Tätigkeit der Traumzensur. Er führt eigene Erlebnisse als Beispiele an und gehört offenbar zu den nicht sehr häufigen Personen, bei denen Silberers Phänomene eine hervorragende Rolle spielen.

Die Beweismittel, die er anwendet, um die Richtigkeit funktionaler Deutungen hervorzuheben und tiefergehende psychoananalytische Deutungen als zweifelhaft darzustellen, verraten eine überraschende Unkenntnis der Psychoanalyse. So behauptet er, die Freudsche Schule begnüge sich mit der willkürlichen Deutung einzelner aus dem Traumzusammenhang herausgerissener Symbole, und weiß nicht, daß der einzige Wert von Symboldeutungen bei der Traumanalyse darin besteht, nicht bloß den Traumzusammenhang, sondern auch das Unbewußte des Patienten aufzudecken, und daß man nur dann nach eigener Willkür ein Symbol deutet, wenn die Einfälle des Träumers versagen und wenn dadurch ein sonst sinnloser Vorgang klar verständlich wird. James Glover (London)

Fortune, R. F.: The symbolism of the serpent. Int. Journal of PsA. 1926, VII, 2.

Wohlgemuth hat unlängst wieder angezweifelt, daß die Schlange ein Sexualsymbol sei, sie stelle nur ein Symbol der Unsterblichkeit dar. Demgegenüber zitiert der Autor eine bei den Maoris Neu-Seelands verbreitete Variante des Sündenfallmythos, bei der die Frau durch einen Aal zu sexuellem Verkehr mit dem Mann verführt wird. Der Aal ist nicht nur der Schlange ähnlich, sondern auch etymologisch mit ihr verbunden. Auch zahlreiche Dichterstellen offenbaren unzweideutig die sexuelle Natur des Schlangensymbols. Fenichel (Berlin)

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik. Herausgegeben von Dr. Heinrich Meng und Professor Dr. Ernst Schneider, Hippokrates-Verlag, Stuttgart-Berlin-Zürich, 1. Jahrgang, Heft 1.

Freud hat wiederholt auf die Bedeutung hingewiesen, die der psychoanalytischen Forschung für die Pädagogik zukommt. Die von ihr vertretene Neuorientierung der Kinderpsychologie, die zum erstenmal die kardinale Stellung des Trieblebens in der Kinderseele berücksichtigt, bedingt auch eine Neuorientierung aller Pädagogik, die mehr als Intuition sein will. Man braucht nur Namen wie Bernfeld, Friedjung, Hug-Hellmuth, Klein, Pfister, Wera Schmidt zu nennen, um daran zu erinnern, daß die Freudschen Anregungen auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Aber wie wenig Widerhall fand das Wirken dieser Einzelnen bisher in der pädagogischen Literatur, obwohl der Widerstand gegen die Psychoanalyse unter den jungen Pädagogen zweifellos viel geringer ist als unter den jungen Ärzten! Unter solchen Umständen ist es außerordentlich erfreulich, wenn eine Zeitschrift auftaucht, die sich ausschließlich den Beziehungen von Analyse und Pädagogik widmen will, sowohl der wissenschaftlichen Forschung als auch der Verbreitung analytischer Denkweise in pädagogischen Kreisen. Die Persönlichkeit der Herausgeber garantiert dafür, daß psychoanalytisch Inhalt und Niveau der Zeitschrift einwandfrei sein werden. Das Programm, das sie sich stellen, hat keinen geringen Umfang: Kinderanalysen, Analysen an Erwachsenen, soweit sie auch Probleme der Kinderpsychologie behandeln, ana-

lytisch orientierte Erziehung in Schule und Haus, Heil- und Fürsorgeerziehung, Lehrerbildung, Erziehungs- und Berufsberatung, Psychologie des Erziehers und der Erziehung, Charakterologie, Pathopsychologie, Methodologie der Erziehung, Gruppen- und Massenpsychologie sollen erörtert werden.

Der erste Jahrgang will nur Aufsätze bringen, „die auch von den wenig Eingeweihten verstanden werden können". Das erste Heft ist in diesem Sinne zusammengestellt und bringt ausschließlich dem Psychoanalytiker gut bekannte Autorennamen. Schneider eröffnet die Zeitschrift mit einem programmatischen Aufsatz „Geltungsbereich der Psychoanalyse für die Pädagogik", Zulliger bringt ausgezeichnete Beobachtungen zur Genese des kindlichen Gewissens, Nunberg teilt einen Ödipus-Traum eines kleinen Mädchens mit, Aichhorn eröffnet eine Artikelserie „Zum Verwahrlosten-Problem" und Hárnik referiert über die „therapeutische Kinderanalyse" (Kleiner Hans und „Wolfsmann").

Fenichel (Berlin)

Dr. Carl Müller-Braunschweig
Berlin-Schmargendorf
Sulzaer Straße 3

IMAGO, Band XIII (1927), Heft 1

(Ausgegeben Ende Januar 1927)





Alle redaktionellen Zuschriften und Sendungen bitte zu richten an:

Dr. Sándor Radó, Berlin W 15, Meierottostraße 4,

alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien VII, Andreasgasse 3



Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien VII, Andreasgasse 3
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortl. für die Redaktion: Dr. Paul Federn, Wien I, Riemergasse 1
Gedruckt bei Christoph Reisser's Söhnen, Wien V, Arbeitergasse 1—7